

# BIOS

---

## ZEITSCHRIFT FÜR BIOGRAPHIEFORSCHUNG, ORAL HISTORY UND LEBENSVERLAUFSANALYSEN

---

Inhalt Heft 1/2009 (22. Jahrgang)

*Gernot Böhme*

Biographie als Gestaltwandel

*Mandy Boehnke*

Gut gebildet = kinderlos? Zu feinen deutsch-deutschen Unterschieden  
im Umgang mit dem Kinderwunsch

*Herwig Reiter*

Die Arbeitslosen, der Staat und die Option der Abwanderung.  
Zur Neubestimmung von Solidarität im „Neuen Westen“ Europas  
aus der Sicht Jugendlicher

*Astrid Seltrecht*

Handeln Ärzte pädagogisch? Die erste deutsche Frauenärztin  
Hermine Heusler-Edenhuizen (1872-1955) und ihr Kampf gegen Kindbettfieber  
unter erziehungswissenschaftlicher Perspektive

*Maren Brandt*

Techno-Biographien: Eine narrative Analyse von Lebensgeschichten  
deutscher Techno-DJs

*Helga Amesberger*

Zur Produktion von Geschlecht in lebensgeschichtlichen Interviews

*Piotr Filipkowski und Anna Wylegala*

Kreuz Ostbahn/Krzyż Wielkopolski. Kreuzung deutscher und polnischer Erinnerung  
Sammlungen, Literaturbesprechung und Konferenzbericht



---

# Bios

---

Zeitschrift für  
Biographieforschung, Oral History  
und Lebensverlaufsanalysen

---

## Inhalt Heft 1/2009 (22. Jahrgang)

<i>Gernot Böhme</i> Biographie als Gestaltwandel.....	3
<i>Mandy Boehnke</i> Gut gebildet = kinderlos? Zu feinen deutsch-deutschen Unterschieden im Umgang mit dem Kinderwunsch .....	12
<i>Herwig Reiter</i> Die Arbeitslosen, der Staat und die Option der Abwanderung. Zur Neubestimmung von Solidarität im „Neuen Westen“ Europas aus der Sicht Jugendlicher.....	32
<i>Astrid Seltrecht</i> Handeln Ärzte pädagogisch? Die erste deutsche Frauenärztin Hermine Heusler-Edenhuizen (1872-1955) und ihr Kampf gegen Kindbettfieber unter erziehungswissenschaftlicher Perspektive .....	57
<i>Maren Brandt</i> Techno-Biographien: Eine narrative Analyse von Lebensgeschichten deutscher Techno-DJs .....	75
<i>Helga Amesberger</i> Zur Produktion von Geschlecht in lebensgeschichtlichen Interviews.....	105
<hr/> <b>Projektbericht</b> <hr/>	
<i>Piotr Filipkowski und Anna Wylegala</i> Kreuz Ostbahn / Krzyż Wielkopolski. Kreuzung deutscher und polnischer Erinnerung .....	117

## Sammlungen

---

*Michael Ritter*

Ein Fenster zur Kindheit? Kindertexte als Datenmaterial empirischer  
Erziehungs- und Sozialwissenschaft und das ‚Archiv für Kindertexte‘  
an der Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg .....143

*Claus Bernet*

Zeitzeugendokumentation Berliner Bezirke.  
„Erweckte Geschichte“ als regionales Projekt der Oral History .....152

## Literaturbesprechung

---

Hans Joachim Schröder: Technik als biographische Erfahrung 1930-2000.  
Dokumentation und Analyse lebensgeschichtlicher Interviews  
(*Kathrin Pöge-Alder*) .....154

## Konferenzbericht

---

5. Konferenz der Brasilianischen Oral History Gesellschaft, Sektion Süd  
(*Meri Frotscher und Alexander Freund*) .....157

Autorinnen und Autoren dieses Heftes .....162

# Biographie als Gestaltwandel

Essay

Gernot Böhme

## I. Goethes Wissenschaft vom Lebendigen

Wir wissen: Goethe schwebte eine Wissenschaft vom Lebendigen vor, in der das Lebendige im Lebensvollzug dargestellt würde.<sup>1</sup> Tiere, Pflanzen und auch wir sind nur als Werdende. Das widerspricht seit den Anfängen in der griechischen Antike der Idee der Wissenschaft, nach der sie nur aussagen kann, was ist – und was ist, ist nur im Augenblick. Die Physik half sich seit Descartes und Newton mit dem *impetus*, oder allgemeiner bei Leibniz mit dem *conatus*, durch welche in den Begriff des gegenwärtigen Zustandes die Tendenz für den Fortgang aufgenommen wurde. Goethe hat mit der Metamorphosenlehre einen anderen Kompromiss von Sein und Werden gefunden, nämlich die Vorstellung von einer Form – μορφή – im Wandel, bzw. eines Wandels der Form, der jeweils auf einem gewissen Plateau innehält. Er fühlte sich in diesem Bemühen mit Recht in einem Gegensatz zur herrschenden Biologie mit ihrer analytischen und klassifikatorischen Vorgehensweise. Vorsichtig, um das dort Geleistete nicht zu leugnen, drückt er sich folgendermaßen aus: „Aber diese trennenden Bemühungen, immer und immer fortgesetzt, bringen auch mancherlei Nachteil hervor. Das Lebendige ist zwar in Elemente zerlegt, aber man kann es aus diesen nicht wieder zusammenstellen und beleben.“ (Goethe 1954, 6f.) Diese Kritik bezieht sich nicht so sehr darauf, dass das Ganze mehr ist als seine Teile, sondern besagt vielmehr, dass die so gewonnene Wissenschaft ein Wissen vom Toten, nicht vom Lebendigen ist.

Goethes Wissenschaft vom Lebendigen ist also nicht so sehr Gestalterkenntnis, wie der Terminus *Morphologie* nahelegt, sondern Metamorphosen-Lehre. Offenbar hat er den Ausdruck *Morphologie*, den er dann auch als Sammelbezeichnung für seine biologischen Arbeiten verwendete, zunächst im engeren Sinne für die Knochenlehre gebraucht. (Kuhn 1988a; Kuhn 1988b)<sup>2</sup> Und hier, bei den Skelettstudien – die Knochenlehre, nicht die Embryologie war Goethes primärer Zugang –, finden sich ja auch die einzelnen Formen auf Dauer gestellt nebeneinander. Anders ist es bei den Tieren, insbesondere bei den Insekten, die im Phänotyp ihres Lebensvollzuges einen Gestaltwandel zeigen. Gerade sie sind es, die zum Begriff der Metamorphose Anlass gegeben haben. Das für uns noch gültige Paradigma von Metamorphose – Ei, Raupe, Pup-

---

1 Eine ausführliche Analyse von Goethes *Metamorphose der Pflanzen* als Beispiel romantischer Wissenschaft findet sich in Böhme 1999.

2 In seiner ersten „öffentlichen“ Verwendung des Ausdrucks, nämlich in seinem Brief an Schiller vom 12.11.1796 bezieht er ihn sogar auf seine Gesteins-Studien.

pe, Schmetterling – wird auch in Goethes Gedicht *Metamorphose der Pflanzen* ange-rufen: „Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geschäftig, ...“

Umgekehrt dient in diesem Gedicht die Darstellung des Gestaltwandels im Leben der Pflanze dazu, dem Hörer oder Leser – primär wohl Christiane Vulpius als Adres-satin des Gedichtes – dazu, auf den Gestaltwandel im menschlichen Leben aufmerk-sam zu machen und damit ein Selbstverständnis im menschlichen Leben als Gestalt-wandel zu erwecken.

## II. Lebensalter

Dieser ist nun unübersehbar – und doch wird er vielfach übersehen. Seit der Antike wird das menschliche Leben als Gestaltwandel gesehen, zumindest als die Abfolge von Kindheit, Jugend, Mannes- und dann Greisenalter. Weiter ausgeprägt wurde die Sicht in der Hebdomadendlehre, der Gliederung des Lebens in 7-Jahresperiode, die bis heute bei den Anthroposophen ihre Gültigkeit hat. Es sei hier Solons berühmtes Ge-dicht zitiert:

*Knabe zuerst ist der Mensch, unreif: da wirft er der Zähne  
Hag, der dem Kinde entspross, von sich im siebenten Jahr.*

*Wenn zum anderen Mal Gott schloß die Sieben der Jahre,  
Zeichen der Mannheit dann keimen, der nahenden, auf.*

*Während der dritten umkraust sein Kinn — noch wachsen die Glieder -  
Wolliger Flaum, da der Haut Blüte im Wandel verwich.*

*Nun in den vierten empor zu hohem vollem Gedeihen  
Reift die Stärke; in ihr zeigt was er taugte der Mann.*

*Mit den fünften gedeiht ihm die Zeit, der Freite zu denken  
Und dass in Söhnen ersteh fürderhin wählender Stamm.*

*Während der sechsten da breitet der Geist allseit sich ins Rechte,  
Nimmer zu unnützem Tun treibt ihn hinfort noch der Mut.*

*Sieben Siebenerjahre und acht: im vollen Gedeihen  
Stehen Zunge und Geist: vierzehn an Jahren zusamt.*

*Noch in den neunten ist tauglich der Mann, doch lässiger zeigen  
Gegen das volle Gedeihn Zunge fortan sich und Witz.*

*Wer in die zehnten gelangte, die zehnten nach Maßen vollendend,  
Kaum zur Unzeit wärs, träf ihn die Neige des Tods.<sup>3</sup>*

Für uns heute ist auffällig, dass er die Lebensalter nur am männlichen Lebenslauf aufzeigt, wenngleich sie vielleicht am weiblichen manifester sind. (Gahlings 2006; s.a. Schmuckli 2001) Manifest sind jedoch überhaupt immer nur die einzelnen Pha-sen, oder, wie wir sagen, relativ stabilen Plateaus, und das so sehr, dass sie gewisser-maßen die jeweils anderen verdrängen. Der Gestaltwandel ist eigentlich nur im Mit-

---

3 Übersetzung von W. Schadewaldt (1933, 282f.).

gehen wahrnehmbar, und auch hier ist es schwer, die jeweils anderen Phasen mit wahrzunehmen. Doch wer z.B. seinen Großvater nur als Großvater kennengelernt hat, für den ist dieser Mensch schlicht Großvater – substantiell. Auch beim flüchtigem Begegnen ist der Andere jeweils schlicht identisch mit der Phase, in der er sich befindet: dieses Kind, diese Frau. Man lasse sich nicht durch Redewendungen wie „das Kind im Manne“ oder „der zukünftige Forscher“ (von einem Kinde gesagt) täuschen. Sie lesen spielerisch Retentionen oder Protentionen<sup>4</sup> in das Erscheinungsbild hinein, die faktisch gerade nicht sichtbar sind. Der überwältigende Eindruck ist die Verdeckung der anderen Lebensalter durch den jeweiligen Phänotypus. Man kann im Erscheinungsbild einer Matrone – in der Regel – das hübsche Mädchen oder die sportliche Jugendliche nicht mehr entdecken. Was noch gravierende ist: Die betroffenen Menschen finden in sich selbst das Kind oder den Jugendlichen nicht mehr. Sie haben nur vage Erinnerungen, heute gestützt durch Fotos, doch wie es sich anfühlt, ein Kind zu sein, ist ihnen abhanden gekommen. In der anderen Richtung, in Richtung auf Zukunft, sieht es etwas besser aus. Hier wird vom Heranwachsenden der Drang zum Wandel, werden auch Anzeichen des Neuen gespürt, manchmal freudig, häufig aber auch befremdet – man denke nur an die Pubertät. Auch in den späten Jahren wird im Verlauf einer Phase die Ankündigung der nächsten spürbar, nach Solons Gedicht im 9. Jahrsiebt, also etwa vom 56. Lebensjahr an, das Alter. Ja man kann sogar sagen, dass das Charakteristische einer Phase die Herausbildung der nächsten ist: das Altern für das Alt-Sein. Das wäre sehr im Sinne Goethes, für den ja eine Lebensphase, so sehr sie eine gewisse Stabilität zeigt, die Herausbildung der nächsten ist.

Doch im Allgemeinen bedarf es einer gewissen Anstrengung, um im Anderen oder auch an und in sich selbst das Gewesene und das sich Herausbildende zu gewahren. Man könnte das verallgemeinernd auch Biographiearbeit nennen, Heidegger spricht vom Zurück-Kommen-auf und vom Vorlaufen-zu, wodurch die Lebensganzheit zusammengebracht werden soll. Der Grund dafür, dass hier überhaupt ein eigenes Bemühen notwendig ist, besteht darin, dass man sich im jeweiligen Lebensalter einrichtet. Man versteht sich selbst als Kind, Jugendlicher, Mann, man verstärkt dieses Bewusstsein, indem man sich in die entsprechenden Mentalitäten einschwingt, die angemessene Kleidung trägt und die erwarteten Habitus annimmt. Das führt uns zu einem weiteren wichtigen Punkt.

### III. Kulturelle Ausformung der Lebensalter

Solon wie auch Goethe in seinem Gedicht *Metamorphose der Pflanzen* stellen die Lebensalter als naturgegeben dar – freilich nicht nur. Für uns aber ist inzwischen die gesellschaftlich-historische Prägung der Lebensalter ins Bewusstsein getreten, und – was mehr ist – wir erleben eine Verschiebung, bzw. auch Nivellierung der Grenzen zwischen den Lebensaltern. Das ist möglich, weil wir die Lebensalter, die durchaus eine Naturbasis haben, weitgehend in ihrer kulturellen Ausprägung erleben. Natürlich gibt es eine deutliche Differenz in den körperlichen Proportionen zwischen Baby, Kleinkind, Jugendlichem, Erwachsenen, altem Mann oder alter Frau; natürlich gibt es die Phasenübergängen von erstem Bartwuchs, Telarche, Menstruation, Klimakterium usw., doch einerseits sind sie – wie wir in den letzten Jahrzehnten erfahren haben –

4 Mit diesen Ausdrücken hat Edmund Husserl die Augustinische Zeitlehre wieder aufgenommen, nach der Zeit ist in der Seele, nämlich als die Dreieitigkeit von *attentio*, *memoria* und *expectatus*.

durch Bedingungen der Lebensführung verschiebbar, und andererseits haben die ihnen entsprechenden Abteilungen von Lebensaltern durch gesellschaftliche Bräuche und Rechtsvorschriften eine gewisse Selbstständigkeit erlangt. Dabei ist auf der einen Seite an die *rites des passages* zu denken wie auch an die Rechtsbestimmungen etwa die dimensional unterschiedlichen Mündigkeitsalter (Böhme 2009) – Geschäftsmündigkeit, Religionsmündigkeit, Ehemündigkeit, Strafmündigkeit und politische Mündigkeit. Auf der anderen Seite ist an die Ausprägung Lebensalter spezifischer Kulturen zu denken. Hier nun können wir gegenläufige Entwicklungen beobachten.

Die in allen Kulturen vorhandenen und teils bis in das Körperliche einschneidenden *rites des passages* – man denke nur an die Beschneidungssitten – existieren auch in unserer Kultur: Konfirmation, Volljährigkeit, Hochzeit, Verrentung. Sie sind jedoch auf der einen Seite relativ abgekoppelt von der natürlichen, d.h. körperlichen Entwicklung des Menschen – und damit verschieblich, auf der anderen Seite wird seit Jahrzehnten ihre Bedeutung immer weiter herab gespielt. So war beispielsweise noch vor sechzig Jahren die Konfirmation, d.h. die ausdrückliche, nämlich auf der Religionsmündigkeit basierende Aufnahme in die Kirche, der man ohnehin angehörte, für den Jungen verbunden mit der Aufnahme in den Status des jungen Mannes: Man trug zum ersten Mal einen richtigen Anzug. Von dieser Kopplung kann heute keine Rede mehr sein, vielmehr legen die Jugendlichen Wert darauf, als Jugendliche zu erscheinen. So war vor fünfzig Jahren das Erreichen der Volljährigkeit – damals charakteristischer Weise mit 21 Jahren – noch ein feierlicher Akt des Mündig-Sprechens, der Emanzipation in ferner Erinnerung an römisches Recht. Heute mit 18 als letzter Stufe der juristisch attribuierten Mündigkeit, nämlich der politischen Mündigkeit, konkret: der Wahlberechtigung und – was kaum jemand weiß: auch der Ehemündigkeit (Akashe-Böhme 2009) – ist dieser Tag als solcher kaum eines festlichen Aktes wert. Wenn die Jugendlichen diesen Tag, den 18. Geburtstag, heute gleichwohl mit einer besonderen Party feiern, so vielmehr, weil sie damit in einem ganz anderen Sinne zur Gesellschaft gehören: nämlich zur Gesellschaft der Autofahrer. Sie machen deshalb ihren Führerschein möglichst schon vorher, um ihn dann, mit dem 18. Geburtstag, auch in Empfang nehmen und nutzen zu können. Man sieht also: Es gibt – auch bei uns – die *rites des passages*, doch sie sind weit entfernt davon, Ausprägungen oder Artikulationen der natürlichen Entwicklung zu sein.

Bei den Lebensalter spezifischen Kulturen verhält es sich ähnlich, doch die Tendenz der Entwicklung ist eine andere, eine ambivalente. Auf der einen Seite können wir sagen, dass diese Ausprägung von altersspezifischen Sektoren unserer Kultur geradezu eine Errungenschaft der Neuzeit ist. So ist die Entdeckung der Kindheit<sup>5</sup> nicht so sehr eine Erkenntnisleistung als vielmehr die Herausbildung einer Sonderkultur: die Entstehung einer Welt der Spielzeuge, einer Literatur für Kinder – und entsprechend später für Jugendliche – die Entwicklung spezifischer Kinderkleidung. Heute wird diese Sonderkultur noch verstärkt durch die Selbsttätigkeit von Peer-groups an besonderen Orten, den Kindertagesstätten, den Kindergärten, Schulen. Kinder und Jugendliche sind nicht mehr junge Erwachsene, und sie leben auch nicht mehr primär in der Welt der Erwachsenen, sondern haben ihre eigenen Orte, ihre eigene Welt und ihre eigene Kultur. Diese eindrucksvolle Ausprägung von Lebensalter spezifischen Sonderkulturen betrifft jedoch nur die Kindheit und die Jugend. Demge-

---

5 Titel eines Buches von Horst Rabe (1998), siehe vor allem Ariès 2003.

genüber sind die kulturellen Ausprägungen der Phasen des Erwachsenen-Daseins deutlich nivelliert worden. Das hat einerseits mit der Ausdehnung der Werte von Jugendlichkeit auf das ganze Leben zu tun, andererseits mit dem Verlust der gesellschaftlichen Bedeutung von Alter. So gerieren sich Pop-Sängerinnen mit über sechzig Jahren als Jugendliche – und sind wegen ihrer Medienpräsenz darin auch Vorbild. Auf der anderen Seite ist die in Europa für Jahrtausende gültige kulturelle Altersscheide zwischen dem Status der Unverheirateten und der Verheirateten ganz weggefallen. Nicht nur, dass man die Unterscheidungen von Frau und Fräulein nicht mehr kennt, vielmehr sind die traditionellen Vorschriften in Frisur und Tracht, die diese Differenz markierten nicht mehr existent. Der Verlust von Alter als eines gesellschaftlich hervorgehobenen Status hat wohl mit dem Verfall von Lebenserfahrung zu tun. In einer durch die rasante Entwicklung von Technik ständig revolutionierten Gesellschaft ist die Weisheit des Alters nicht mehr gefragt, weil die Lebenserfahrung der Alten durch die längst veränderte Arbeits- und Lebensform selbst veraltet ist.

#### IV. Goethes Vorstellung vom Lebensganzen

Wenn wir derart vorbereitet nach Goethes Konzept vom Ganzen des menschlichen Lebens fragen, so erhalten wir charakteristische, doch keineswegs eindeutige Antworten. Zwar ist es richtig, dass Goethe in seinem Gedicht *Metamorphose der Pflanzen* das menschliche Leben als Gestaltwandel darstellt, doch ist Goethe vielmehr bekannt als Autor des Entwicklungsgedankens.<sup>6</sup> Dieser Eindruck speist sich vor allem aus seinem Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre, und ebenso indirekt aus seiner Förderung von Jung-Stilling (Stilling 1777) und Karl Philipp Moritz mit seinem Roman *Anton Reiser* (Erstdruck 1785-90). Hiernach sieht Goethe – als Biologe darin wohl Albrecht von Haller folgend – das Leben als Auswicklung einer ursprünglichen Anlage, einer *Entelechie*,<sup>7</sup> also die Entwicklung des menschlichen Lebens als einen teleologischen Prozess, der durch äußere Anlässe zwar angeregt und gehindert werden kann, wobei jedoch solche Einwirkungen – einschließlich der Erziehung – letztlich der Findung des Selbst dienen. Dichterisch hat Goethe diesen Gedanken in den *Urworten Orphisch* formuliert. Hier wird die ursprüngliche Anlage des Menschen als Dämon bezeichnet, als Gestirnskonstellation und als *Gesetz, wonach du angetreten*. Es sei das erste Gedicht des Zyklus hier zitiert:

*Δαίμων, Dämon*

*Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,  
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,  
Bist alsobald und fort und fort gediehen  
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.  
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,  
So sagten schon Sibyllen, so Propheten,*

6 Über weitere Biographietypen siehe meinen Aufsatz *Lebensgestalt und Zeitgeschichte* (Böhme 1990).

7 Dieser Ausdruck ist zur Bezeichnung von Goethes Konzept der Persönlichkeitsentwicklung sehr geläufig. Goethe selbst ist in seinem Gebrauch allerdings eher sparsam. Charakteristisch ist für unseren Zusammenhang eine Formulierung aus *Maximen und Reflexionen*: „Jede Monade ist eine Entelechie, die unter gewissen Bedingungen zur Erscheinung kommt“. (MuR 1397) Siehe auch den Artikel von Andreas Anglet zum Stichwort Entelechie im Goethe Handbuch (Anglet 1996).

*Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt  
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.*

Zwar wird in den weiteren Gedichten auf die Mitwirkung des Zufälligen (Τυχη) hingewiesen, insbesondere auf die Rolle der Anderen, die Anpassung veranlasst. Zwar wird der Einschnitt der Liebe (Ερως) hervorgehoben, doch setzt sich schließlich das *Gesetz, wonach du angetreten*, durch (Ανάγκη), und zum Schluss bleibt nur die Hoffnung auf ein freieres Leben im Jenseits (Ελπιδς). Aber immerhin ist doch in dem ersten, dem zitierten Gedicht der Gedanke der Metamorphose angedeutet mit der letzten Zeile: *Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.*

Die *Urworte Orphisch* entwickeln diese Form keineswegs, und man kann die Folge der Gedichte nur mit einiger Mühe als Folge von Lebensaltern auslegen, so sehr Anpassung an die Anderen, Liebe und Selbstfindung, Sklerotisierung und Vereinsamung und schließlich Hoffnung in Alter und Sterben sich dazu anbieten. Deutlicher ist der Bezug zu der klassischen Lehre von den Lebensaltern in einem Aphorismus, der sich als Nr. 1315 in den *Maximen und Reflexionen* findet. Als Besonderheit jedes Lebensalters wird dabei die jeweilige Philosophie – wir würden wohl sagen Mentalität oder Lebenseinstellung – benannt.

*Jedem Alter des Menschen antwortet eine gewisse Philosophie. Das Kind erscheint als Realist; denn es findet sich so überzeugt von dem Dasein der Birnen und Äpfel als von dem seinigen. Der Jüngling, von innern Leidenschaften bestürmt, muß auf sich selbst merken, sich vorfühlen: er wird zum Idealisten umgewandelt. Dagegen ein Skeptiker zu werden hat der Mann alle Ursache; er tut wohl zu zweifeln, ob das Mittel, das er zum Zwecke gewählt hat, auch das rechte sei. Vor dem Handeln, im Handeln hat er alle Ursache, den Verstand beweglich zu erhalten, damit er nicht nachher sich über eine falsche Wahl zu betrüben habe. Der Greis jedoch wird sich immer zum Mystizismus bekennen. Er sieht, daß so vieles vom Zufall abzuhängen scheint: das Unvernünftige gelingt, das Vernünftige schlägt fehl, Glück und Unglück stellen sich unerwartet ins gleiche; so ist es, so war es, und das hohe Alter beruhigt sich in dem, der da ist, der da war, und der da sein wird.*

Goethe betont hier das In-sich-Ruhen, die Selbstständigkeit jedes Lebensalters. Nur im Jünglingsalter gehört zu dessen Selbstverständnis das Drängen über sich hinaus: Der Jüngling muss sich vorfühlen. Allenfalls kann man noch den Bezug auf Jahwe im hohen Alter als Form im Wandel verstehen.

Die Form des Lebens in ihrer Entwicklung wird viel mehr im Gedicht *Metamorphose der Pflanzen* – wenngleich in Analogie dargestellt.<sup>8</sup> Dieses Gedicht stellt die Metamorphose der Pflanze noch nach dem Muster der Blattmodifikationen dar.<sup>9</sup> Dabei – das ist die erste Analogie – wird das Keimblatt als Kind im Pflanzendasein angesehen:

8 Zu einer ausführlicher Interpretation des Gedichtes siehe Böhme 1999.

9 Nach der endgültigen Goethische Auffassung ist nicht das Blatt das sich wandelnde Bauelement, sondern „Stengelabschnitt mit Knoten, Blatt und Achselknospe“ (vgl. Becker 1997).

*Und so bezeichnet sich auch unter den Pflanzen das Kind.*

Ferner wird durch *Hymen*, den Gott, der Vorgang der Bestäubung bei der Pflanze als Hochzeit gedeutet:

*Hymen schwebet herbei, und herrliche Dürfte, gewaltig  
Strömen süßen Geruch, alles belebend, umher.*

Doch die umfassende Deutung des menschlichen Lebens als Metamorphose hebt erst an, indem sich Goethe seiner Adressatin am Ende erneut zuwendet, um seine Darstellung der Entwicklung der Pflanze ihr als ein neues Selbstverständnis nahezu legen:

*Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geschäftig,  
Bildsam ändre der Mensch selbst die bestimmte Gestalt.  
O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft  
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entsproß,  
Freundschaft sich mit Macht aus unserm Innern enthüllte,  
Und wie Amor zuletzt Blüten und Früchte gezeugt.  
Denke, wie mannigfach bald die, bald jene Gestalten,  
Still entfaltend, Natur unsern Gefühlen geliehn!  
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe  
Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,  
Gleicher Ansicht der Dinge, damit in harmonischem Anschau  
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.*

Man mag enttäuscht sein, dass Goethe in der Analogie zur Pflanze die sich wandelnden Gestalten menschlichen Lebens nicht weiter ausführt. Doch man wird versöhnt durch eine ganz überraschende Wende, durch die Goethe seine Aussage gerade über die Pflanzenanalogie hinausführt.

*Bildsam ändre der Mensch selbst die bestimmte Gestalt.*

So beginnt Goethe die Lehre, die aus der Betrachtung der Pflanzenentwicklung zu ziehen ist. Der Imperativ und die Betonung des *der Mensch selbst* machen deutlich, dass die menschliche Entwicklung keineswegs nur Natur, nur gegeben ist. Sie ist vielmehr eine Aufgabe. Die Betrachtung der Natur dient also nicht einfach der Erkenntnis, wie der Anfang des Gedichtes noch nahelegen könnte:

*Dich verwirret, Geliebte, die tausendfältige Mischung  
Dieses Blumengewühls über den Garten umher;*

Vielmehr dient sie einer Maxime der Selbstbildung. Die Betrachtung der Natur lehrt uns etwas über unsere eigene Natur und fordert uns zugleich auf, uns dem Vorbild der Natur entsprechend selbst zu bilden. Goethe folgt in dieser Auffassung derjenigen J.G. Sulzers, der ein Buch zur moralischen Betrachtung der Natur geschrieben hat. (Sulzer 1750) Auch an Kants *Kritik der Urteilskraft* wäre zu erinnern, eine Schrift, die ja im §42 von einem intellektuellen Interesse am Naturschönen spricht, das „der Ver-

wandtschaft nach moralisch ist<sup>66</sup>. Beiden ist eigen, was auch für Goethe maßgeblich wird, dass nämlich die Natur von sich aus eine Ordnung zeigt, die wir im menschlichen Leben durch Selbstkultivierung erst hervorbringen müssen. Wir können also sagen: Die kulturelle Ausbildung der Lebensalter ist für Goethe eine Kultivierung der Natur des Menschen.

Doch das heißt für Goethe, dass wir in der Ausgestaltung der Lebensformen nicht auf die Gaben der Natur eingeschränkt sind. Zwar kann man die Entwicklung, an die er die geliebte Frau erinnert – von der *Bekanntschaft zur holder Gewohnheit*, von der *Liebe zu Blüten und Früchten* –, noch in Analogie zur natürlichen Reproduktion sehen. Doch es bleibt nicht bei den Gestalten, die uns die Natur geliehen. Vielmehr geht die Entwicklung weiter in die Ausbildung *gleicher Gesinnungen* und einer *gleichen Ansicht der Dinge*, also einer geteilten Einstellung zur Welt. Wie Platon in der Diotima-Rede des Symposions schreitet der menschliche Eros von der sinnlichen Begierde zum Streben nach schönen Gesinnungen und Taten fort, um sich schließlich im Anschauen des Schönen selbst zu erfüllen.

....., *damit im harmonischen Anschauen*  
*Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.*

Da Metamorphose im menschlichen Leben für Goethe zu einer Sache der Selbstkultivierung wird, da natürlicher Gestaltwandel zur Selbst-Gestaltung auffordert, ergreift der biographische Gestaltwandel schließlich auch, was der Mensch als soziales und geistiges Wesen ist. Die Philosophie, die Goethe – wie wir hörten – den Lebensaltern zuordnet, ist damit ein Selbstverständnis, das der Mensch sich im Leben fortschreitend erst erarbeiten muss.

#### LITERATUR

- Akasha-Böhme, Farideh (2009): Ehefähigkeit und Ehemündigkeit. In: Gernot Böhme: Der mündige Mensch, Darmstadt.
- Anglet, Andreas (1996): Entelechie. In: Regine Otto und Bernd Witte (Hg.): Goethe Handbuch 4/1, Stuttgart, 264 ff.
- Ariès, Philipp (2003): Geschichte der Kindheit, München, 15. Aufl.
- Becker, Hans-Joachim (1997): Über die Metamorphose der Pflanzen – Morphologische Schriften. In: Bernd Witte (Hg.): Goethe Handbuch, Stuttgart, 695.
- Böhme, Gernot (1990): Lebensgestalt und Zeitgeschichte. In: Bios. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 3. Jg., 135-151.
- Böhme, Gernot (1999): Die Einheit von Kunst und Wissenschaft im Zeitalter der Romantik. In: Gernot Böhme: Für eine ökologische Naturästhetik, Frankfurt/M., 3. Aufl.
- Böhme, Gernot (2009): Einleitung. In: Gernot Böhme (Hg.): Der mündige Mensch, Darmstadt.
- Gahlings, Ute (2006): Phänomenologie der weiblichen Leiberfahrung, Freiburg.
- Goethe, Johann Wolfgang von (1951): Zur Morphologie, Die Absicht eingeleitet. Die Schriften zur Naturwissenschaft, 1. Abt. Bd. 9, Weimar.
- Kant, Immanuel: Kritik der Urteilkraft, A 169
- Kuhn, Dorothea (1988a): Grundzüge der Goethischen Morphologie. In: Dorothea Kuhn: Typus und Metamorphose. Goethe-Studien. Marbach am Neckar.
- Kuhn, Dorothea (1988b): Goethes Morphologie. Geschichte – Prinzipien – Folgen. In: Dorothea Kuhn: Typus und Metamorphose. Goethe-Studien. Marbach am Neckar.
- Rabe, Horst (1998): Die Entdeckung der Kindheit, Konstanz.

- Schadewaldt, Wolfgang (1933): Lebenszeit und Greisenalter im frühen Griechentum, Die Antike IX, Berlin.
- Schmuckli, Lisa (2001): Hautnah: Körperbilder – Körpergeschichten. Philosophische Zugänge zur Metamorphose des Körpers, Königstein/Taunus.
- Stilling, Johann-Heinrich (1777): Henrich Stillings Jugend. Ein wahrhafte Geschichte, Berlin/Leipzig.
- Sulzer, Johann Georg (1750): Versuch einiger moralischer Betrachtungen über die Werke der Natur. Berlin, 2.Aufl.

# Gut gebildet = kinderlos?

Zu feinen deutsch-deutschen Unterschieden im Umgang mit dem  
Kinderwunsch

Mandy Boehnke

## 1. Fragestellung

In den seit dem Zusammenbruch der DDR und der Vereinigung der beiden deutschen Staaten vergangenen Jahren hat Deutschland dramatische Veränderungen durchgemacht. Durch die Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion und den Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland kam es innerhalb kürzester Zeit zu einer umfassenden wirtschaftlichen, rechtlichen, gesetzlichen und infrastrukturellen Angleichung der neuen Bundesländer an die alte BRD – auch wenn sich recht bald Schwierigkeiten in der Herstellung gleicher Lebensverhältnisse zeigten. Es folgte ein massiver Einbruch von Geburten-, Scheidungs- und Heiratsziffern in Ostdeutschland, ein demographischer Ausnahmezustand, der nur sehr langsam abgeklungen ist. Inzwischen haben sich die entsprechenden Kennziffern der alten und neuen Bundesländer angeglichen, und es ist davon auszugehen, dass viele Verhaltensweisen im Bereich Familie und Kinder ähnlich geworden sind. Es gibt aber nach wie vor Aspekte, bei denen entweder keine Angleichung stattgefunden hat oder sich Unterschiede sogar noch vergrößert haben. Zwei der markantesten persistenten Unterschiede zwischen Ost und West beziehen sich auf den Anteil nichtehelicher Geburten und auf die Kinderlosenquote. Geburten in nichtehelichen Lebensgemeinschaften sind in den neuen Bundesländern weiterhin deutlich häufiger als in den alten Bundesländern: 60% vs. 24% (Statistisches Bundesamt 2007). Der geschätzte Anteil kinderlos bleibender Frauen ist in den neuen Bundesländern deutlich geringer als in den alten (Geburtsjahrgang 1960: 12% vs. 24%) (Kreyenfeld 2004), wobei dieser Anteil allerdings auch in den neuen Bundesländern gestiegen ist.

Im hier vorgelegten Beitrag wird auf die Frage fokussiert, wie sich ost- und westdeutsche Frauen ohne Kinder im Umgang mit der Kinderfrage unterscheiden. Dabei wird besonders auf den Kinderwunsch ‚an sich‘, auf Vorstellungen zum ‚Wann‘ des Kinder-Habens sowie auf subjektiv erlebte Voraussetzungen für die Geburt eines Kindes und die antizipierten Folgen einer Mutterschaft eingegangen. Nach einem kurzen Einblick in aktuelle Zahlen stehen zunächst theoretische Überlegungen im Mittelpunkt, die schließlich in Thesen zu Ost-West-Unterschieden genereller Natur und spezieller zur Bedeutung von Bildung münden. Die Datenbasis für Belege zu den aufgestellten Thesen bilden 16 Interviews mit 25- bis 30-jährigen und 35- bis 40-jährigen Frauen ohne Kinder aus den alten und neuen Bundesländern. Das qualitative Vorgehen ermöglicht es hierbei, die Gründe für oder gegen Kinder detaillierter zu

bestimmen als dies in quantitativen Analysen möglich ist. Ein Ausblick auf die mögliche zukünftige Entwicklung bildet den Abschluss des Beitrags.

## 2. Aktuelle demographische Situation

Aktuell liegt die Geburtenrate in Deutschland bei 1,3 Kindern pro Frau; neue und alte Bundesländer unterscheiden sich dabei nicht (Statistisches Bundesamt 2007). Deutschland gehört damit zu den Ländern mit einer sehr niedrigen Fertilität, wird in diesem Zusammenhang aber oft besonders hervorgehoben, weil Deutschland (West) trotz relativ stabiler wirtschaftlicher Lage eines der ersten Länder war, die eine sehr niedrige Geburtenziffer hatten, während in der DDR ab Mitte der 1970er Jahre wieder mehr Kinder als zuvor geboren wurden. Kinderlosigkeit als eine der Ursachen für den Rückgang der Fruchtbarkeit hat in Deutschland im internationalen Vergleich ein relativ hohes Niveau. Insgesamt dürften etwa 20% der 1965 geborenen Frauen in Westdeutschland endgültig kinderlos bleiben (Kreyenfeld/Konietzka 2007). Obwohl die gegenwärtige Datenlage insgesamt diffizil ist<sup>1</sup> und Anteile kinderloser Frauen nur Näherungswerte sein können, ist zu konstatieren, dass Kinderlosigkeit bei ostdeutschen Frauen bislang generell deutlich seltener zu finden ist als bei westdeutschen Altersgenossinnen. Betrachtet man die Anteile kinderloser Frauen in der Altersgruppe der 38- bis 39-Jährigen, wie sie sich im Mikrozensus 2004 darstellen, fällt ein deutlicher Unterschied auf. Während der Anteil der Frauen ohne Kind in der Kohorte 1965/66 in den alten Bundesländern 26% beträgt, beläuft sich dieser Anteil in den neuen Bundesländern auf nur 14% (Kreyenfeld/Konietzka 2007)<sup>2</sup>.

Bei Akademikerinnen, die in den letzten Jahren in besonderem Maße in der öffentlichen Diskussion standen, verstärkt sich dieser Unterschied noch. Untersuchungen, die sich auf westdeutsche Frauen im Alter von 35-39 Jahren beschränken und implizit annehmen, dass diese Frauen ihren Fertilitätsprozess weitestgehend abgeschlossen haben, überschätzen zwar in der Regel den Anteil der Kinderlosen unter Frauen mit Hochschulbildung, wenn sie von einem Anteil von über 40%<sup>3</sup> ausgehen, da insbesondere westdeutsche Akademikerinnen ihren Kinderwunsch oft erst sehr spät realisieren (Grünheid 2003; Wirth/Dümmler 2004). Es bleibt allerdings zu konstatieren, dass die Kinderlosenquote bei westdeutschen Frauen mit akademischer Bildung deutlich höher liegen dürfte, als dies bei ostdeutschen Frauen der Fall ist. Kreyenfeld (2004), die anhand von Mikrozensusdaten aus dem Jahr 2000 Frauen mit Hochschulabschluss untersucht, findet, dass Akademikerinnen des Geburtsjahrgangs 1960 in Westdeutschland zu etwa 36% kinderlos bleiben, während dies auf etwa 24% aller westdeutschen Frauen zutrifft (vgl. Tabelle 1).

---

1 Exakte bevölkerungsstatistische Angaben zur Kinderlosigkeit sind derzeit nicht möglich (Konietzka/Kreyenfeld 2007). Die häufig verwendeten Daten des Mikrozensus, der wichtigsten amtlichen Befragung, umfassen nur die Anzahl der minderjährigen Kinder im Haushalt; Kinder, die den Haushalt bereits verlassen haben oder außerhalb des Haushalts leben, werden nicht erfasst. Sozialwissenschaftliche Datensätze als Alternative zur amtlichen Statistik wiederum können aufgrund des schwer abzuschätzenden Stichprobenfehlers problematisch sein.

2 Dabei dürften beide Prozentsätze überschätzt sein, bei den westdeutschen Frauen, weil sie noch Geburten im späteren Alter nachholen, bei den ostdeutschen Frauen, da Kinder von Frühgebärenden bereits ausgezogen sein dürften.

3 Es handelt sich um Auswertungen des Mikrozensus 2001 für Frauen von 35 bis unter 40 Jahren.

Tabelle 1: Kinderlosigkeit von Frauen in West- und Ostdeutschland im Jahr 2000

	Alle		Akademikerinnen	
	West	Ost	West	Ost
Alter 30	46 %	27 %	73 %	49 %
Alter 35	29 %	13 %	45 %	19 %
Alter 40	24 %	12 %	36 %	8 %
Alter 45	32 %	26 %	32 %	15 %

*Anmerkung: Die bei den im Jahr 2000 45-jährigen Frauen vermeintlich höhere Kinderlosigkeit entspringt nicht einer kohortenspezifisch stärkeren Tendenz, keine Kinder zu bekommen, sondern ist der Fragestrategie des Mikrozensus geschuldet, in dem nur nach im Haushalt lebenden Kindern gefragt wird, was dazu führt, dass unter den 45-Jährigen auch solche Frauen als kinderlos klassifiziert werden, die Kinder geboren haben, die aber bereits aus dem elterlichen Haushalt ausgezogen sind.*

*Quelle: Scientific Use File des Mikrozensus 2000, Kreyenfeld (2004)*

Im Ost-West-Vergleich wird deutlich, dass der Kinderlosenanteil bei 1960 geborenen ostdeutschen Akademikerinnen nur bei etwa 8% liegt (Kreyenfeld 2004). Gleichzeitig ist der Unterschied zu dem bei der Gesamtheit aller Frauen gefundenen Prozentsatz nicht so stark wie in Westdeutschland.

### 3. Theoretische Überlegungen und Thesen

Der hier vorgelegte Beitrag geht davon aus, dass die Entscheidung für oder gegen Kinder aus Lebenslaufsentscheidungen über einen längeren Zeitraum resultiert (Pfadabhängigkeit des Lebenslaufs), die durch äußere Rahmenbedingungen und durch individuelle Ressourcen und Dispositionen beeinflusst sind (Mehrebenenbezug). So kann kinderlos zu bleiben eine bewusste Entscheidung sein, sie kann aber auch aus einer Sequenz von vorher – bewusst oder unbewusst – getroffenen Lebensentscheidungen folgen (begrenzte Rationalität des Handelns). Die Auseinandersetzung mit der Frage, ob man ein Kind möchte oder (jetzt noch) nicht, hängt von Entwicklungen in verschiedenen anderen Lebensbereichen ab. In diesem Prozess sind unter anderem Ausbildung, Erwerbsleben, außererwerbliche Aktivitäten und private Lebensform (Mehrdimensionalität) von Bedeutung.

Allgemein wird hier davon ausgegangen, dass Individuen versuchen, ihre Bedürfnisse möglichst gut zu befriedigen. Menschen verfolgen dabei Handlungsziele, die instrumentell für die Befriedigung dieser Bedürfnisse sind. Bestimmte Handlungen sind individuell einschlägig zur Erreichung von Zwischenzielen, die dann wiederum entscheidend für das Erreichen von Wohlfahrtszielen höherer Ordnung sind, die letztlich der Befriedigung der grundlegenden Wohlfahrtsziele dienen. Zur Befriedigung von Bedürfnissen benötigt man Ressourcen, schon allein um anfallende Kosten abzudecken. Das individuelle Handeln von Akteuren ist in eine gegebene Handlungssituation (kulturelle, soziale, politische und ökonomische Verhältnisse) eingebettet, die Opportunitäten und Beschränkungen bereithält. Huinink (2005) nennt dies die externe Opportunitätsstruktur. Die externen Opportunitäten bieten den Rahmen für individuelle Handlungen und legen den Ressourcenbedarf fest. Individuelle Ressourcen (Zeit, Geld, Bildung etc.) wiederum haben einen Einfluss auf den Handlungsspielraum der

Akteure. Dieses Zusammenspiel von Ressourcen und Opportunitäten kann auch ‚objektive situationale Anreizstruktur‘ genannt werden. Diese legt fest, „welche Zwischenziele man unter gegebenen Verhältnissen verfolgen kann und sollte, um seine Wohlfahrtsbedürfnisse zu befriedigen“ (Feldhaus/Huinink 2006, 15). Bedeutsam für die letztliche Handlungsentscheidung ist die subjektiv situationale Motivstruktur, die neben der objektiven Anreizstruktur auch von einer subjektiven Situationswahrnehmung, Werten, Normen, Emotionen, Ansprüchen und Persönlichkeitseigenschaften abhängt (vgl. Feldhaus/Huinink 2006). Dieses Konzept bildet den theoretischen Rahmen des vorliegenden Beitrags und kann wie folgt thematisch ausformuliert werden.

Für eine potentielle Mutter oder auch einen potentiellen Vater sind verschiedene Rahmenbedingungen bedeutsam. Zunächst geht es hier um Bedingungen auf gesellschaftlicher Ebene, z.B. die Rechtslage eines Landes (in diesem Kontext etwa das Bundeserziehungsgeldgesetz, das staatliche Unterstützungen wie das Elterngeld regelt). Aber auch ein generelles Klima, ob Kinder an sich eher als problematisch gelten oder willkommen sind, gehört dazu. Akteure sind darüber hinaus in einen ganz konkreten sozialen Kontext eingebunden, der unterschiedliche Strukturen bereithält, z.B. kommunale Angebote für Kinder (Betreuungseinrichtungen, Spielplätze etc.). Besonders bedeutsam für das Handeln ist die konkrete Situation der Akteure, z.B. auf welcher Stufe sie sich im beruflichen Werdegang befinden oder ob ein Partner oder eine Partnerin vorhanden ist. Daneben verfügen Akteure über bestimmte Ressourcen wie den Bildungsstand, die finanzielle Ausstattung, die gesundheitliche Verfassung und das chronologische Alter. Es ist davon auszugehen, dass die Bewertung des Verhältnisses von Rahmenbedingungen und Ressourcenausstattung subjektiv erfolgt. Das kann je nach Situationswahrnehmung mehr oder weniger bewusst geschehen. Für in Ausbildung befindliche Akteure dürften die Ausbildung und das Studium in der Regel im Vordergrund stehen und eine wirkliche Auseinandersetzung mit einem Kind außen vor bleiben. Persönliche Eigenschaften, eigene Erfahrungen mit Kindern (z.B. Nichten, Neffen) oder Erfahrungen der eigenen Kindheit, die je individuelle, in Kindheit und Jugend entwickelte Stärke des eigenen Kinderwunschs (Boehnke/Boehnke 2009) und konkrete Vorstellungen über das Leben mit Kindern („Ich möchte meinem Kind etwas bieten können“) bedingen, ob Ressourcen und Opportunitäten so wahrgenommen werden, dass ein Kind in Frage kommt oder eher (noch) nicht.

Die hier vorgelegte Studie konzentriert sich auf eben diese subjektive Wahrnehmung. Bislang wurden bei der Frage nach der Familiengründung in erster Linie strukturelle Aspekte betont und kulturelle und psychosoziale Aspekte eher ausgeblendet (Huinink 2006). Die aktuelle Studie stellt sich die Aufgabe, eben diese Aspekte intensiver zu beleuchten. Die Studie arbeitet mit einer qualitativen Methodik, die subjektive Deutungen gegebener Situationen in den Vordergrund rückt und individuellen Werten und Einstellungen in besonderem Maße Rechnung trägt.

Bevor das Design der Studie vorgestellt wird, muss noch auf einige weitere Details zu Rahmenbedingungen von Fertilität im deutsch-deutschen Vergleich eingegangen werden, bevor am Ende dieses Abschnitts Thesen zu erwarteten Befunden formuliert werden.

Auf einige Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland wurde bereits eingegangen. Ein weiterer hervorstechender Unterschied war (und ist zum Teil immer noch) der Unterschied in der Quote weiblicher Erwerbstätigkeit. Wie schon verschie-

dentlich ausführlich dargestellt (z.B. Trappe 1995), war es für Frauen in der DDR der Normalfall, Vollzeiterwerbstätigkeit und Mutterschaft zu verbinden, während Frauen in der vormaligen BRD mit der Geburt eines Kindes in der Regel eine Familienpause einlegten oder ganz aus dem Erwerbsleben ausschieden. Während in der DDR zahlreiche staatliche Unterstützungsleistungen, wie etwa die Vollversorgung mit Krippen und Kindergärten, Schulspeisung etc. in Kraft waren, gab es statt dieser Infrastruktur in der BRD steuerliche Vergünstigungen für Alleinverdiener und eine finanzielle Unterstützung der elterlichen (mütterlichen) Betreuung von Kleinkindern (z.B. seit den 1980er Jahren das Erziehungsgeld). Seit 1990 ist die Familiengesetzgebung in Ost- und Westdeutschland in weiten Teilen gleich, einzelne Gesetze auf Länder- oder Kommunalebene (etwa die Ausführungsgesetze zum Kinder- und Jugendhilfegesetz) sind davon ausgenommen. Auch die Infrastruktur für Kinder und Familien glich sich über die Jahre an, ist aber bis heute nicht identisch (Hank/Kreyenfeld 2003). Trotz massiven Abbaus von Kindereinrichtungen in der Nachwendezeit sind diese in den neuen Bundesländern nach wie vor zahlreicher und haben zudem länger geöffnet. Unterschiede zeigen sich vor allem bei den unter Dreijährigen: In den neuen Ländern besuchen 37% der Kinder unter drei Jahren eine Kindereinrichtung, in den alten Ländern gerade einmal 8%. Dabei werden die Einrichtungen von 63% der Nutzer in Ostdeutschland und 33% der Nutzer in Westdeutschland ganztägig (>7h täglich) genutzt (Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2008). Dies trägt auch dem unterschiedlichen Arbeitsengagement ost- und westdeutscher Mütter Rechnung, denn trotz des deutlichen Rückgangs des Anteils erwerbstätiger Mütter in Ostdeutschland und des deutlichen Zuwachses im Anteil erwerbstätiger Mütter in Westdeutschland unterschieden sich die Erwerbsquoten auch 2004 noch um 10 Prozentpunkte (Ost: 71,9%, West 61,6%; BMFSFJ 2005). Der deutlichste Unterschied findet sich bei den Müttern von Kindern unter 3 Jahren. Hier beträgt die Differenz 15 Prozentpunkte. Bei einem Vergleich der Arbeitszeitmodelle fällt zudem auf, dass 59,8% der ostdeutschen, aber nur 40,1% der westdeutschen Mütter mit einem Kind vollzeiterwerbstätig sind (BMFSFJ 2005).

Neben der erwähnten unterschiedlichen Verfügbarkeit von Kindereinrichtungen sind auch kulturelle Unterschiede zu finden. Noch vor fünf Jahren gab ein doppelt so hoher Prozentsatz von Frauen aus den westlichen Bundesländern an, ein Kleinkind würde sicherlich unter der Berufstätigkeit seiner Mutter leiden (Ost: 23%, West: 56%; Genderdatenreport 2005). Verschiedene Studien bestätigen weitere Unterschiede in den kulturellen Leitbildern zur Familie unter Ost- und Westdeutschen. So konstatiert Meulemann (2007), dass der Wert von Kindern – angelehnt an die „Value of Children“-Forschung (Nauck 2001) – in Ostdeutschland höher ist als in Westdeutschland. Ergebnis der 1998 durchgeführten „frauen leben“-Studie (mit 20- bis 44-Jährigen) ist, dass zwischen den 35- bis 44-jährigen Frauen, die in der DDR aufgewachsen sind, und ihren Altersgenossinnen in der vormaligen BRD die größten Unterschiede in den „reproduktiven Kulturen“, d.h. Einstellungen zu verschiedensten Aspekten der Fertilität, etwa wann man zu alt für ein Kind ist, bestanden (BzGA 2000). Bernardi et al. (2008) finden, dass für junge Westdeutsche berufliche und materielle Sicherheit Voraussetzungen für eine nähere Beschäftigung mit der Frage sind, ob man ein Kind bekommen möchte, während jungen Ostdeutschen der Gedanke fremd ist, dass vor einem Kind alles geregelt sein muss. Der berufliche Werdegang beeinflusst dort den Wunsch nach Kindern nur marginal. Diese Befunde führen zur

Vermutung, dass sich die Motive Kinder zu haben, bei ost- und westdeutschen Frauen grundlegend unterscheiden (These 1). Es wird angenommen, dass eine Mutterschaft im Leben ostdeutscher Frauen insgesamt selbstverständlicher, bedeutsamer und weniger voraussetzungsvoll ist als bei Frauen in Westdeutschland.

In Westdeutschland ist die Vereinbarkeit der angestrebten beruflichen Entwicklung mit der Mutterschaft durch fehlende Kinderbetreuung und die weit verbreitete Vorstellung, dass die Mutter in den ersten Jahren des Kindes die beste Betreuungsperson ist, für höher gebildete Frauen besonders schwierig. Neben einem schlechten Gewissen ist vor diesem Hintergrund nicht nur ein kurzes, vorübergehendes Ausscheiden aus dem Berufsleben, sondern ein bis zu drei Jahren dauernder Rückzug ins Private in Kauf zu nehmen, was sich nicht nur im Verlust von Einkommen bemerkbar macht, sondern sich auch langfristig negativ auf den beruflichen Werdegang auswirkt und insgesamt hohe Opportunitätskosten verursacht (Ziefle 2004).

Die Verhältnisse in der ehemaligen DDR haben sich dagegen offenbar abschwächend auf Zusammenhänge zwischen dem Bildungsstand von Frauen und der Kinderlosigkeit ausgewirkt. Die bereits erwähnte „frauen leben“-Studie belegt, dass die Unterschiede in den „reproduktiven Kulturen“ zwischen Frauen mit hoher und Frauen mit niedriger Bildung in Westdeutschland noch einmal fast so groß sind wie die generellen Unterschiede in den reproduktiven Kulturen, die sich zwischen den neuen und alten Bundesländern finden (BzgA 2000). Es wird angenommen, dass eine Interaktion zwischen regionaler Herkunft und Bildung besteht: In den alten Bundesländern finden sich deutliche Unterschiede in der Einstellung zu einem Leben mit Kindern zwischen verschiedenen Bildungsgruppen, während sich für die neuen Bundesländer solche Unterschiede nicht in gleicher Weise finden lassen (These 2).<sup>4</sup>

Aus der Werteforschung ist bekannt (Inglehart/Welzel 2005), dass sich kultureller Wandel nicht von heute auf morgen vollzieht, sondern mindestens eine Generation braucht. In den letzten Jahren und Jahrzehnten hat insgesamt ein deutlicher Wandel im Kinderwunsch, in den Einstellungen zur familialen Arbeitsteilung und zur Berufstätigkeit von Müttern stattgefunden. Die Dynamik dieses Trends darf aber nicht überschätzt werden. Man kann mit Bourdieu (1982) annehmen, dass sich aufgrund der Sozialisationserfahrungen in bestimmten sozialen Milieus der beiden deutschen Staaten Verhaltensdispositionen herausgebildet haben, die relativ stabil sind. Deutliche kulturelle Veränderungen dürften sich erst bei der Generation zeigen, deren Eltern nicht mehr vollständig in den beiden getrennten Staaten sozialisiert wurden und die selbst keine eigenen Erfahrungen im geteilten Deutschland mehr gemacht haben. In die folgende Untersuchung wurden Frauen einbezogen, die zwischen 1967 und 1972 bzw. 1977 und 1982 geboren wurden.<sup>5</sup>

---

4 Interaktion soll hier ausdrücken, dass die Wirkung erlangter Bildungsressourcen von der Region abhängt. Die erreichte Bildung und die Region, aus der man stammt, beeinflussen den Kinderwunsch in spezifischer Art und Weise.

5 Dorbritz (2008) belegt, dass sich das Fertilitätsverhalten für diese beiden Geburtskohorten unterschiedlich darstellt. Das dürfte aber eher strukturellen Bedingungen geschuldet und nicht Ausdruck einer kulturellen Veränderung sein.

#### 4. Methodisches Vorgehen

Die Analyse basiert auf Transkripten von Leitfadeninterviews mit kinderlosen Frauen in Bremen und Chemnitz. Durch die Beschränkung auf kinderlose Frauen ist die hier vorgelegte Studie in gewisser Weise prospektiv angelegt, was Probleme mit Erinnerungsfehlern und nachträglichen Plausibilisierungen vermeidet, wie sie aus Retrospektivuntersuchungen bekannt sind. Die Wahl der zwei Städte leitet sich aus dem Forschungsdesign des Schwerpunktprogramms „Beziehungs- und Familienentwicklung“<sup>6</sup> ab, in dessen Rahmen die hier vorgelegte qualitative Untersuchung durchgeführt wurde. Auch das Alter der befragten Frauen ergab sich aus den in der Vorstudie des Schwerpunktprogramm ausgewählten Altersgruppen, in der eine Einwohnermeldestichprobe von 15- bis 17-Jährigen, 25- bis 27-Jährigen und 35- bis 37-Jährigen aus vier Städten befragt wurde.<sup>7</sup> Aus den insgesamt durchgeführten Interviews werden für den vorliegenden Bericht nur diejenigen mit 25- bis 30- und 35- bis 40-jährigen Frauen<sup>8</sup> herangezogen; Frauen aus der jüngsten Interviewtengruppe wurden nicht in die Auswertung einbezogen, da bei ihnen die Frage nach einem Kind noch von geringer Bedeutung ist. Alle nach Ablauf der dritten Erhebungswelle der Vorstudie in der Befragung verbliebenen Frauen ohne Kinder aus Chemnitz und Bremen wurden angeschrieben und auf einen möglichen Anruf vorbereitet. Die Liste der Frauen wurde in zwei Bildungsgruppen, ‚mit Abitur‘ und ‚ohne Abitur‘ aufgeteilt. Die nach Prüfung der regionalen Herkunft in der Stichprobe verbleibenden 19 Frauen wurden der Reihe nach kontaktiert, wobei nach Kinderwunsch variiert wurde. In Chemnitz fanden sich im Sample der Vorstudie nicht ausreichend ältere (>35) kinderlose Frauen, weshalb hier zwei Frauen nachrekrutiert wurden. In der Bremer Stichprobe fehlten kinderlose Frauen vor allem mit niedrigerer Bildung, weshalb hier sechs weitere Frauen rekrutiert worden. Die Interviews wurden mit einem digitalen Aufnahmegerät aufgenommen und im Anschluss transkribiert. Tabelle 2 (im Anhang) beschreibt ausgewählte Charakteristika der interviewten Frauen.

Der Leitfaden für die durchgeführten Interviews orientiert sich an Witzels (2000) Vorgaben für problemzentrierte Interviews. Die Verwendung eines Leitfadens ermöglicht es, theoretisches Vorwissen in die Untersuchung einzubringen und das Gespräch zu lenken, erlaubt aber gleichzeitig eine empirische Offenheit. Die thematischen Vorgaben eines Leitfadens dienen den Interviewern als Gedächtnisstütze und sichern die Vergleichbarkeit der Interviews. Der hier verwendete Leitfaden<sup>9</sup> fragt im Kern nach einer Auseinandersetzung mit – potenziellen – Kindern (nach Wunsch, zeitlichem Horizont, Voraussetzungen, Veränderungen). Dabei werden die Fragen auch mit dem Lebenslauf (Kindheit, Schul- und Erwerbsverlauf und aktuelle sowie vergangene Partnerschaften) in Beziehung gebracht. Diese Vorgehensweise unterstützt eine Verknüpfung der unterschiedlichen Lebensbereiche. Die Thematisierung mit äußeren Rahmenbedingungen wie dem persönlichen und gesellschaftlichen Umfeld ermöglicht

6 Für nähere Informationen siehe: [www.pairfam.uni-bremen.de](http://www.pairfam.uni-bremen.de).

7 Die drei Altersgruppen wurden in Anlehnung an das Lebensverlaufskonzept ausgewählt; bei der jüngsten Kohorte kann von Anbeginn an die Beziehungs- und Familienentwicklung verfolgt werden, die mittlere Kohorte steht gerade vor grundlegenden Entscheidungen für den zukünftigen Lebenslauf und bei der ältesten Kohorte können Analysen zu Ereignissen wie Scheidungen durchgeführt werden.

8 Die Altersspannen wurden bei der Nachrekrutierung leicht erweitert.

9 Siehe Anhang.

die mehrerebenenbezogene Anbindung. Das methodologische Selbstverständnis der Studie ist insgesamt als theoriegeleitet zu beschreiben, geht vom erreichten Forschungsstand aus und lehnt sich so an Hopf (1996) an. Die Interviews wurden nach dem Auswertungsverfahren für problemzentrierte Interviews (vgl. Witzel 2000) unter Verwendung der MaxQDA-Software ausgewertet. Das Auswertungsverfahren für problemzentrierte Interviews sieht sowohl induktive und als auch deduktive Kodierformen vor, die je nach Gegenstandsangemessenheit variiert werden können. Elemente eines thematischen Kodierungsverfahrens (Flick 2002) wurden mit Auswertungsschritten der Grounded Theory (Strauss/Corbin 1990) kombiniert. Die Interviews wurden zunächst theoriegeleitet mit den Stichworten aus dem Leitfaden markiert, während gleichzeitig nach neuen thematischen Aspekten gesucht wurde. In einem nächsten Schritt wurde für die einzelnen Themen eine offene Kodierung vorgenommen. Ausgehend von den offenen Codes wurden abstrahierende Kategorien gebildet, die schließlich zu Kernkategorien verdichtet wurden. Der folgende Abschnitt präsentiert die Ergebnisse der durchgeführten Analysen. Vertiefende Fallinterpretationen für die an der Untersuchung beteiligten Akademikerinnen bilden den Abschluss der Ergebnisdarstellung.

### 5. Kinder oder keine Kinder: Zur Bedeutung von Region

Die nachfolgende Darstellung der Analysen der Interviewdaten orientiert sich an den erarbeiteten Kernkategorien, die sich unter die Überschriften *Bedeutung von Kindern, normative Vorstellungen zur Familie, Planungssicherheit und -horizont* und *Folgen einer Mutterschaft – Verflechtung mit anderen Lebensbereichen* fassen lassen. Sie folgt damit einer am Inhalt der Interviews orientierten Auswertungslogik: Nicht die in Abschnitt 3 formulierten Vorerwartungen, sondern die von den Befragten zum Ausdruck gebrachten Sichtweisen strukturieren die Dokumentation der Ergebnisse. In diesem Kontext wird dann jeweils gezielt die Bedeutung von Ost-West-Unterschieden herausgearbeitet. Die nachfolgende Tabelle gibt Auskunft über die beschreibenden Kategorien und die ermittelten Kernkategorien der Analyse und fasst die gefundenen Unterschiede nach Region (Ost/West) auf einen Blick zusammen.

Tabelle 3: Unterschiede im Kinderwunsch

<b>Region</b>	<b>West</b>	<b>Ost</b>
<i>Bedeutung von Kindern, normative Vorstellungen zur Familie</i>		
	<b>Kinder als Lebensbereicherung</b>	<b>Kinder als Lebenssinn</b>
Kategorie	Kind ist eine von mehreren Optionen	Kind macht Leben lebenswert
	Zwei Kinder, Haus im Grünen, Hund	Familie ist Geborgenheit, keine Festlegung auf Zwei-Kind-Familie
<i>Planungssicherheit und -horizont</i>		
	<b>Planungsunsicherheit</b>	<b>Lebensentwurf mit Kind</b>
Kategorie	Ambivalenz hinsichtlich Kindern	Kinder als konkretes Lebensziel

	Insgesamt später, irgendwie, irgendwann, aber nicht vor 30, eher Terminierungsflexibilität	Insgesamt früher, aber nicht nach Mitte 30, teilweise Terminierungsdruck
--	--	--

<i>Folgen einer Mutterschaft – Verflechtung mit anderen Lebensbereichen</i>		
	<b>Mit einem Kind ist das eine Leben vorbei</b>	<b>Mit einem Kind muss man sich anders arrangieren</b>
Kategorien	negativer Einfluss eines Kindes auf Beruf antizipiert	Vereinbarkeit von Kind und Beruf möglich
	Nur eingeschränkte Berufstätigkeit als Mutter vs. Selbstverständnis als berufstätige Frau	Selbstverständnis als berufstätige Mutter
	Beginnende Akzeptanz von Kleinkindbetreuung	Kleinkindbetreuung als normal empfunden
	Freizeit einschränken	Freizeit umstrukturieren

### *5.1 Bedeutung von Kindern und normative Vorstellungen zur Familie*

Eigene Kinder scheinen für die Mehrheit der befragten Frauen für das eigene Leben eine Rolle zu spielen. Dabei ist der Kinderwunsch sehr unterschiedlich im Bewusstsein der Frauen repräsentiert. Bei den westdeutschen Befragten trifft man eher auf unkonkrete Aussagen zu Kindern, Kinder sind im Prinzip wünschenswert, gehören – größtenteils – „irgendwie“ zum Leben dazu, sind aber tendenziell nicht sinnstiftend: „Also, ich hätte gerne eine Familie, aber (...) ich bin nicht der Typ, der sich jetzt unbedingt an Kindern festhält“ (Nicole, W, 39, B<sup>10</sup>). Selten werden Kinder als biographische Konstante gesehen: „Dass ich Kinder haben will, das stand eigentlich schon immer fest“ (Melanie, W, 25, B). Typischerweise ist der unterschwellige Kinderwunsch verknüpft mit einem konservativen Idealbild von Zwei-Kind-Familie mit Hund im Einfamilienhaus im Grünen, wobei insbesondere die Norm der 2-Kind-Familie durchaus realitätsnah ist: „Ja, also ich hätte später gerne mal so deutscher Durchschnitt: Zwei Kinder, einen Hund und ein Haus im Grünen“ (Katrin, W, 28, B+). Die Ablehnung eines Kindes ist mit der Absage an dieses Lebensbild und deren unter Umständen weiterführender Ausgestaltung einer häuslichen Mutter verknüpft: „Da hatte ich teilweise mal überlegt [ein Kind zu bekommen] und dann dachte ich immer, nein, das kannst du dir nicht vorstellen ... dann hocke ich da mit diesen doofen Weibern und wir unterhalten uns über Windelwechsel und Babyschwimmen; das war mir immer alles zu flach“ (Birgit, W, 40, B+).

In den neuen Bundesländern scheint der Assoziationskontext von Familie ein anderer zu sein. Von den befragten Frauen wird hier eher auf die immateriellen Werte von Familie und emotionale Beziehungen abgehoben. Familie wird als Ort der Sicherheit und Geborgenheit, des bedingungslosen Rückhalts betont: „Dass immer jemand im Rücken ist, auf den man vertrauen kann, auf den man sich verlassen kann, ohne dass man da irgendwas zurückgeben muss“ (Franziska, O, 26, B+). Durch diese

<sup>10</sup> Erläuterung der Abkürzungen: O=Ost, W=West, B=mittlere Schulbildung und Ausbildung, B+=Abitur und Studium.

Unmittelbarkeit kann die Familie das Leben der einzelnen Familienmitglieder positiv wie negativ beeinflussen. Bei den befragten Frauen aus den neuen Bundesländern findet man eine stärkere explizite Festlegung auf ein Kind oder Kinder, aber weniger auf eine bestimmte Anzahl. Einem eigenen Kind kommt eine besondere Bedeutung zu, die mit der normativen Überzeugung verbunden ist, Kinder geben dem Leben einen Sinn, machen das Leben lebenswert: „Also ohne Kinder ist das Leben nicht lebenswert. Irgendwann kommt der Punkt, da bin ich alt und dann will ich sagen, ich habe etwas geschaffen. (...) Ein Kind gehört für mich zwingend zum Familienleben dazu“ (Daniela, O, 27, B). Auch bei den ostdeutschen Befragten gibt es allerdings eine Frau, die aus persönlich biographischen Gründen explizit kein Kind möchte.

### *5.2 Planungssicherheit und -horizont*

Obgleich insgesamt praktisch alle befragten Frauen ein oder mehrere Kinder wollen oder wollten, fällt auf, dass der Kinderwunsch bei den ostdeutschen Frauen eindeutiger formuliert wird, Kinder sind ein konkretes Lebensziel, an dessen Umsetzung „gearbeitet“ wird. Diese Einstellung findet sich insbesondere bei den jüngeren Frauen in den neuen Bundesländern. Wenn sie sich für Kinder entschieden haben, planen sie deren Umsetzung, und das lieber früher als später: „Dass wir Kinder wollen, das war uns schon immer klar. (...) Gerade auch aufgrund meines Alters habe ich mit meinem Freund intensiv darüber nachgedacht, und wir planen das jetzt, Eltern zu werden, weil es sich bei uns beruflich auch so jetzt anbietet“ (Nadine, O, 29, B+).

Die befragten älteren kinderlosen „Ostfrauen“ fühlen sich in der Regel schon zu alt, um noch Kinder zu bekommen und haben sozusagen ‚aus Prinzip‘ mit ihrem Kinderwunsch abgeschlossen: „Ich bin jetzt 40, es ist jetzt schon so, dass die Zeit jetzt vergangen ist. Und das kommt jetzt, auch wenn der Kinderwunsch bei mir noch da wäre, kommt es vom Alter her nicht mehr in Frage, außer es passiert noch mal ein Unfall“ (Kristin, O, 39, B+). Keine dieser Frauen bringt dabei jedoch zum Ausdruck, sie hätte keinen Kinderwunsch gehabt. In der Regel haben sie sich immer Kinder gewünscht, aber „es“ hat sich nicht ergeben. Diese Kohorte hat in besonderer Weise mit den Wendewirren zu kämpfen. Unterschwellig keimt vereinzelt noch Hoffnung auf späte Erfüllung des Kinderwunsches.

Bei den befragten kinderlosen Frauen aus den alten Bundesländern findet man eher einen unkonkreten Kinderwunsch, sie halten sich typischerweise alles offen: „Ich wollte Kinder haben, bevor ich 34 bin oder so. (...) Da bin ich jetzt natürlich darüber hinaus, und mir ist auch klar, dass meine Zeit begrenzt ist, dass ich auch nicht jünger werde. Ja, also im Prinzip möchte ich mal Kinder haben“ (Andrea, W, 36, B+). Die emotionale Bedeutung von Kindern ist eher nicht stark ausgeprägt. Bei den Befragten aus den alten Bundesländern wird der Kinderwunsch mitunter situationsabhängig hergestellt: „Ich wollte früher nie Kinder. ... Inzwischen finde ich, Kinderkriegen ist schon eine Sache, die ich auf jeden Fall haben will, und es soll auch irgendwann passieren. (...) Das hat zum einen sicherlich was damit zu tun, dass ich jetzt eine Partnerschaft habe, wo einfach dieses Grunddenken anders ist. Das hat aber sicherlich auch etwas damit zu tun, dass ich eben nicht mehr 19 bin“ (Nina, W, 27, B+). Bei den anderen älteren westdeutschen Frauen hat „es“ sich bislang durch berufliche Unsicherheit oder fehlenden Partner noch nicht ergeben, die jüngeren Frauen wollen gezielt noch keine Kinder: „Ich hab noch überhaupt gar kein Interesse da dran, Kinder zu kriegen. Ich finde das einfach gerade auch ganz toll zu arbeiten und Geld zu ver-

dienen und einfach mal Dinge machen zu können, die man während des Studiums aus zeitlichen und finanziellen Gründen nicht machen konnte“ (Nina, W, 27, B+).

Auch beim gewünschten Zeitpunkt für ein erstes Kind zeigen sich deutliche Unterschiede zwischen den Regionen: Befragte in den neuen Bundesländern wollen ihre Kinder tendenziell früher als Befragte in den alten Bundesländern, können diese Vorstellungen aber aufgrund äußerer Umstände nicht immer umsetzen: „Ich wollte immer jung Mutti werden. Also ich sage mal, ich hätte mir durchaus vorstellen können, kurz nach der Lehre halt ein Baby zu kriegen“ (Sandra, O, 27, B). Relativ strikte Altersgrenzen nach oben spielen in den neuen Bundesländern unübersehbar eine Rolle.

Für die befragten westdeutschen Frauen sind Kinder in erster Linie vor einem bestimmten Zeitpunkt nicht denkbar (etwa in der Ausbildung), nach oben sind die Grenzen mehr oder minder offen. Ein Leben mit Kindern ist hingegen frühestens mit Anfang bis Mitte 30 denkbar: „Ich wollte vor 30 sowieso keine Kinder haben. (...) Ja, mit Anfang 20 hat man gedacht: Um Gottes Willen, ein Kind! Ja, nun, ich habe irgendwie so mit 35 angestrebt“ (Katrin, W, 28, B+). Auf Bildungsunterschiede in der Artikulation des Kinderwunsches wird zu einem späteren Zeitpunkt eingegangen.

### *5.3 Folgen einer Mutterschaft – Verflechtung mit anderen Lebensbereichen*

Entgegen der Vermutung, dass eine Mutterschaft in den neuen Bundesländern weniger voraussetzungsvoll ist, wird die finanzielle Absicherung von den Frauen der ostdeutschen Stichprobe in gleicher Intensität thematisiert wie von Frauen der westdeutschen Stichprobe. Eine unüberlegte Gleichzeitigkeit von Berufsfindung und Familiengründung ist kaum mehr zu finden: „Ich habe immer gesagt, so lange wie er studiert, da geht es nicht mit Kind. Das kann man nicht machen, weil es finanziell nicht möglich ist. Ich habe jetzt seit Jahren einen festen Job (...) und mein Partner hat jetzt auch einen guten Job, also von daher ist auch jetzt bei uns der Kinderwunsch da“ (Daniela, O, 27, B).

Obwohl es in den Interviews Hinweise darauf gibt, dass sich die Wahrnehmung der durch die Geburt eines Kindes anstehenden Veränderungen nach dem aktuell gehegten Kinderwunsch richtet, fällt auf, dass berufliche Einschränkungen von Befragten in den neuen Bundesländern eher weniger thematisiert werden als von Befragten in den alten Bundesländern. Bei den westdeutschen Befragten findet man mitunter sehr klare Absagen an die Möglichkeit der Vereinbarung von Kind und Beruf: „Beruflich habe ich keine Chancen mehr, denke ich, das zu verwirklichen, was ich gerne möchte. (...) Ich möchte entweder anständig für das Kind da sein oder anständig für den Beruf, und beides zusammen würde nicht so hundertprozentig funktionieren“ (Stefanie, W, 29, B), während die Schwierigkeiten, Beruf und Kinder unter einen Hut zu bringen, von den ostdeutschen Befragten in der Regel als nicht so groß erachtet werden: „Also, die Schwierigkeit hätte ich bei mir so nicht gesehen. Die Sorge hätte ich nicht gehabt, dass ich das nicht hingekriegt hätte. Ich denke, man wächst ja auch mit der Aufgabe“ (Anja, O, 39, B+).

Man kann daraus schließen, dass Frauen in Ostdeutschland zwar versuchen, vor Geburt eines Kindes eine einigermaßen gesicherte berufliche Situation herzustellen, dann aber darauf vertrauen, dass sie mit Kinderbetreuung wieder ins Berufsleben einfädeln können, während dies bei den westdeutschen Frauen auch aufgrund der eigenen Auffassung über nichtfamiliäre Kinderbetreuung nicht realistisch und auch selten konkret durchdacht ist.

Befragte in den alten Bundesländern sprechen sich tendenziell – zum Teil massiv – gegen außerfamiliäre Betreuung in den ersten drei Jahren aus: „In die Krabbelgruppe oder so würde ich die [Kinder] nicht bringen“ (Melanie, W, 25, B). Im Vordergrund stehen dabei der Vorwurf der Vernachlässigung: „Warum setze ich ein Kind in die Welt, wenn ich mich am Anfang nicht darum kümmern möchte“ (Kerstin, W, 35, B) und die befürchteten Auswirkungen auf das Mutter-Kind-Verhältnis: „Dass es [das Kind] zuerst Mama zu ganz Fremden sagt, das wäre furchtbar, finde ich“ (Birgit, W, 40, B+). Auf die bildungsspezifischen Unterschiede, auch hinsichtlich der beruflichen Pläne, wird in den vertiefenden Fallinterpretationen eingegangen.

Bei den befragten ostdeutschen Frauen findet sich diese Thematik nicht. Die ostdeutschen Befragten haben insgesamt ein klares Selbstverständnis von sich als berufstätiger Mutter: „Dass man nicht bloß Mutter ist, sondern eben auch eine Frau, die im Leben steht“ (Sandra, O, 27, B). Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie wird hier praktisch und nicht ideologisch gesehen. Teilzeit ist dabei auch im Osten die favorisierte Option: Arbeit gehört sozusagen natürlich zum Leben, aber Familie geht vor: „Dass ich keine Lust zum Arbeiten habe, also das gäbe es bei mir auf gar keinen Fall! Ich will da schon was dazu beitragen, aber der Job kommt bei mir immer an zweiter Stelle“ (Daniela, O, 27, B).

Auch die Einschränkung von eigener Freizeit durch ein Kind wird in der ostdeutschen Stichprobe eher pragmatisch gesehen. Es wird betont, dass man dann eben Prioritäten setzen muss und bestimmte Aktivitäten gegebenenfalls anders organisiert: „Dann wäre es natürlich so, die ganzen Hobbys und die Freizeitaktivitäten, die ich natürlich auch genieße, das würde ich vermissen. Sage ich mal so, aber ich denke, das kann man sich dann zusammen mit dem Partner organisieren. Da muss man dann Prioritäten setzen und sagen, dafür möchte ich dann in der Woche ein oder zweimal Freiraum haben“ (Kristin, O, 39, B+). Bei Frauen aus den alten Bundesländern findet man eher eine Problematisierung der Einschränkungen im Freizeitbereich: „Dass ich früher aufstehen müsste, ich schlafe gerne lange, und dass man nicht mehr lesen kann, ich lese gerne (...); von der Freizeit her ist das ja schon eine Einschränkung“ (Nicole, W, 39, B).

## **6. Akademikerinnen im deutsch-deutschen Vergleich – Vertiefende Fallinterpretationen**

In der abschließenden Einzelfallanalyse werden Akademikerinnen aus beiden Regionen einander gegenübergestellt, um der zweiten These nach der unterschiedlichen Bedeutung von Bildung in den beiden Regionen nachzugehen. Die exemplarisch vorgestellten Fälle wurden aufgrund ihrer strukturellen Ähnlichkeit ausgewählt: Alle hier vorgestellten Frauen leben in einer Partnerschaft und sind berufstätig.

Nina ist 27 Jahre alt und wohnt seit jeher in Bremen. Mit ihren Eltern hat sie ein gutes Verhältnis, das sie als vorbildlich erachtet. Die Eltern haben sie vergleichsweise spät bekommen; sie ist als Einzelkind aufgewachsen. Nach dem Abitur hat sie ein Jahr ausgesetzt, dann eine Ausbildung zur Bürokauffrau begonnen, die sie nach einem halben Jahr abgebrochen hat. Danach hat sie ein Jahr lang gejobbt, hat mit Ende 21 ein Studium der Sozialpädagogik begonnen, das sie gerade abgeschlossen hat. Seit zwei Monaten ist sie 35 Stunden wöchentlich in einer Kinderkrippe angestellt. Sie hat

seit eineinhalb Jahren einen Partner, mit dem sie seit einem Monat auch zusammenlebt.

Nina fühlt sich jetzt noch überhaupt nicht bereit, ein Kind zu bekommen, sondern will beruflich erst einmal etwas erreichen. In ihrer Generation, glaubt sie, gibt es keine Frauen mehr, die nur für Kinder da sein wollen. Gleichzeitig hat sie den Eindruck, dass es für Arbeitgeber eben nicht egal ist, ob Kinder vorhanden sind oder nicht, und dass sie mit einem Kind klar benachteiligt würde. Nina arbeitet zurzeit als Erzieherin in einer Kinderkrippe, erhofft sich für die Zukunft aber höhere Positionen. Irgendwann möchte sie einmal Kinder haben. Bis vor einigen Jahren konnte sie sich das noch nicht vorstellen. Seit sie mit dem jetzigen Partner zusammen ist, hat sich ihre Einstellung dazu aber geändert. Sie hat allerdings noch keine konkrete Vorstellung über den genauen Zeitpunkt, 30 Jahre alt wird sie aber – so ihre Aussage – mindestens werden. Genau planen kann man ein Kind ihrer Meinung nach ohnehin nicht. Sie will zunächst noch etwas für sich selbst machen, ein bis zwei Jahre arbeiten und Fernreisen mit ihrem Freund unternehmen. „Wir kriegen irgendwann Kinder, aber nicht jetzt!“ Im Falle einer ungeplanten Schwangerschaft würde sie das Kind jedoch bekommen, eine Abtreibung kam für sie noch nie in Frage. Vor der Geburt des ersten Kindes möchte sie gern verheiratet sein. Ihr Idealbild von Familie ist ein Leben mit mindestens zwei Kindern und ihrem Ehemann in einem Haus auf dem Land. Sie kann sich vorstellen, etwa eineinhalb Jahre nach der Geburt des Kindes wieder arbeiten zu gehen. Ihr Kind würde sie in eine Kinderkrippe geben oder, falls es ihrem Kind dort nicht gut geht, selbst als Tagesmutter arbeiten.

Nina scheint Schwierigkeiten zu haben, Dinge zu planen. Bisher hat sie eher spontan entschieden; wenn ihr etwas gefallen hat, ist sie dabei geblieben, wenn nicht, hat sie die Sache (Ausbildung, Partnerschaft) beendet. Bei einem Kind wäre diese Vorgehensweise sehr problematisch; dies dürfte dazu beitragen, dass Nina sich der Verpflichtung für ein Kind (noch) nicht stellen möchte. Die Aussagen, die sie über zukünftige Kinder trifft, bleiben zwangsläufig unkonkret. Einen drängenden, inneren Wunsch nach einem Kind gibt es nicht, der wird eher von ihrem Partner abhängig gemacht.

Nadine ist 29 Jahre alt und stammt aus Chemnitz. Sie ist als Einzelkind mit beiden Eltern aufgewachsen. Nach dem Abitur hat sie an der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung studiert und ist seit 2003 als Personalberaterin im Öffentlichen Dienst tätig. Sie ist seit 6 Jahren mit ihrem derzeitigen Partner liiert und wohnt mit ihm zusammen.

Nadine hat aktuell einen Kinderwunsch und hat seit ein paar Monaten die Pille abgesetzt. Mit ihrem Freund ist sie glücklich, und auch er wünscht sich jetzt ein Kind. Es war ihr schon immer klar, dass sie Kinder möchte, in der Vergangenheit hat sie den Wunsch aber noch nicht so stark verspürt. Nadine wollte zunächst an ihrem beruflichen Fortkommen arbeiten, sie vermutet, dass sie die Aufstiegsmöglichkeiten, die sie jetzt hatte, mit Kind nicht mehr wahrgenommen hätte. Das Kind wird dann eindeutig zur Priorität. Jetzt hat sie eine Stufe in der Karriereleiter erreicht, von der aus sich das berufliche Fortkommen nicht mehr schnell ergibt, und sie freut sich auf eine Auszeit. Als in der letzten Zeit viele ihrer Bekannten Kinder bekamen, begann auch bei ihr der Wunsch nach einem Kind stärker zu werden. Nadine hätte gern ein bis zwei Kinder. Nachdem sie im Bekanntenkreis erfahren hat, wie die Mütter durch ein zweites Kind mit der Berufstätigkeit gestresst sind, ist sie sich nicht mehr so sicher,

ob sie überhaupt noch ein zweites Kind möchte. Nach dem Kind würde sie gern mindestens ein Jahr aus dem Beruf aussteigen, danach zumindest die ersten Jahre Teilzeit arbeiten. Für die Unterbringung in einer Kinderkrippe sieht sie derzeit keine Probleme. Plätze mit Standardzeiten von morgens bis nachmittags gibt es nach ihrer Einschätzung ausreichend. Kompliziert wird es erst, wenn man im Einzelhandel arbeitet. Nadine hat aber schon bei der Berufswahl darauf geachtet, dass Schichtarbeit und Wochenendarbeit in ihrem Beruf nicht nötig sind.

Nadine ist die Dinge bislang immer pragmatisch angegangen, sie hat schon bei der Berufswahl auf einen sicheren Beruf mit familienkompatiblen Arbeitszeiten gesetzt und nach ihrem Abschluss zielstrebig auf die Verwirklichung ihrer ganz konkreten beruflichen Ziele hingearbeitet, die für sie erfüllt sein mussten, bevor sie ein Kind bekommt. Ein Kind zu bekommen war für sie schon immer klar und gehört für sie auch natürlich zum Leben dazu. Da alle Voraussetzungen bei ihr erfüllt sind, ist es zwangsläufig an der Zeit, schwanger zu werden.

Birgit ist 40 Jahre alt und stammt aus Bremen. Auch ihre Eltern waren vergleichsweise alt, als sie sie bekamen. Sie hat einen 15 Jahre älteren Bruder, der bald nach ihrer Geburt aus dem Elternhaus ausgezogen ist. Nach dem Realschulabschluss hat Birgit zunächst die Höhere Handelsschule besucht und Industriekauffrau gelernt, danach hat sie BWL studiert. Nach Abschluss des Studiums hat sie die Beamtenlaufbahn eingeschlagen und ist im Öffentlichen Dienst tätig. Mit 33 hat sie geheiratet und sich nach drei Jahren scheiden lassen. Seit etwa sechs Jahren ist sie mit ihrem jetzigen fünf Jahre jüngeren Partner zusammen und lebt mit ihm in einer gemeinsamen Wohnung.

Birgit hatte nie einen richtigen Kinderwunsch, was sie sich selbst nicht wirklich erklären kann. Sie hat immer darauf gewartet, dass der Kinderwunsch irgendwann kommen würde. Vielleicht, so mutmaßt sie, hängt dies damit zusammen, dass sie sich lange Zeit selbst noch als Kind erlebt hat. Außerdem kann sie sich nicht vorstellen, wie sie die Einschränkungen durch ein Kind meistern würde. In erster Linie hätte sie berufliche Einschränkungen erwartet, da sie auf alle Fälle die ersten zwei bis drei Jahre zu Hause geblieben wäre. Aber auch Einschränkungen im Bereich Freizeit sowie die erwartete nervliche Belastung wären schwierig für Birgit. Die Veränderung zur Vollzeitmutter, die sie bei Bekannten beobachtet hat, haben sie abgeschreckt. Insgesamt war ihr das immer alles zu wenig. Ihr damaliger Ehemann wollte gern Kinder. In ihrer jetzigen Beziehung sind Kinder kein Thema, ihr jetziger Partner, den sie als ortsverbunden und ihr eigentlich zu langweilig beschreibt, hat sich explizit gegen Kinder ausgesprochen. Von den Eltern und Schwiegereltern wurde dem Paar auch von Kindern abgeraten. Jetzt empfindet sich Birgit auch als zu alt, um noch Mutter zu werden. Alte Eltern zu haben fand sie in der eigenen Kindheit auch nicht schön. Falls sie ungeplant schwanger werden würde, würde sie das Kind nicht bekommen. Birgit ist mit ihrem Leben insgesamt unzufrieden, sie hat Angst vor Langeweile und Monotonie. Sie ist unzufrieden mit ihrer derzeitigen Lebensgestaltung, sie hat das Gefühl, dass sie nichts wirklich ausfüllt, dass ihr Leben bereits vorbei sei. Ein Kind kann für sie die Leere nicht füllen. Sie wünscht sich auszubrechen, traut sich aber nicht.

Anja ist 39 Jahre alt und stammt aus Chemnitz. Sie ist die älteste von drei Geschwistern. Nach der Trennung ihrer Eltern hatte sie keinen Kontakt mehr zu ihrem Vater und war stark in die Erziehung der beiden jüngeren Geschwister eingebunden.

Nach dem Abitur hat sie zunächst einen Facharbeiterabschluss gemacht, da sie einen Studienplatz in ihrem Wunschstudienfach Psychologie nicht bekommen hat. Nach der Wende konnte sie das Psychologiestudium dann doch realisieren. Seit ihrem Abschluss vor zehn Jahren arbeitet sie auf befristeten Stellen. Sie hat kürzlich zum ersten Mal einen unbefristeten Arbeitsplatz erhalten. Seit etwa einem Jahr ist sie verheiratet und lebt mit ihrem Mann zusammen. Ihr Mann hat bereits einen erwachsenen Sohn aus einer früheren Beziehung, der aber nicht mit im Haushalt lebt.

Das Thema Kinder hat Anja aufgrund ihres Alters für sich abgeschlossen. Für sie stand schon immer fest, dass sie keine alte Mutter sein wollte. Als sie ihren Mann vor etwa sechs Jahren kennen lernte, hätte sie sich sofort vorstellen können, mit ihm ein Kind zu bekommen. Er wollte das jedoch aufgrund seiner bereits einmal in die Brüche gegangenen Familie nicht. Anja hat das bedauert und immer wieder angesprochen, aber mittlerweile sind beide Partner übereingekommen, dass das Thema abgeschlossen ist. Eine ungeplante Schwangerschaft würde sie aber nicht abbrechen. Vor ihrem jetzigen Mann hatte sie eine langjährige Beziehung, in der Kinder kein Thema waren. Die Beziehung ging auseinander, nachdem Anja herausfand, dass ihr Partner sie betrog. Sie attestiert der Beziehung eine insgesamt gestörte Kommunikation, in der wesentliche Themen wie etwa Familienplanung über Jahre nicht angesprochen wurden. Letztlich ist Anja aber froh, dass aus dieser vergangenen Beziehung keine Kinder entstanden sind. Anja ist mit ihrem derzeitigen Leben und vor allem mit der Partnerschaft sehr zufrieden. Sie genießt die Zweisamkeit sehr. Sie ist im Moment froh, keine Verantwortung für ein Kind übernehmen zu müssen, eine Verantwortung, die sie für ihre beiden jüngeren Schwestern bereits hatte und unter der sie zeitweilig sehr litt. Eine klare Vorstellung, wann Kinder in ihrem Leben stattfinden sollten, hatte Anja nie, allgemein wären eine stabile Partnerschaft und finanzielle Sicherheit im Sinne eines festen Arbeitsplatzes Voraussetzung dafür gewesen, ein Kind zu planen. Es geht ihr aber ausschließlich um eine finanzielle Grundversorgung, alles andere würde sich finden. Vereinbarkeitsprobleme habe sie nicht antizipiert.

Anjas Biographie ist schon seit ihrer Kindheit durch äußere Umstände gebrochen: Scheidung der Eltern, Wendewirren. Eigene Kinder waren in ihrem Leben lange kein zentrales Thema, sie ist im Gegenteil eher zurückhaltend mit dem Thema umgegangen. Die Voraussetzung ‚fester Arbeitsplatz‘ war bei ihr zwar bislang nicht erfüllt, aber letztlich scheint diese Tatsache nicht ausschlaggebend für eine Nichtrealisierung einer Mutterschaft gewesen zu sein. Mit ihrem jetzigen Mann hätte sie sofort ein Kind bekommen, wenn er einverstanden gewesen wäre.

Die Einzelfälle verdeutlichen partiell die bereits vorgestellten generellen Ost-West-Unterschiede, zeigen aber auch Unterschiede innerhalb der Regionen auf. Während für Nadine als junge ostdeutsche Frau Kinder normativ vorgegeben sind und sie idealtypisch geplant vorgeht, hätte Anja zwar ganz gern ein Kind gehabt, ein planendes Vorgehen war für sie aber nicht zuletzt aufgrund der Umbruchsituation nach dem Ende der DDR nicht möglich. Die beiden älteren porträtierten Frauen stimmen darin überein, dass sie zu alt sind, und auch die beiden jüngeren Frauen unterscheiden sich in ihren idealtypischen Altersvorstellungen nur um ein bis zwei Jahre. Im Vergleich zu den befragten Frauen mit Haupt- oder Realschulabschluss, die sich eine Elternschaft vergleichsweise jung gewünscht haben (Anfang bis Mitte 20), sind die ostdeutschen Akademikerinnen in ihren Altersvorstellungen weiter gestreckt. Vor allem bei den antizipierten Folgen einer Elternschaft treten dann aber wieder die Ost-West-

Unterschiede zu Tage. Die berufliche Einschränkungsnötigkeit wird von den beiden westdeutschen Akademikerinnen Nina und Birgit deutlich stärker akzentuiert als von Nadine und Anja. Hier kommen unterschiedliche Einstellungen zur frühkindlichen außerfamilialen Betreuung, Vorurteilsstrukturen von Arbeitgebern sowie Ansprüche an die Berufstätigkeit zum Tragen. Außerfamiliale Betreuung in den ersten Jahren kann sich Birgit als ältere westdeutsche Akademikerin schwer vorstellen und ist damit Vertreterin einer weit verbreiteten Orientierung, insbesondere bei Befragten mit Haupt- oder Realschulabschluss und beruflicher Ausbildung in den alten Bundesländern. Nina als jüngere westdeutsche Akademikerin, die in einer Kindergruppe für unter Dreijährige tätig ist, akzeptiert diese Art der Betreuung ab etwa eineinhalb Jahren. Sie betont gleichzeitig die Barrieren, die einer berufstätigen Mutter in den Weg gelegt werden, und ihren Anspruch an eine Leitungsposition.

## **7. Diskussion**

Ziel der hier vorgelegten Untersuchung war, Motive für oder gegen Kinder bei – kinderlosen – ost- und westdeutschen Frauen nachzuzeichnen und dabei eventuell bestehende Unterschiede aufzudecken. Ebenfalls von Interesse war die vermutete Interaktion von Region und Bildung, also die Annahme, dass sich ostdeutsche Frauen in ihren Motiven für eine Mutterschaft anders als westdeutsche Frauen nicht nach Bildungsniveau unterscheiden. Dieser Fokus sollte helfen, Ursachen für die unterschiedliche Ausprägung von Kinderlosigkeit im deutsch-deutschen Vergleich besser deutbar zu machen.

Es konnte eine Reihe von Unterschieden ausgemacht werden, die sich zunächst einmal auf generelle Ost-West-Unterschiede bei zwischen 1967 und 1982 geborenen Frauen beziehen. Am deutlichsten treten diese Unterschiede bei der grundsätzlichen Bedeutung von Kindern, beim Timing von Kindern und bei möglichen Ambivalenzen gegenüber Kindern sowie bei der Bewertung von Konsequenzen einer Elternschaft hervor: Die befragten kinderlosen „Westfrauen“ zeigen sich eher ambivalent in ihrem Kinderwunsch, befürchten massive(re) berufliche Einbußen, bewerten Kinder als nicht so bedeutsam und verschieben die Familienplanung lieber auf unbestimmte Zeit, während für die befragten „Ostfrauen“ Kinder in der Regel integraler Bestandteil ihrer Lebensplanung und ihres Lebenssinns sind, der lieber früher als später realisiert werden soll und mit dem das Leben (auch das berufliche Leben) – leicht verändert – weiter geht.

In partiellem Gegensatz zu früheren Studien (vgl. Bernardi et al. 2008) betonen Befragte aus beiden Regionen die finanzielle Absicherung im Vorfeld von Mutterschaft in gleicher Weise. Für die befragten ostdeutschen Frauen dürfte hier die tatsächliche Arbeitsmarktsituation bedeutsam sein, die sie zwingt, eine selbstverständliche Gleichzeitigkeit von Beruf und Familie auf ihre Machbarkeit hin zu prüfen. Allerdings sind die befragten Ostdeutschen gegenüber der Aufgabe gelassener, ein Leben mit Kind zu meistern. Eine Ursache für die unterschiedlichen Haltungen liegt sicher in der unterschiedlichen Wahrnehmung der Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Die im Osten größere Gelassenheit bezüglich der Vereinbarkeit von Kindern und Beruf ist in diesem Kontext umso hervorhebender, als die Prekarisierung des Erwerbslebens im Osten seit der politischen Wende ein größeres Ausmaß angenommen hat, als dies im Westen der Fall ist (Dörre 2008).

Fehlende Kinderbetreuung wird in Widerspiegelung der tatsächlichen Situation insgesamt in den alten Bundesländern immer wieder als Manko angesprochen. Interessant ist jedoch, dass im Westen überhaupt nur bei den Frauen mit Universitätsabschluss Kinderbetreuung, die über die altbekannte und als unzureichend charakterisierte Halbtagsbetreuung hinausgeht, nämlich Ganztagsbetreuung für unter Dreijährige, möglicherweise in Frage kommt. Frauen mit Haupt- oder Realschulabschluss und Ausbildung sprechen sich explizit gegen außerfamiliäre Betreuung in den ersten drei Jahren aus. Hier wirkt in massiver Weise das westdeutsche Mutterideal fort.

Westdeutsche Akademikerinnen weisen wie ostdeutsche Frauen insgesamt eine vergleichsweise hohe Erwerbsorientierung auf, die im Westen auch mit Karriereambitionen verbunden ist. Die zeitlichen Vorstellungen einer Elternschaft konzentrieren sich bei westdeutschen Akademikerinnen auf das Ende der Fertilitätsphase bis zu etwa 40 Jahren. Zusammen mit einer basalen Ambivalenz gegenüber Kindern und deren verminderter grundsätzlicher Bedeutung für ein erfülltes Leben führt dies dazu, dass Kinder lange auf ‚später‘ verschoben werden (bis die Karriere konsolidiert ist) oder der Kinderwunsch letztlich ganz aufgegeben wird. Auch in früheren Analysen zu Bildungsunterschieden im Geburtenverhalten wurden Kind zugewandte Werte als wichtige Einflussgröße bestimmt. So betonen etwa Klein und Eckard (2007) den positiven Einfluss der Bedeutung von Kindern für ein erfülltes Leben auf die Wahrscheinlichkeit für die Geburt eines ersten Kindes.

Zum Abschluss soll noch einmal daran erinnert werden, dass die hier vorgestellten Interviews mit Frauen durchgeführt wurden, die zumindest teilweise eine sehr selektive Gruppe sind. Wie eingangs erwähnt, dürften sich durch die biographische Festlegung auf ein Leben ohne Kind insbesondere die 35- bis 40-Jährigen in der Stichprobe deutlich von der Mehrheit der Frauen dieser Altersgruppe unterscheiden.

Bleibt nun zwischen Ost und West „alles anders“, wie Kreyenfeld und Konietzka (2008) formuliert haben? Eher ja, lautet die Antwort der hier vorgelegten Studie: Auch wenn gewisse Angleichungen bei jüngeren ost- und westdeutschen Akademikerinnen zwischen den Zeilen manifest zu werden scheinen, so bleibt doch die größere Gelassenheit gegenüber Kindern als ‚normalem‘ Lebensbestandteil und der perspektivischen Vereinbarkeit von Arbeit und Mutterschaft im Osten herausragendes Ergebnis. Man ist versucht zu spekulieren, auch das Wendeerleben habe hier einen Beitrag geleistet: Auch dramatische Umbrüche sind bewältigbar.

## LITERATUR

- Autorengruppe Bildungsberichterstattung im Auftrag der KMK und des BMBF (2008): Bildung in Deutschland 2008, Bielefeld.
- Bernardi, Laura, Andreas Klärner und Holger von der Lippe (2008): Job insecurity and the timing of parenthood: a comparison between Eastern and Western Germany, *European Journal of Population*, Published online (DOI 10.1007/s10680-007-9145-3).
- Boehnke, Klaus und Mandy Boehnke (2009): Welche Kinder wollen (später) Kinder? Eine quantitative Exploration der Entwicklung von Fertilitätsmotivation im Kindes- und Jugendalter. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* (zur Veröffentlichung angenommen).
- Bourdieu, Pierre (1982): *Die feinen Unterschiede*, Frankfurt a. M.
- BMFSFJ (2005): Gender-Datenreport. Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland.
- BzgA (2000): *frauen leben. Studie zu Lebensläufen und Familienplanung*, Köln.

- Dörre, Klaus (2008): Armut, Abstieg, Unsicherheit: Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 33-34, 3-6.
- Dorbritz, Jürgen (2008): Germany: Family diversity with low actual and desired fertility. In: *Demographic Research*, 19, 557-598.
- Feldhaus, Michael und Johannes Huinink (2006): *Beziehungs- und Familienentwicklung im modernen Wohlfahrtsstaat Entwurf im Rahmen eines DFG Langfristvorhabens zur Erforschung von Beziehungs- und Familienentwicklungen, Arbeitspapier 5 des DFG-Schwerpunkts „Beziehungs- und Familienentwicklung“.*
- Flick, Uwe (2002): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Reinbek.
- Grünheid, Evelyn (2003): Junge Frauen in Deutschland – Hohe Ausbildung contra Kinder? In: *BiB Mitteilungen*, 1, 9-15.
- Hank, Karsten und Michaela Kreyenfeld (2003): A multilevel analysis of child care and women's fertility decisions in Western Germany. In: *Journal of Marriage and Family*, 65, 584-596.
- Hopf, Christel (1996): Hypothesenprüfung und qualitative Sozialforschung. In: Rainer Strobl und Andreas Böttger (Hg.): *Wahre Geschichten? Zu Theorie und Praxis qualitativer Interviews*, Baden-Baden, 9-91.
- Huinink, Johannes (2005): Räumliche Mobilität und Familienentwicklung. Ein lebenslauftheoretischer Systematisierungsversuch. In: Anja Steinbach (Hg.): *Generatives Verhalten und Generationenbeziehungen*, Wiesbaden, 61-85.
- Huinink, Johannes (2006): Zur Positionsbestimmung der empirischen Familiensoziologie. In: *Zeitschrift für Familienforschung*, 18(2), 212-252.
- Inglehart, Ronald und Christian Welzel (2005): *Modernization, cultural change and democracy*, Cambridge, MA.
- Klein, Thomas und Jan Eckhard (2007): Educational differences, value of children and fertility outcomes in Germany. In: *Current Sociology*, 55, 505-525.
- Kreyenfeld, Michaela (2004): Politikdiskussion fehlt verlässliche statistische Grundlage. Datenprobleme in der Demographie am Beispiel der Kinderlosigkeit in Deutschland. In: *Demografische Forschung aus erster Hand*, 1, 4.
- Kreyenfeld, Michaela und Dirk Konietzka (2007): Die Analyse von Kinderlosigkeit in Deutschland: Dimensionen – Daten – Probleme. In: Dirk Konietzka und Michaela Kreyenfeld (Hg.): *Ein Leben ohne Kinder. Kinderlosigkeit in Deutschland*, Wiesbaden, 11-41.
- Kreyenfeld, Michaela und Dirk Konietzka (2008): Bleibt alles anders: Geburten- und Familienentwicklung in Ost- und Westdeutschland. In: Nikolaus Werz (Hg.): *Demographischer Wandel: politische und gesellschaftliche Implikationen*, Baden-Baden, 50-70.
- Meulemann, Heiner (2007): Sind Kinder den Deutschen weniger wert geworden? Entwicklungen zwischen 1979 und 2005 in West- und Ostdeutschland. In: *Soziale Welt*, 58, 29-52.
- Nauck, Bernhard (2001): Der Wert von Kindern für ihre Eltern. „Value of Children“ als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 53, 407-435.
- Statistisches Bundesamt (2007): *Geburten in Deutschland*, Wiesbaden.
- Strauss, Anselm E. und Juliet Corbin (1990): *Basics of qualitative research. Grounded theory procedures and techniques*, Newbury Park.
- Trappe, Heike (1995): *Emanzipation oder Zwang? Frauen in der DDR zwischen Beruf, Familie und Sozialpolitik*, Berlin.
- Wirth, Heike und Kerstin Dümmler (2004): Zunehmende Tendenz zu späteren Geburten und Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen. In: *Informationsdienst Soziale Indikatoren*, 32, 1-6.

Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview, *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 1(1), Art. 22, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001228>.

Ziefle, Andrea (2004): Die individuellen Kosten des Erziehungsurlaubs. Eine empirische Analyse der kurz- und langfristigen Folgen für den Karriereverlauf von Frauen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 56, 213-231.

## ANHANG

### *Auszug aus dem Leitfaden*

Aktuelle bzw. letzte Partnerschaft	Leben Sie allein oder in einer Partnerschaft? Wohnen Sie zusammen oder haben Sie vor, zusammen zu ziehen? Wann war ihre letzte Beziehung? Weshalb ist die Beziehung auseinander gegangen? Spielte das Thema Kinder eine Rolle?
Kinderwunschentwicklung	Haben Sie sich schon einmal mit dem Thema ‚Kinder‘ beschäftigt? Wann war das? Welche Gedanken gingen ihnen dabei durch den Kopf? Wollen Sie einmal Kinder haben? Warum (ja)? Warum nicht? Gab es in ihrem Leben etwas, das Sie hat sicher sein lassen, ich werde einmal ein Kind oder ich werde kein Kind bekommen? Wann passt ein Kind am besten in ihr Leben? Wann war klar, dass Sie keine Kinder (mehr) wollen?
Kinderwunsch des aktuellen Partners	Haben Sie mit ihrem Partner über das Thema Kinder gesprochen? Wann? Welche Meinung hat er?
Voraussetzungen	Gibt es Voraussetzungen, die erfüllt sein müssten, bevor Sie ein Kind bekommen? Welche sind das? Ist es für Sie wichtig, einen Partner zu haben, um ein Kind zu bekommen? Ist ihnen Verheiratetsein wichtig? Warum, warum nicht?
Vorstellung zu Veränderungen durch ein Kind	Haben Sie sich schon einmal Gedanken gemacht, ob und wie ein Kind ihr Leben verändern würde? Wie stellen Sie sich ein Leben mit Kind vor? Welche Veränderungen würden Sie stören, welche würden ihnen nichts ausmachen, worüber würden Sie sich freuen?
Szenario Schwangerschaft	Wenn Sie heute feststellen würden, Sie sind schwanger, was würde das für Sie bedeuten?
Normative Familienvorstellung	Wie würden Sie sich ihre (Klein-)Familie wünschen?
Kinderlosigkeit	Gäbe es etwas, wodurch Sie sich von ihrem Wunsch, ein Kind zu bekommen, abbringen lassen würden?

*Tabelle 2: Merkmale der Stichprobe*

N	Name	Stadt	Alter*	Bildung	Lebensform	Beruf
1	Stefanie	Bremen	29	Realschulabschluss und Ausbildung	Verheiratet	Vollzeit erwerbstätig (Arzthelferin)
2	Melanie	Bremen	25	Hauptschulabschluss und Ausbildung	Gerade getrennt	Derzeit arbeitslos (Einzelhandelsverkäuferin)
3	Kerstin	Bremen	35	Realschulabschluss und Ausbildung	NEL**	Derzeit arbeitslos (Verwaltungsfachangestellte)
4	Nicole	Bremen	39	Realschulabschluss und Ausbildung	Single	Vollzeit erwerbstätig (Sparkassenangestellte)
5	Katrin	Bremen	28	Hochschulstudium	Single	Studentin
6	Nina	Bremen	27	Hochschulstudium	NEL**	Teilzeit erwerbstätig (Sozialpädagogin Kita)
7	Birgit	Bremen	40	Hochschulstudium	Geschieden, derzeit NEL**	Vollzeit erwerbstätig (Beamtin)
8	Andrea	Bremen	36	Hochschulstudium	Verheiratet	Promovendin
9	Sandra	Chemnitz	27	Realschulabschluss und Ausbildung	NEL** (Langzeit)	Teilzeit erwerbstätig (Krankenschwester)
10	Daniela	Chemnitz	27	Realschulabschluss und Ausbildung	NEL** (Langzeit)	Vollzeit erwerbstätig (Bürokauffrau)
11	Michaela	Chemnitz	39	Polytechnische Oberschule (POS) und Ausbildung	Single	Vollzeit erwerbstätig (Erzieherin, öffentl. Dienst)
12	Annett	Chemnitz	39	POS und Ausbildung	Single	Vollzeit erwerbstätig (Schulsozialarbeiterin)
13	Franziska	Chemnitz	26	Hochschulstudium	Single	Studentin (Abschlussphase)
14	Nadine	Chemnitz	29	Fachhochschulstudium	NEL**	Vollzeit erwerbstätig (Personalberaterin)
15	Kristin	Chemnitz	39	Hochschulstudium	Single	Vollzeit erwerbstätig (Sachgebietsleiterin)
16	Anja	Chemnitz	39	Hochschulstudium	Verheiratet	Teilzeit erwerbstätig (Psychologin)

\* in 2007, \*\* NEL = nichteheliche Lebensgemeinschaft

# Die Arbeitslosen, der Staat und die Option der Abwanderung

Zur Neubestimmung von Solidarität im „Neuen Westen“ Europas  
aus der Sicht Jugendlicher

Herwig Reiter

Interviewer: *Ok, now, look, regarding this work theme, but something a bit different, when there's no work. In fact there are many unemployed in Lithuania, unemployment is high, and what do you think, what could be the reasons for that?*

Saulius: *Hmm. (3) (These) people are lazybones [he is laughing]. This is the first reason. In fact, those who want, can surely find a job. It is not that, 'Look, there is no work and altogether what I ..., if (one is) in some village, 'I came here and cannot find a job.' You have to look for it, the one who looks for, that one does find it. If you will lie on a couch with a glass of brandy [he is laughing], life will surely not get better because of that. The state, of course, cannot create work for everybody but for many. If you cannot find a job, so what, you can go abroad. I don't think that it is absolutely impossible to get a job. Of course, it is possible. But sometimes people are very demanding and lazybones, exactly those, who do not have (work). They think that it is much easier to live on the state's pocket by making themselves lots of children, that it is much easier than to work, like all normal people. (26.28)*

## 1. Einleitung<sup>1</sup>

Mehrere Millionen junger Menschen waren in unterschiedlicher Weise von der sozio-ökonomischen Transformation der ehemals kommunistischen Länder Europas und dem Beitritt einiger dieser Länder zur Europäischen Union im Jahr 2004 betroffen. Sie wuchsen in Gesellschaften auf, die noch bis vor wenigen Jahren durch ein verfassungsmäßig verbrieftes Recht auf Arbeit sowie die Pflicht dazu gekennzeichnet waren. Wie in kaum einer anderen Gesellschaftsform waren in sozialistischen Ländern viele der Prinzipien des soziologisch-theoretischen Ideals der „Arbeitsgesellschaft“ tatsächlich verwirklicht (vgl. Kohli 1994). Demnach war Arbeitslosigkeit, einem kommunistischen „Arbeitslosigkeitstabu“ (Baxandall 2000) folgend, weder Thema in öffentlichen Debatten noch wurde ihr Ausmaß „gemessen“ oder sie in entsprechenden Institutionen des Arbeitslosigkeitsmanagements systematisch verwaltet. Personen, die außerhalb der Arbeit standen, waren überwiegend als soziale Außenseiter stigmatisiert oder sogar kriminalisiert.

---

<sup>1</sup> Ich bedanke mich bei Patrick Sachweh für wertvolle Anmerkungen.

Mit dem Zusammenbruch der kommunistischen Regime änderte sich diese Situation, und Massenarbeitslosigkeit wurde schlagartig zum Alltagsbestandteil der wirtschaftlichen, institutionellen und sozialen Neuorientierung dieser Gesellschaften (Gallie et al. 2001; Kornai 2000; Kronauer/Vogel 1995; Mutz 1996; Mutz 1997; Rainnie et al. 2002; Vogel 1999). Neben der Frage der institutionellen Restrukturierung stand Arbeitslosigkeit im Zentrum zweier zusammenhängender Problemfelder: Einerseits wurde es nötig, die Bausteine individueller Biographien und deren Relation zur veränderten Arbeitswelt zu überdenken. Andererseits ging es darum, das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft neu zu bestimmen und Kriterien sozialer Zugehörigkeit in nunmehr kapitalistischen und demokratischen Kontexten zu etablieren. Eine kürzlich abgeschlossene Studie widmet sich diesen beiden thematischen Bereichen und untersucht die Bedeutung von Arbeitslosigkeit im postsowjetischen Litauen aus der Perspektive Jugendlicher (Reiter 2008). In diesem Artikel beschränke ich mich auf die Diskussion der Bedeutung von Arbeitslosigkeit für soziale Integration und Solidarität.<sup>2</sup> Den Ausgangspunkt dafür bildet die schlichte Beobachtung, dass die postsozialistische Landschaft nun auch von gesellschaftlich weitgehend unbekanntem sozialen Figuren wie dem Arbeitslosen bewohnt wird, die davor über Jahrzehnte hinweg weitgehend „abwesend“ gewesen waren.<sup>3</sup> Ihre unvermittelte Präsenz im Alltag sowie in gegenwärtigen politischen und sozialen Debatten ist Bestandteil der vielschichtigen sozialen Herausforderungen der Transformation; ihr zukünftiger Status wird entscheidend davon abhängen, welchen Platz im sozialen Beziehungs- und Solidaritätsgeflecht sie zugewiesen bekommen. Jugendlichen kommt in diesem Prozess der Erneuerung der Organisationsbedingungen sozialen Zusammenlebens die besondere Rolle zu, zwischen „alten“ und „neuen“ Wissensbeständen zu verhandeln und den relevanten „Wissensvorrat“ (Schütz/Luckmann 1979) zu aktualisieren. Sie sind „Agenten des sozialen Wandels“, die im Sinne Mannheims (1964, 530 ff.) vorhandene Wissensbestände auf eine neuartige Weise aneignen und modifizieren müssen. Die durch den Systemzusammenbruch abrupte Abwertung von Wissensbestandteilen älterer Generationen beschleunigte diesen Prozess der Erfahrungssedimentierung, der normalerweise schrittweise verläuft und von einer gewissen Latenz gekennzeichnet ist (Srubar 1998), erheblich.

Vor diesem Hintergrund diskutiert dieser Artikel die Frage, wie sich das gesellschaftlich neue Problem der Arbeitslosigkeit in der Perspektive Jugendlicher im postsowjetischen Litauen konstituiert. Die empirische Grundlage dafür bildet eine qualitativ-explorative Studie zur Bedeutung von Arbeit und Arbeitslosigkeit im Postkommunismus, in deren Rahmen problemzentrierte Interviews (Witzel 1982, 1989) mit 30 männlichen und weiblichen Jugendlichen im Alter von 15 bis 24 Jahren in linearen und nichtlinearen Übergängen in die Arbeitswelt geführt wurden (Reiter 2008). Die Interviews wurden im Jahr 2004 von geschulten, muttersprachlichen Interviewerinnen durchgeführt und zur Auswertung ins Englische übertragen. Um einen Bedeutungsverlust zu vermeiden, wird hier auf eine nochmalige Übersetzung ins Deutsche verzichtet. Durch die unvermeidbare Verfremdung des Materials (vgl. Temp-

---

2 Einige Aspekte der hier geführten Diskussion finden sich ausführlicher in Reiter (2007a, 2007b).

3 Diese Liste neuartiger Figuren in ehemals sozialistischen Ländern beinhaltet weitere soziale Gruppen wie etwa Immigranten, Homosexuelle, Obdachlose und sogar ‚die Armen‘. Es gab sie auch in sozialistischen Ländern, allerdings nicht an der Oberfläche des sozialen Bewusstseins.

le/Young 2004) mussten gewisse Verfahren der Tiefenanalyse, wie etwa die objektive Hermeneutik, ausgeschlossen werden. (Vgl. Flick 2007, 436-452) Extensive biographische Einzelfallrekonstruktionen waren allerdings Bestandteil des Interpretationsprozesses, der sich an den Vorschlägen zur Bildung empirisch-begründeter Typen (vgl. Kelle/Kluge 1999) orientierte. Um Missverständnisse auf der Basis von Übersetzungen zu reduzieren, bestanden die kleinsten Analyseeinheiten zumeist aus der Interviewfrage und der Antwort der Interviewpartner.

Der gesellschaftliche Kontext Litauens bietet sich aus verschiedenen Gründen für eine solche Studie an. Litauen ist eines der Länder im „Neuen Westen“ Europas, welcher durch einen raschen Übergang zu einem Model von Wirtschaft und Gesellschaft nach westeuropäischem Vorbild gekennzeichnet ist. Der Begriff der „nachholenden Modernisierung“ (Zapf 1994) im Sinne einer Angleichung an westliche Standards marktdemokratischer (Wohlfahrts-)Staatlichkeit ist geeignet, die normative Dynamik dieser Entwicklung abzubilden. Im Unterschied zu Ostdeutschland, dessen Transformation durch den Zusammenschluss mit der BRD und die Übernahme etablierter institutioneller Rahmenbedingungen einen Sonderfall darstellt (Vogel 2000, Mayer 2006), waren andere Länder dieser Entwicklung innerhalb eines nationalstaatlichen Containers ausgesetzt. Im Gegensatz zu Ostdeutschland, das einem bestehenden Staat einverleibt wurde, lösten sich die drei baltischen Länder von einer größeren staatlichen Einheit ab. Durch ihre über ein halbes Jahrhundert andauernde sowjetische Besatzung verfügten diese Staaten zum Zeitpunkt der Unabhängigkeit etwa über keine nationale Volkswirtschaft, sondern mussten diese erst etablieren.

Die litauische Version des Nachholens westlicher Standards war äußerst radikal und, wie es scheint, erfolgreich. Dies kann nicht nur am EU-Beitritt im Jahr 2004 abgelesen werden. 15 Jahre nach seiner Unabhängigkeit wird Litauen in einem Bericht der Weltbank außerdem unter die zwanzig Ökonomien mit den besten Bedingungen für „Doing business“ weltweit gewählt (World Bank 2005). Um auch die Schattenseiten dieser Entwicklung anzudeuten, soll es in diesem Zusammenhang genügen, auf ein paar Details hinzuweisen. Wie in anderen Transformationsökonomien explodierten die Arbeitslosenzahlen in den zweistelligen Bereich, was die Transformation auch für ökonomische Arbeitsmarktforscher zu einem der historisch bedeutendsten Phänomene des 20. Jahrhunderts machte (Svejnar 1999). Die litauische Gesamtarbeitslosenquote erreichte im Jahr 2001 mit 16,5% ihren höchsten Wert; die Arbeitslosenquote Jugendlicher lag im selben Jahr bei 31% und die Langzeitarbeitslosenquote bei 9,3% (European Commission 2006). Im Inneren erwies sich die neu geschaffene Institution des Arbeitsmarkts als äußerst unbequem und von hoher Flexibilität, niedrigen Löhnen und wenig Beschäftigungssicherheit gekennzeichnet (Rutkowski 2003). Die Absicherung durch wohlfahrtsstaatliche Kompensationsmechanismen blieb dagegen auf vergleichsweise niedrigem Niveau (Aidukaite 2004; OECD 2003) und wurde um Institutionen und Agenturen der Vorschreibung und Kontrolle arbeitsmarktbezogener Verhaltensstandards ergänzt (Juska/Pozzuto 2004). Das Armutrisiko trotz Beschäftigung ist in Litauen erheblich: Mehr als 40% der armutsgefährdeten Personen sind in Beschäftigung, ein Wert der für die EU der 15 Länder bei 26% lag (Bardone/Guio 2005).

Dem Vorschlag zur empirisch begründeten Typenbildung (Kelle/Erzberger 1999; Kelle/Kluge 1999) folgend, resultierte die Auswertung des gesammelten Interviewmaterials in einer heuristischen Typologie, die das Phänomen der Arbeitslosigkeit

anhand von drei Dimensionen abbildet: (1) Wahrnehmung und Image des Arbeitslosen; (2) die Einschätzung der wechselseitigen Beziehung zwischen Bürger und Staat (citizenship); (3) mögliche Reaktionsweisen auf die bestehende Konstellation. Dieser Artikel beschränkt sich auf die Darstellung und Diskussion dieser drei Dimensionen anhand des empirischen Materials.<sup>4</sup> Spannungen und Widersprüchlichkeiten, die sich innerhalb der Klassifikation aus der Kombination von Dimensionen ergeben, können hier nicht abgebildet werden. Der Bezugsrahmen der Diskussion der Bedeutung postkommunistischer Arbeitslosigkeit ist ein imaginiertes Dreieck von (Nicht-)Solidaritätsverhältnissen, bestehend zwischen dem Individuum, dem/der „Anderen“ (hier: dem/der Arbeitslosen) und dem „Staat“.<sup>5</sup> Dieser Bezugsrahmen, der in einer früheren Publikation entwickelt wurde (Reiter 2007a), soll im nachfolgenden Abschnitt kurz vorgestellt werden. Er versteht sich als Diskussionsvorschlag zur vorläufigen Strukturierung eines wenig erforschten Feldes.

## **2. (Nicht-)Solidarität im Dreieck – konzeptuelle Rahmung und Forschungsfragen**

Die Untersuchung postsozialistischer Konfigurationen der (Nicht-)Solidarität im Dreieck zwischen Individuum, Anderem (d.h. Arbeitslosem) und Staat hat ihren Ursprung in der Beobachtung eines postkommunistischen Solidaritätsparadoxons. Studien zur Wahrnehmung sozialer Ungleichheit sowie zur zivilgesellschaftlichen Beteiligung im ehemals kommunistischen Osteuropa ergeben ein widersprüchliches Bild. Die generell stärker ausgeprägte Sensibilität für Formen sozialer Ungerechtigkeit, die in Studien zur Werte- und Einstellungsstruktur in diesen Ländern gefunden wird (z.B. Arts et al. 2003), korrespondiert nicht mit der Beobachtung vermehrter zivilgesellschaftlicher Teilhabe. Im Gegenteil, die Bereitschaft zur Beteiligung an zivilgesellschaftlichen Gemeinschaftsaktivitäten zugunsten mehr oder weniger unspezifischer „Anderer“, die als Solidarisierungsleistung verstanden werden können (Muenkler 2004), ist allgemein gering (z.B. Howard 2003). Eine Erklärung für dieses Desolidarisierungsparadoxon lässt sich in Anlehnung an eine biographische Studie zu Formen der Bewältigung des Transformationsproblems unter nunmehr marktwirtschaftlichen Bedingungen in Ostdeutschland formulieren. Demnach können sich enttäuschte Erwartungen hinsichtlich einer Kontinuität staatlicher Verantwortlichkeit für die umfassende Wohlfahrt von Bürgern negativ auf die Bereitschaft zu individuellem solidarischem Handeln auswirken (Struck 2003).

Mit diesem Erklärungsansatz gelangen der „Staat“ und dessen Bedeutung als Referenzkategorie individuellen Handelns stärker in die Aufmerksamkeit soziologischer Analysen postkommunistischer Solidaritätsformen. In Analogie zum Konzept der „always embedded market economy“, womit Block (2003) in Anlehnung an Karl Polanyi auf die Bedeutsamkeit staatlichen Tuns und Unterlassens für Wirtschaftshandeln hinweisen will, kann von einer grundsätzlichen Einbettung sozialer Solidaritäts-

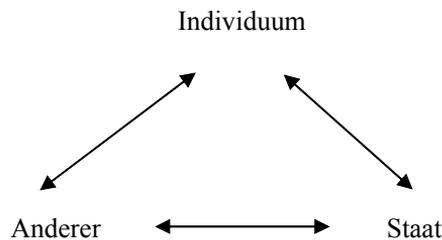
---

4 Zur Darstellung der Typologie vgl. Reiter (2008, Kapitel 8).

5 In der allgemeinen Verwendung dieses Dreiecks kann „der Andere“ jede signifikante Bezugsperson von Individuen sein; hier ist damit die Figur des Arbeitslosen gemeint. Auch die Partei des „Staates“ ließe sich je nach Bedarf spezifizieren; hier wurde dieser Begriff gewählt, weil er der allgemeinen Übersetzung des litauischen Wortes „valstybė“ entspricht, das in den Interviews von den Jugendlichen überwiegend verwendet wurde.

formen in staatliches Handeln ausgegangen werden. Allerdings vernachlässigt dieser Ansatz mit seinem Schwerpunkt auf vertikale Strukturen den grundlegenden Wandel sozialer Beziehungen, der sich durch den Zusammenbruch des Sozialismus auch entlang der anderen, horizontalen Achse ergeben hat. Der sozialistische Staat war, wie Wagner (1994, 102) feststellt, eigentlich eine individualisierende Kraft, die soziale Beziehungen jeder Art aufzubrechen suchte. Durch dessen Verschwinden besteht von nun an die Notwendigkeit, das Prinzip der Gegenseitigkeit als Voraussetzung des Sozialen anzuerkennen. Anders gesagt, die „Scham über Abhängigkeit“, die laut Sennett (2006, 194) Vertrauensbeziehungen im Kapitalismus gefährdet, muss in post-sozialistischen Gesellschaften einmal mehr überwunden werden, um das Gemeinwesen erst entstehen zu lassen. Für die hier geführte Diskussion postsozialistischer Solidaritätskonfigurationen bedeutet dies, dass durch die Aufwertung der horizontalen Ebene die soziale Beziehung zwischen Individuum und Anderem die lose gewordene vertikale Bindung zwischen Individuum und Staat ergänzt. Dadurch wird (Nicht-)Solidarität zu einer Angelegenheit, die im Dreieck zwischen Individuum, Staat und Anderem (qua Arbeitslosem) verhandelt werden muss (Abbildung 1).

Abbildung 1: Dreieck der (Nicht-)Solidarität



Ausgehend davon nimmt eine alternative und komplementäre Perspektive auf Desolidarisierungsphänomene entlang der horizontalen Beziehungsebene zwischen Individuen die Frage des sozial verfügbaren Wissens über den Anderen in den Blick: Demnach könnte Desolidarisierung mit Arbeitslosen und anderen neuen gesellschaftlichen (Rand-)Gruppen auf mangelnde Erfahrung und Wissen über potentielle Nutznießer solidarischer Aktivitäten innerhalb des Dreiecks zurückzuführen sein.<sup>6</sup> Das erwartete staatliche Handeln in Richtung dieses unsicheren sozialen Feldes wird zwar als unangemessen wahrgenommen, aber nicht durch individuelles Handeln kompensiert. Die Figur des Arbeitslosen in ehemals kommunistischen Ländern muss, so die hier relevante Annahme, erst begründet und konsolidiert werden, damit sich auch entsprechende Verhaltensweisen ihr gegenüber etablieren können. Für die Untersuchung von Solidaritätsverhältnissen bedeutet dies, dass sie sich insbesondere auf die neuartigen Beziehungen von Staat und Individuum zur Figur des Arbeitslosen richten und somit die vertikale und horizontale Dimension gleichzeitig untersuchen muss.

Die Ergebnisse der Auswertung des Interviewmaterials unterstützen diesen Ansatz und ermöglichen eine differenziertere Rekonstruktion der Wahrnehmung dieses Beziehungsgefüges. Die Ergebnisse verweisen darüber hinaus auch auf die neue Option,

<sup>6</sup> Der hier zugrunde liegende Wissensbegriff geht auf Berger/Luckmann (1967) zurück.

das bestehende Dreiecksverhältnis, dessen (Staats-)Grenzen ab sofort nicht mehr undurchdringlich sind, zu unterlaufen und etwa durch Abwanderung hinter sich zu lassen. Die folgenden Abschnitte rekonstruieren dieses Dreiecksverhältnis anhand von drei Themen- und Fragenkomplexen, die auf der Basis des verfügbaren Datenmaterials reflektiert werden:

a) Die Interviews ermöglichen die Rekonstruktion allgemeiner und spezifischer „Bilder“ und Vorstellungen von Arbeitslosen. Dieser Abschnitt fragt nach den „typischen“ Charakteristika von Arbeitslosen und danach, welche (zusätzliche) soziale Kategorie sie repräsentieren?

b) Jugendliche lassen keinen Zweifel an der staatlichen Verantwortlichkeit in Bezug auf das Problem der Arbeitslosigkeit. Die zugehörige Frage lautet: Welche Erwartungen richten sie an den Staat, und (wie) wird die Abwesenheit staatlicher Unterstützung kritisiert?

c) In den Interviews lassen sich systematische Hinweise auf reaktive Verhaltensweisen ausmachen, die sich in gewisser Weise gegen die bestehende Dreieckskonstellation richten und sich zusammenfassend als „Exit-Optionen“ bezeichnen lassen. Die Frage lautet hier: Welche Möglichkeiten Arbeitsloser, ihren Unmut über nachteilige Lebens- und Arbeitsbedingungen zum Ausdruck zu bringen, werden von den Jugendlichen als handlungsrelevant wahrgenommen, und was bedeuten sie für das staatsbürger-schaftliche Verhältnis?

### 3. Die Arbeitslosen

Die Wahrnehmung von Arbeitslosen fällt analytisch in zwei Kategorien, wobei sich Elemente beider auch gleichzeitig in den Beschreibungen einzelner Jugendlicher finden: Dem hartnäckigen Klischee des Arbeitslosen als Sozialschmarotzer, das selbst von Jugendlichen aus Familien mit Arbeitslosigkeitserfahrung geäußert wird, steht eine Alternativkategorie bestehend aus einer Vielfalt an „Ausnahmen“ gegenüber.

Dem Stereotyp entsprechend sind Arbeitslose „asozial“ und „faul“ und bevorzugen den Konsum von Sozialleistungen und Alkohol gegenüber jeglicher Form von Arbeit.

*Interviewer: And so you said that there are a lot of unemployed people, why do you think that there are a lot of them?*

*Gabija: Because some people ... although there are a lot of, there are really a lot of work places, if you want to get a job, it is possible to get a job. But people don't want to go to work for a minimum (salary) twelve hours a day, (to work) over time. In general, they don't want a difficult job and some people maybe because of their laziness. "I'd better sit at home without work, than I would work hard for five hundred (litas)", and something like that.... And a lot people think like that, and I think that there are a lot of unemployed just because of that, and more. So people maybe don't even look for a job, some of them, because if you look, I think, it is really possible to find a job and I don't know ...*

*Interviewer: And what do you think about people who don't go to work, as you said, well, that they are lazy to work ...*

Gabija: *I do not have a good opinion about them because ... Let's say, well, it depends on the job, as far as I've heard. Let's say, in shops, when you have to work for a minimum (salary), and people are not considered people there, and all of them are like animals, and they have to do a very hard physical job. In that case I understand it perfectly. Because this is exploitation of people. But people who don't go to work, let's say, who have nothing, they go and beg, "Give me money." Or they are drunkards, I don't justify them. Because they could go to work and, at least for that minimum (salary), at least straighten up their lives minimally. So these are two, two (different) things. (8.24-25)*

Auch wenn das Vorherrschen ungünstiger Arbeitsbedingungen in der neuen Arbeitswelt durchaus gesehen wird, bestehen Jugendliche grundsätzlich auf einer Pflicht zu arbeiten. Irgendeine Art von Beschäftigung, so die gängige Meinung, könne trotz hoher Arbeitslosigkeit immer gefunden werden. Arbeitslose Frauen stehen überdies im Verdacht, Kinder zu bekommen, um staatliche Transferleistungen zu erhalten. Vereinzelt wird ihnen zudem vorgeworfen, sich dieser Kinder auch wieder zu entledigen, wie im folgenden Interviewabschnitt, in dem die positiven Seiten der sozialistischen Arbeitspflicht diskutiert werden.

*I think that it was good, because now there are many people who drink, do not work at all. For example, those mothers ... When I look at them, they have many children in order to get those benefits for children. Well, it would be better if every person had to work and got money and provided for his family. Minimally, at least, but he would provide. Because, as is often the case, they live, they produce those children, then they get rid of them in different ways, bury (them) somewhere. I don't know, I think that every person must do something. I think, it really could be so, like it was earlier, work obligatory for everyone. I am in favour of this, that work is obligatory for every person. (Deida: 4.37)*

Unmissverständlich negative Aussagen wie diese werden durch zahlreich geschilderte Einzelbeobachtungen konkret wahrgenommenen Leidens an Arbeitslosigkeit relativiert. Diese Selbstbeschränkung und Reflexion pauschaler Verurteilungen scheinen darauf hinzuweisen, dass die offensichtliche Vielschichtigkeit des Phänomens (noch) kein einheitliches Bild zulässt. Beispiele von „Ausnahmearbeitslosen“, denen ihre Situation nachgesehen wird, finden sich zumeist im näheren sozialen Umfeld, in der Verwandtschaft oder sogar in der engeren Familie. Das „Mitleid“ (pity), das etwa im nachstehenden Ausschnitt gegenüber Arbeitslosen ausgesprochen wird, hat seinen Ursprung in der Beobachtung der offensichtlichen Not einer Einzelperson und betont gleichzeitig die Bedeutung der intergenerationellen Transmission dominanter Deutungsmuster.

Interviewer: *And what do you think, maybe you encountered (them), how do the people around treat these unemployed?*

Saulius: *How do they treat them? They feel pity for them.*

Interviewer: *Pity?*

Saulius: *Yeh, for example, earlier, now not anymore, a woman would come to my grandma, you can see from her swollen face that she drinks a lot. She asks*

*for two Litas (i.e. 0,6 EUR) and my grandma gives them to her, she really feels sorry for her. And especially those who haven't become unemployed recently, but those who have not found a job for a long time, so I feel pity for these people most of all, that they are not lucky in life that they cannot live well and have all that, what, let's say, I have. (...) How do they look at them (the unemployed, H.R.)? First of all they call them lazybones, like I do, [he is laughing], I also agree with their opinion. Maybe they made us get used to the idea that they are lazybones, those people. So they think the same like I do. Always people think the same way adults do, their grandparents or parents. (26.32)*

Auch die radikale Abwertung langjähriger Berufserfahrung, die das neue System mit sich brachte, wird als Entschuldigungsgrund für Arbeitslosigkeit anerkannt. Der nachfolgende Interviewausschnitt zeigt beispielhaft, wie deutlich Jugendliche die verschärften Kriterien des Zugangs zur Arbeit wahrnehmen.

*(...) I'll give you such an example, well, a friend of our family. She worked as an accountant and that company went bankrupt and now she is fifty five and that's it. And nobody gives her a job because of age. (...) And it is impossible to find a job, she totally, well, she goes to the shops and everywhere. Although people talk about experience, an accountant, here, they need with experience and everything. There is no way she could find a job. And here she worked in that company for so many years and now she goes to people, cleans rooms to earn money. In the summer time she goes to gardens, weeds gardens, takes care of everything, and so on, because it is impossible to find a job. And it was very difficult for her psychologically. It was very difficult for her because she worked all the time, she earned almost, well, she really used to get good money. And one day, well, she, well, was fired just like that, because everything went bankrupt and that is it. And it was very, very difficult, and for her, and her family, and really, really... (...) (Gabija 8.30)*

Die beiden Kategorien Arbeitsloser, die allgemeine und die konkrete, sind weitgehend inkompatibel. Die Vorstellung realer Opfer des Arbeitsmarkts ist von der klischeehaften Übertreibung allgemeiner Charakterdefizite Arbeitsloser überlagert, ein Phänomen, das auch in etablierten Arbeitslosigkeitsökonomien wie Deutschland beobachtet werden kann (Uske 2000). Die Tatsache, dass die beiden Deutungsweisen nebeneinander verwendet werden, scheint außerdem das Prinzip der Inkonsistenz von Alltagswissen zu bestätigen (vgl. Schütz 1972), zumal es wie im Fall der Bedeutung von Arbeitslosigkeit im Postkommunismus um die Neubestimmung eines semantischen Raumes geht. Obwohl eine solche Übersteigerung tatsächlich auf einzelne Arbeitslose zutreffen mag, erinnert sie als Pauschalurteil hier doch eher an das Bild jener außerhalb der Beschäftigungssphäre stehenden sozialen Außenseiter, denen im Kommunismus kriminelles Potenzial zugeschrieben wurde. In der postkommunistischen Variation einer „Ideologie des sozialen Parasitismus“ (Sennett 2006, 192) vereinen sich nun anachronistische Elemente mit radikalisierten Leistungsidealen in einem gesell-

schaftlich äußerst wirksamen Vorurteil.<sup>7</sup> Dies kann bedeuten, dass kognitive Lernprozesse in Bezug auf den Umständen entsprechende gesellschaftliche Kriterien der Anerkennung oder Missachtung (Honneth 1992), wenn sie auch noch nicht abgeschlossen sind, so doch mit erheblicher Geschwindigkeit verlaufen, oder dass, anders gesagt, der Rückbau institutioneller Sicherungssysteme über einen Prozess der Koevolution mit sekundären kognitiven Anpassungsmechanismen verbunden ist.<sup>8</sup>

#### 4. Der Staat

Ähnlich widersprüchlich ist das Bild, das sich Jugendliche vom Verhältnis der Bürger zum „Staat“ und seinen Repräsentanten machen. Prinzipiell steht auch hier die Arbeitspflicht von Bürgern außer Frage. Ein Jugendlicher, der sich hinter dem Pseudonym XXX verbirgt, meint etwa, dass einzelne Bürger durch Arbeit und Steuern zum „Leben des Staates“ beitragen und damit zu einem Teil eines großen, organischen Kollektivs werden – „part of this collective activity, of this huge anthill“ (30.34). Allerdings wird, wie Studien zur Einstellung gegenüber der Rolle des postkommunistischen Staats zeigen (z.B. Örkény/Székelyi 2000), bestätigt, dass der Staat nicht aus seiner Verantwortlichkeit für das Wohlbefinden der Bürger entlassen wird. Das gilt auch für das Problem der Arbeitslosigkeit und andere Formen individueller oder gemeinschaftlicher Not. Ihre Kritik richten die Jugendlichen dann in erster Linie auf die Leistungsfähigkeit und -bereitschaft des neuen Regimes im Vergleich zum sozialistischen Vorgänger und zweifeln schließlich dessen Redlichkeit und demokratische Effektivität insgesamt an.

Obwohl sich einzelne Jugendliche in bitteren Kommentaren gegen jegliche Unterstützungserwartung aussprechen, habe der Staat, so die vorherrschende Ansicht, für die Grundsicherung der Bürger zu sorgen. Zu seinen Kernaufgaben gehörten etwa: die Versorgung von älteren Menschen durch ausreichend hohe Pensionen, sofern sie sich darum im Laufe ihres Arbeitslebens verdient gemacht haben, der freie Zugang zu Bildung für Jugendliche und die Bereitstellung von Arbeit für Menschen, die tatsächlich danach suchen. Nach Ansicht der Jugendlichen erweist sich der Staat aber in allen drei Bereichen als unzuverlässig: So bemängeln sie das Auseinanderfallen der Höhe der Pensionen und der Beitragsleistungen in der Zeit des Sozialismus, den begrenzten Zugang zu tertiärer Bildung und die Ineffizienz der neuen Arbeitsvermittlungsagenturen.

Dabei könnte gerade das Schaffen von Arbeitsplätzen die Lebensqualität vieler Menschen verbessern und sich durch ein erhöhtes Steueraufkommen gleichzeitig positiv auf das Gemeinwesen auswirken. Die optimierte Administration des Arbeits-

---

7 Was Richard Sennett mit Blick auf das problematisch gewordene Prinzip der Abhängigkeit in (Arbeits-) Gemeinschaften diskutiert, erhält im postkommunistischen Kontext der Kapitalisierung von Gemeinschaftsverhältnissen zusätzliche Brisanz: „The attack on the welfare state (...) treats those who are dependent on the state with the suspicion that they are social parasites, rather than truly helpless. The destruction of welfare nets and entitlements is in turn justified as freeing the political economy to behave more flexibly, as if the parasites were dragging down the more dynamic members of society“ (Sennett 1998, 139). (Ich verwende hier das englische Originalzitat, weil die deutsche Übersetzung stellenweise schlichtweg unangemessen ist; Anm. H.R.)

8 Diese Analogie scheint nicht von der Hand zu weisen zu sein, wenn etwa ein Jugendlicher, dessen Mutter selbst gerade arbeitslos ist, über Arbeitslose meint: „They cannot adapt, in Darwin’s words“ (Dizaineris, 5.23).

losengeldes sowie dessen Erhöhung würde zudem dazu beitragen, die Motivation der Arbeitssuchenden, sich an das Arbeitsamt zu wenden und die aktive Suche nach Arbeit fortzusetzen, zu steigern. Die Verfügbarkeit von Arbeit oder ausreichenden Transferleistungen würde den Menschen und Familien in Arbeitslosigkeit die Chance geben, in Würde zu leben, und manche schlicht und einfach am Leben halten, wie es eine Jugendliche ausdrückt:

*I think that it is ... that is, I think of it as a positive thing, that a person is supported like this. Because if, for example, he doesn't get a job anywhere and if he even didn't receive anything then what ... I don't know, simply to kill oneself, this is what happens when there is nothing to hold on to, a person doesn't have anything in life. Where from? Let's say, if one wouldn't have money, nothing, no food, anything, one lives on a garbage dump, one can say. I think that it could even be increased (...)* (Deida 4.48)

Insgesamt sollte sich die Bereitstellung finanzieller Unterstützung an der oben vorgestellten Differenzierung zweier Kategorien Arbeitsloser orientieren. Hier stimmen die Jugendlichen weitgehend überein mit den Distinktionsritualen der litauischen Arbeitslosenverwaltung und deren zuweilen willkürlich erscheinenden Unterscheidung von Arbeitslosen, die Kompensationszahlungen verdienen, und solchen, die nichts bekommen sollen (Juska/Pozzuto 2004). Durch sorgfältige Kontrollen könnten auch Familien mit Kindern, in denen Alkoholmissbrauch nicht ausgeschlossen werden kann, angemessen unterstützt werden.

*(...) Those who are really honest, who do not drink and smoke, these people should be helped even more, maybe. And those who drink, who drink the money away, so it should be considered that it is, let's say, for the child ... A child is born and it happens that they provide the money, and mothers simply drink the money away. So they could bring cheques, or control these people more. And those who ... and those who are more serious, maybe they could get more, though there should be, I think, equal rights for everybody. But those also should be controlled, so that those mothers, or someone else didn't drink the money away, or didn't waste it like this. Because then the child suffers and the money ..., and then they do all kinds of crimes.* (Deida 4.48)

Obwohl die befragten Jugendlichen nur wenige Jahre ihres Lebens im sowjetischen Regime verbrachten, dient es ihnen häufig als Referenzkategorie zur Einschätzung der Schwächen des gegenwärtigen Systems. Der Verlust der Arbeitsplatzgarantie, des sozialen Sicherungssystems und der bescheidenen, aber annehmbaren Lebensweise, die allen Menschen zugänglich war, gehören zu den Nachteilen des Systemwechsels. Ein allgemeiner Wunsch unter Jugendlichen, die vorangegangene Situation wieder herzustellen, kann daraus noch nicht abgeleitet werden, wohl aber ein tief sitzendes Verständnis für nostalgische Idealisierungen mancher erwachsener und älterer Menschen. Gabija betont beispielsweise von sich aus die Vorteile, die das vorherige System der „Ordnung“ hatte. Zwar schränkte es die Freiheiten der Menschen ein und auferlegte ihnen gewisse Verpflichtungen, aber es bewahrte sie auch davor, „ihr Leben zu ruinieren“.

*I think that maybe there were more duties in Soviet times because everything was stricter. The state required, let's say, more from people but people kept to that, all that order, all these requirements and did all their duties. (...) At least I think that it was better in the Soviet times just because everything was stricter but it was better. There was more order than it is now. (8.56)*

„Das Parlament“ oder „die Politiker“ werden einerseits als die Verantwortlichen für diese Entwicklung identifiziert, die sich schließlich auch auf das Problem der Arbeitslosigkeit erstreckt. Andererseits werden sie auch mit Korruption, Bürgerferne, Ignoranz und Untätigkeit in Verbindung gebracht. Politiker werden nicht als die legitimen Interessenvertreter des Volkes oder bedürftiger Menschen wahrgenommen, wodurch auch die üblichen demokratischen Foren zur Diskussion und Lösung von Problemen sozialer Ungerechtigkeit an Bedeutung verlieren. Stattdessen gibt es alternative, öffentliche Bühnen, auf denen Fragen sozialer Gerechtigkeit verhandelt werden und Menschen, die etwa von Arbeitslosigkeit betroffen sind, vereinzelt sogar geholfen wird. Gabija bringt diesen Zusammenhang in einem Abschnitt auf den Punkt, in dem sie über die neuen voyeuristischen Fernsehshows spricht, die sich unter bezeichnenden Überschriften wie „I am looking for a job“ oder „Generation of money“ auch des Themas der Arbeitslosigkeit annehmen.

*Interviewer: Aha. All right. So let's come back then to the unemployed people. We started, and I want to ask what do you think, how does society assess the unemployed? What does it think in general?*

*Gabija: About unemployed ... Let's say, in our politics, so these politicians, some of them totally don't give a damn about these people, those unemployed, those who don't have (anything) for their children. Well, they don't have money at all to let their children go to school, to feed them. And if it will be the same in the future, then it certainly will be very bad. But I think, there certain (TV) shows, well, like "I am looking for a job". There also was a show "Generation of money" or something like that. And they help people to find a job. This is good, that they somewhat help people, I think. But in general today unemployed they are not really, they are not paid much attention, that they would be supported, that somebody would really really think (of them). So it is certainly not like that and all (people) have formed not too good an attitude to those unemployed. And this is not very good, I think. (Gabija 8.33)*

Während die Jugendlichen die Teilnahme am Arbeitsprozess sowie an Wahlen als Bürgerpflicht verstehen, werden ihre Erwartungen hinsichtlich des Ideals der Wechselseitigkeit von Pflichten und Rechten im bürgerschaftlichen Verhältnis enttäuscht. Dass es sich dabei nicht um ein Sonderproblem einer Handvoll litauischer Jugendlicher handelt, sondern – 15 Jahre nach Beginn der Transformation – um ein epidemisches Phänomen in den ehemals kommunistischen Ländern, wird beispielsweise an einer unlängst veröffentlichten Studie deutlich. Eine Umfrage der European Bank for Reconstruction and Development (2007) in 29 zentral- und osteuropäischen Ländern von Albanien bis Usbekistan diagnostiziert ein starkes Misstrauen gegen die wichtigsten politischen Institutionen (Regierung, Parlament und politische Parteien). Im

„Neuen Westen“ Europas, den seit 2004 neuen EU-Mitgliedsländern, liegt das Misstrauen gegen diese drei Institutionen bei um die 60%; mehr als 60% der Befragten sind außerdem nicht der Ansicht, dass das Korruptionsniveau im Vergleich zu 1989 zurückgegangen ist (ebd., 25-26). Die in den Interviews vorgebrachte Frustration über dieses staatsbürgerschaftliche Ungleichgewicht und die Vernachlässigung sozialer Probleme der Bürger durch eine verantwortungslose herrschende Elite verweist also nicht nur auf isolierte Unmutsäußerungen als Signale einer nicht näher bestimmten „Politikverdrossenheit“. Vielmehr ist es ein Zeichen für profunden Zweifel an der demokratischen Legitimität des politischen Systems, der auf das gesamte Gebäude des Gemeinwesens zurückfällt.

### **5. Jenseits des Dreiecks – Exit-Optionen**

Während sich die beiden vorangegangenen Abschnitte den wahrgenommenen Verhältnissen innerhalb des Beziehungsdreiecks zwischen Individuum, Arbeitslosem und Staat widmeten, werden im Folgenden drei Alternativen, gegenüber diesen Verhältnissen zu handeln, diskutiert. Alle drei hier unterschiedenen reaktiven Verhaltensweisen der Artikulation von Unzufriedenheit – Emigration (a), Arbeitsverweigerung (b) und Betrug am Staat (c) – lassen sich im Sinne Albert Hirschmans (1970) als Formen des „Exit“, zu Deutsch: „Abwanderung“, darstellen. Hirschman, der seine buchstäblich ‚triviale‘ Heuristik beispielhaft auch auf die Massenemigration von der DDR anwandte (Hirschman 1992), unterscheidet zwischen „Abwanderung“ (exit) (der „Handlungsweise des einfachen Fortgehens“; ebd., 332), „Widerspruch“ (voice) (der „Handlung des sich Beschwerens oder des sich Organisierens zum Zweck der Kritik oder des Protests“; ebd., 332-333) und „Loyalität“ (loyalty).<sup>9</sup> Loyalität zeichnet sich durch eine besondere Form der Bindung etwa an eine Organisation aus; sie ist eine Kraft, die (ebenso wie Widerspruch) Abwanderung verzögert (ebd., 354).

Hirschmans Modell wird auch in anderen Studien über postkommunistische Länder verwendet. In einer Untersuchung der gespannten interethnischen Beziehungen zwischen Esten und Russen im postkommunistischen Estland der 1990er Jahr diskutiert etwa Evans (1998) Loyalität als einen Aspekt, der Abwanderung durch die Aktivierung positiver Zugehörigkeitsgefühle aufschiebt. Der zusätzliche Aspekt der Passivität von Loyalitätsformen im Postkommunismus steht bei Adnanes (2004) im Vordergrund. Dabei werden in einer Studie von Bewältigungsstrategien Jugendlicher in Bulgarien auch die Aspekte des untätigen Wartens auf Verbesserung („suffering in silence“) hervorgehoben. Für die hier präsentierte Studie sind alle drei von Hirschman vorgeschlagenen Reaktionsweisen auf Unzufriedenheit relevant. Und alle drei können, wie ich denke, unter der Überschrift „Exit“ diskutiert werden: Sie veranschaulichen das Versagen des Dreiecks, sie untergraben dessen Fundamente und weisen dadurch, dass sie sich auch auf die Handlungsdimension beziehen, über die bestehende Konstellation hinaus.

(a) Abwanderung, die erste von den Jugendlichen vorgeschlagene Reaktion auf Unzufriedenheit, besteht darin, das gegenwärtige Dreiecksverhältnis auch physisch zu verlassen. Diese nunmehr legale Antwort auf empfundene Restriktionen verschiede-

---

9 Loyalität ist die dritte Kategorie, die Hirschman vermutlich aufgrund ihm entgegen gebrachter Kritik im Laufe der Zeit etwas vernachlässigt hatte (Barry 1974; Dowding et al. 2000); im Sinne einer Metapher für Beharrungstendenzen bleibt sie aber für die hier geführte Diskussion relevant.

ner Art war im alten System nur sehr eingeschränkt möglich: „In the Soviet period one could work only here, in our country and only for the good of our country“ (Kira, 18.32), wie eine Jugendliche das in sich geschlossene Dreieck beschreibt. Die in den Interviews von den Jugendlichen angeführten Gründe für Abwanderung beziehen sich zumeist auf das Bestreben, individuelle Lebenschancen zu verbessern. Sie nennen beispielsweise: Jobsuche und Überwindung arbeitslosigkeitsbedingten Stillstands; das Zurücklassen niedriger Wohlfahrtsstandards; die Absicht, in kurzer Zeit genügend Geld verdienen zu können, um sich im Heimatland eine Existenz aufzubauen; oder den allgemeinen Wunsch, ein „besseres“ Leben zu führen. Der letztgenannte Aspekt wird am Beispiel einer schwangeren Frau deutlich, die ihre Heimat und ihren zukünftigen Ehemann zurücklässt und nach Großbritannien geht. Dort konnte sie, zumindest nach Ansicht der Jugendlichen, die darüber berichtet, beste Bedingungen als junge Mutter vorfinden.

*(...) There is some cousin of mine ... She is also a very good example. She got pregnant and, well, she was kind of getting ready to get married and then she decided that she doesn't need that ... And pregnant she left to England. She went there, and her son was born there. And only on (benefit) ... Just the benefit she would get was ... Very, very, very good were these benefits. Well, they pay for (the fact that) there is a child and that she is a single – so to speak – mother. And there were very high and very profitable benefits. She got a job, she bought her own house, she bought cars, she lives there ... (...) And the son is already five years old. And she certainly fought her way (through) there already. And she already met a husband there. (...). (Gabija 8.49)*

Obwohl die Krise des Wohlfahrtsstaats von einzelnen Jugendlichen als Übergangsphänomen aufgefasst wird, akzeptieren sie den Umstand, dass viele Menschen das Land verlassen. Schließlich kann man dadurch einerseits den niedrigen Sozialleistungen entkommen und ist andererseits im Falle selbst erlebter Arbeitslosigkeit genau diesem sozialen Stigma nicht ausgesetzt. Durch Emigration und transnationale Mobilität wird das Dreieck ausgetauscht; anders ausgedrückt: Das Individuum sucht sich einen Ersatz für die beiden anderen Parteien, den Staat und den Arbeitslosen, und etabliert ein neues Dreieck in veränderter Konstellation.

*(...) Those, who go to work abroad, so I fully support them, I mean, because, we should, I mean, if we pay taxes to our state but it doesn't even give us any guarantees that we deserve. And I, for example, I really think that I deserve social (insurance) as well as, you know, all these (benefits) for studies and everything. I mean, that it is actually better to leave to work abroad, though legally and you would pay taxes there for the other state but you would also earn that money that, you know, that you deserve and that you certainly are able to earn. (XXX 30.29)*

Obwohl das tatsächliche Ausmaß der Emigration vor und nach dem EU-Beitritt Litauens sich kaum ermitteln lässt, scheint die Exit-Option insgesamt von erheblicher Relevanz zu sein: Schätzungen der inoffiziellen Emigration zufolge haben seit 1990 und bis 2005 etwa 400.000 Personen oder mehr als 10% der Bevölkerung das Land

verlassen, davon ca. 125.000 von 2001 bis 2005 (Statistikos Departamentas 2006). Während ungünstige Veränderungen am Arbeitsmarkt im Rahmen des EU-Beitritts ursächlich für die Auswanderungswelle waren (Davulis 2006), trug diese umgekehrt zu einer Abnahme des Gesamtarbeitslosigkeitsniveaus und letztlich zu einem Arbeitskräftemangel bei, der mittlerweile für einige der neuen EU-Mitgliedsländer symptomatisch geworden ist (World Bank 2006). Der Anteil von Arbeitskräften eines Landes, die im EU-15-Ausland wohnhaft sind, ist für Litauen mit 3,4% der höchste unter den neuen Mitgliedstaaten (European Commission 2006, Kapitel 5). Eine Eurobarometer-Studie zur geographischen Mobilität schließlich zeigt, dass etwa 9% der befragten Litauer in Erwägung ziehen, das Land innerhalb der nächsten fünf Jahre zu verlassen und in ein anderes EU-Mitgliedsland zu gehen (European Foundation for the Improvement of Living and Working Conditions 2006, 23).

(b) Der Wegfall der Arbeitspflicht machte die bewusst verweigerte Annahme einer Beschäftigung zum Mindestlohn und unter ungünstigen Bedingungen als zweite Reaktionsweise auf Unzufriedenheit tatsächlich möglich. In diesem Fall ist Exit nun nicht der „Gegenspieler von Widerstand“ (voice), wie es Hirschman (1992, 335) ausdrückt, sondern sein „Verbündeter“. Als Hirschman sein konzeptuelles Begriffspaar von Exit und Voice anlässlich der Auflösung der DDR ein weiteres Mal überdachte, schwächte er deren Gegensätzlichkeit ab und kam zu dem Schluss, dass sie sich in ihrer Wirkung vielmehr verstärkten. Hirschman (ebd., 334) betrachtete das Beispiel der DDR als einen „spektakulären Fall des Zusammenwirkens von Abwanderung und Widerspruch“. Kurz gesagt, der entscheidende Zusammenhang besteht darin, dass „das neu gewonnene Recht auf Abwanderung die beteiligten Personen in ihrem Aktionsmodus tatsächlich *verändert*“ (ebd.; Hervorhebung im Original). Durch die bisher nicht verfügbare Option der Abwanderung und die Masse an Personen in derselben Ausgangslage wird die Möglichkeit einer verbesserten Situation durch Protest erst in Betracht gezogen und Unmut schließlich durch Abwanderung zum Ausdruck gebracht.

Auf der Basis der Interviewdaten ist ein solches Zusammenwirken von Widerspruch und Abwanderung auch in Bezug auf das Problem der Arbeitslosigkeit in Litauen in Ansätzen erkennbar. Zunächst erzeugt etwa die Unzufriedenheit mit dem Lohnniveau zwei entgegengesetzte soziale Gruppen. Während die Arbeitnehmer die staatlicherseits festgelegten Mindestlöhne als zu niedrig empfinden, bezeichnen die Arbeitgeber sie angesichts der Masse an Arbeitslosen als noch zu hoch. Der jeweilige „Wert“ der Arbeit konstituiert sich hier also über antagonistische Perspektiven auf die neue Option und Bedrohung der Arbeitslosigkeit im Beschäftigungssystem. Abwanderung wird so zum Hauptdarsteller im argumentativen Spiel der Positionen, wie in einem der Interviews festgehalten wird. Der Staat als dritte Partei ist hier nur mehr indirekt involviert.

Deida: (...) *I was told that in Vilnius people do not work for five hundred (litas),<sup>10</sup> because it is too low for a month. I am not sure it is like that, but I was told.*

Interviewer: *Why do you think it is more difficult in X (small town)?*

---

10 Ca. 150 EUR.

Deida: *Because here unemployment is very high, and people are simply exploited. They really pay less than they would pay in Vilnius. For example, my father works, he said that if he worked in Vilnius, he would get considerably more money, at least one thousand litas<sup>11</sup> more for sure. Employees simply protested. (Employers) say: "This is X (small town) and everything is said with this. If you worked somewhere else, maybe you would be able to get it." Because if you say something, you will be fired, and there is a huge line of people waiting to take your place. And people work in order to have a job. (Deida 4.42)*

Ein anderer Interviewpartner, XXX, illustriert das Thema der Arbeitsverweigerung an einem Beispiel mit etwas stärkerer Öffentlichkeitswirksamkeit. Im Laufe des Interviews bezieht er sich zweimal auf eine junge Frau, die sich in einer Fernsehshow gegen die Annahme einer Beschäftigung in einer Supermarktkette zum Mindestlohn ausgesprochen hat. Zunächst kritisiert er sie als „typische“ Repräsentantin seines Landes, die sich einfach nicht mit den veränderten Rahmenbedingungen und der Notwendigkeit von Zugeständnissen abfinden könne. Er überdenkt diese Ansicht offensichtlich im Zuge des Interviews und greift das Beispiel später noch einmal auf. Am Ende eines langen Monologs, in dem er die Höhe von Renten und Löhnen in Litauen mit denen im Ausland vergleicht, kann er diesen Standpunkt schließlich sogar unterstützen.

*(...) So, that salaries are so low here, it is quite a big problem here. And it has to do with a lot of things here. I mean, why do people not want to go to work? Because maybe they really say, as that girl who said that, "I don't want to work for those three hundred litas".<sup>12</sup> Of course, she exaggerates a bit, but in principle she is right. And if she earned six hundred litas, it would not be much of a relief in her life. I mean, life will not become much better compared to that benefit or something. (XXX 30.28)*

Der Gedanke der Arbeitsverweigerung als Widerspruch findet sich in Spurenelementen auch in anderen Interviews. Daraus mehr als nur ein schlummerndes Protestpotential abzuleiten wäre allerdings voreilig. Arbeit an sich hat durch die Option der Arbeitslosigkeit nicht an Bedeutung verloren. Lediglich die Anerkennung von Arbeit als Mittel und Beitrag zur sozialen Integration wird von der direkt oder indirekt wahrgenommenen Rolle des Staates abhängig gemacht. Durch ihre Nähe zum Stereotyp des Arbeitslosen ist Nicht-Arbeit zudem eine äußerst ambivalente und mit sozialen Sanktionen behaftete Kategorie, die keine gleichwertige Alternative darstellt. Demnach werden Unmutsäußerungen bezüglich niedriger Löhne und betrieblicher Ausbeutungsverhältnisse vermutlich in erster Linie „rein private Aktivitäten“ bleiben. Es ist nicht zu erwarten, dass sie sich „in eine breite Bewegung öffentlichen Protests“ wandeln werden, eine Transformation, die Hirschman (1992, 354 f.) etwa als ursächlich für den Zusammenbruch der DDR betrachtet. Angesichts des niedrigen Organisationsgrads von Arbeitnehmern und der äußerst eingeschränkten Popularität und Rolle

---

<sup>11</sup> Ca. 300 EUR.

<sup>12</sup> Ca. 90 EUR.

von Gewerkschaften in Litauen und anderen ehemals kommunistischen Ländern (Dovydeniene 2002; Woolfson & Beck 2002) ist eine derartige Mobilisierung auch kaum zu erwarten.<sup>13</sup>

(c) Der dritte Weg, das gegenwärtige Dreiecksverhältnis zu unterwandern, ist vermutlich der verblüffendste und als Exit-Strategie nicht sofort erkennbar. Im Prinzip besteht er darin, Formen des Trittbrettfahrens, die feste Bestandteile des sozialistischen Alltags waren, über den Systemwechsel hinweg zu erhalten. Dieser Punkt bezieht sich genau genommen auf eine Einteilung Arbeitsloser aus der Sicht von Mitarbeitern der Arbeitslosenverwaltung, wie sie Juska/Pozzuto (2004) für Litauen beschreiben. Demnach gibt es neben den „aktiven“ und „passiven“ Arbeitslosen die dritte Gruppe der „formal“ Arbeitslosen (the formally unemployed). Diese Kategorie beschreibt Personen, die zwar als arbeitslos gemeldet sind und Arbeitslosenunterstützung beziehen, aber keinerlei Interesse an einer herkömmlichen Beschäftigung haben, weil sie von informellen Einkünften leben. Diese Gruppe der „formal Arbeitslosen“ genießt (auch unter Arbeitsvermittlern) hohes Ansehen, weil sie es schafft, im Übergang von der alten zur neuen Gesellschaft von den Vorteilen beider Welten zu profitieren. Einerseits steht ihre hohe und erfolgreiche Aktivität im informellen Bereich im Einklang mit dem neuen Leistungsprinzip; und andererseits gelingt es ihnen dadurch, sich die Überbleibsel einer Kultur der Bewunderung für die Fähigkeit, staatliche Autorität zu hintergehen, zunutze zu machen (Shlapentokh 1989). Außerdem führen beide Vorgehensweisen zu Einkommen. Schließlich ist auch die neue Gesellschaft eine, in der Merkmale des sozialistischen Verhältnisses zwischen Bürger und Staat durch Formen des Betrugs am Staat, die von der Korruption unter Politikern bis zum Missbrauch von Transferleistungen unter sozial schwachen Gruppen reichen, aufrecht erhalten werden.

Goffman (1973) hat in seiner Studie totaler Institutionen für Phänomene wie diese den Sammelbegriff des „Unterlebens“ geprägt: Es sind Handlungsweisen innerhalb restriktiver Kontexte, die er als „sekundäre Anpassungen“ (ebd., 185, „secondary adjustments“) oder als „Ausbeutung des Systems“ (ebd., 204; „working the system“) bezeichnet. Auf den Postkommunismus übertragen, handelt es sich im Allgemeinen um individuelle Handlungsformen, die dazu beitragen, das Auseinanderfallen individueller Bedürfnisse und systemischer Strukturangebote zu überwinden (Marody 1988). Manche dieser „sozialistischen“ Handlungsmuster der „Ausbeutung des Systems“ überlebten die Transformation und finden sich etwa in jenen Variationen des Missbrauchs von Transferleistungen wieder, die beispielsweise im Rahmen des stereotypen Bilds des Arbeitslosen diskutiert wurden. Derartige Handlungen haben die Qualität, gegenwärtige Dreieckskonstellation zu transzendieren, weil sie auf habituelle Beziehungsformen zwischen Bürger und Staat hinweisen, die ihr Ablaufdatum eigentlich überlebt haben.<sup>14</sup> Daher könnten diese Muster des Betrugs am Staat in

---

13 Ein vergleichbares Protestverhalten der „Abwanderung“ aus einem lokalen Dreiecksverhältnis beschreibt Cleaveland (2005) in ihrer Studie von Sozialhilfebezieherinnen, die ihren Unmut durch „kleine Widerstandshandlungen“ wie der Zurückweisung bestimmter Jobs artikulieren und auf diese Weise ihre Würde erhalten.

14 Damit ist nicht gemeint, dass solche Verhaltensweisen nicht auch in Ländern ohne sozialistische Vergangenheit beobachtet werden können. Die Forschungsfrage zur Ermittlung von Unterschieden (oder Ähnlichkeiten) bestünde vielmehr darin, zu klären, ob der zeitliche Bezugsrahmen solcher Verhaltensweisen überwiegend in der Vergangenheit oder in der Zukunft liegt. Geht es tatsächlich um neuartige Handlungsformen im Sinne einer Innovation gleichsam in das neue Gesellschaftssystem hinein oder um

Hirschmans Terminologie als eine etwas seltsame Form der „Loyalität“ bezeichnet werden, bei der es darum geht, „traditionelle“ Verhältnisse zwischen Bürger und Staat auf rituelle Weise zu reproduzieren. Anders gesagt: Der Betrug am Staat als Widerspruch zum gegenwärtigen System wäre dann eine Art Loyalität gegenüber dem alten System und den damit verbundenen überkommenen Verhaltensweisen.

Die Verfügbarkeit informeller und illegaler Ressourcen aus teilweise kriminellen Aktivitäten wird nur von einzelnen Jugendlichen erwähnt. Hinweise auf wahrgenommene andere Formen des „Vertrauensbruchs“ im Dreiecksverhältnis finden sich hingegen in den Interviews der meisten Jugendlichen. Dazu gehören: der Missbrauch von Sozialleistungen durch inaktive Arbeitslose; das Zeugen von Kindern zur Maximierung erhaltener Sozialleistungen; die Notwendigkeit, sich über Bestechungsgelder ins Bildungs- oder Beschäftigungssystem einzukaufen; das unter Politikern besonders verbreitete Problem der Korruption. Der direkte Missbrauch wohlfahrtsstaatlicher Unterstützungsstrukturen zur Optimierung der eigenen Arbeits- und Einkommenssituation wird nur in wenigen Interviewabschnitten thematisiert. Zwei Beispiele sollen diese Extremposition des Betrugs verdeutlichen. Das erste Beispiel beschreibt die äußerst sachkundige Nutzbarmachung von Institutionen der Arbeitsverwaltung zum Zweck der letztlich selbst gestalteten Arbeitssuche.

*The jobcentre doesn't offer anything. You mostly look for a job by yourself and then ... if you want, you can agree with the employer that he doesn't register with the jobcentre, because those from the jobcentre also look for a job (for you). And, for example, one of my friends has a job and she is also (registered) at the jobcentre, but what is not registered at the jobcentre is that she is working. So, she said, that if the jobcentre would offer her a better job, so she would go there and leave the one that she has now. So it is like this ... you have to look for a job by yourself. (Natalja, 24.13)*

Das zweite Beispiel verhandelt insbesondere die Nachteile und Risiken, die mit dem offenbar weit verbreiteten Phänomen der „formalen“ Arbeitslosigkeit bei gleichzeitiger Ausübung einer nicht angemeldeten Beschäftigung verbunden sind. Dieser letzte Interviewabschnitt verdeutlicht außerdem, dass es noch andere Dreieckskonstellationen gibt, die sich im Laufe der Transformation verändert haben. In diesem Abschnitt geht es konkret um das Beschäftigungsdreieck zwischen Individuum, Arbeitgeber und Staat, dessen Bedeutung bereits im Rahmen der zuvor erwähnten Auseinandersetzung über Mindestlöhne und den „Wert“ von Arbeit angedeutet wurde.

*(...) All these benefits – there are a lot ... well, how to say it, there is not only one person that abuses it. He has an unregistered job and additionally gets the unemployment allowance. So... he harms himself, I mean, financially he harms himself, because his pension and everything else depends on his years of work. (...) So OK, but look, if you take a registered job, you ... OK, let's say, the employer, if you are not registered then one does not have to pay taxes for you.*

---

die Aufrechterhaltung eines Widerstandsrituals im Sinne einer Reproduktion althergebrachter Handlungsmuster unter neuen Voraussetzungen? Dieser Unterschied ist keineswegs trivial und könnte vermutlich anhand einer Feinanalyse dieses und zusätzlichen Materials herausgearbeitet werden.

*But think about it, your social, SODRA (Lithuanian social insurance; H.R.)... Let's say, what guarantees do you have? None. (No) benefits in this job, no one will pay your medical costs, because you are not registered. "You are not our employee." The manager can say the same: "But he doesn't work for us." (...) And they are the ones to loose. It is not a problem of the state. No. This is, let's say, not the problem (of the state) that they have decided so. The problem of the state is that it looses, it looses money. It does not receive taxes from the employee, and additionally it pays when he works somewhere in addition (un-registered). So, the budget looses and the person looses at the same time. (...) As far as I know, there have been cases that ... Let's say, an accident. An employee gets killed and his family then gets some kind of support from that company and the state. Now, you seem to be unemployed but you have worked there, so you will get nothing from this company. And if you work (formally) in this company you have insurance and you get the safest conditions while you work. And, God forbid, if some accident happens, so the company, nobody else will have to pay. Thus, it should make an effort ... The employer, the person himself, and the state have to understand that. (...) (Ineta, 11.39)*

Zusammenfassend lassen sich diese drei sehr unterschiedlichen Exit-Optionen in Anlehnung an ein allgemeines soziologisches Verständnis von Staatsbürgerschaft (citizenship) als ein Konglomerat von wechselseitigen Erwartungen und Handlungen zwischen Bürgern und dem Staat beschreiben. Sie sind allesamt Reaktionen auf Unzufriedenheit mit der wohlfahrtsstaatlich und marktwirtschaftlich bedingten Lebensqualität und den Lebenschancen im gegenwärtigen nationalen Kontext. Die erste Option der Emigration ist die Realisierung der im Sozialismus lang ersehnten Bewegungsfreiheit von Staatsbürgern. Der Auswanderung (in den Westen) liegt die Annahme einer Überlegenheit westlicher Staaten zugrunde, deren subjektiv-empirischer Aspekt sich auf den qualifizierteren Umgang mit marktdemokratischen Rahmenbedingungen beziehen kann. Die zweite Option der Zurückweisung von Beschäftigung zum Mindestlohn ist die Ausübung eines zweiten staatsbürgerschaftlichen Rechts, das neu ist. Dabei kann es sich tatsächlich um eine Form des Protests gegen enttäuschte Erwartungen hinsichtlich der neuen Beschäftigungsstandards handeln, um die Unfähigkeit zur Teilnahme an komplexen, marktvermittelten Beschäftigungsformen oder um eine Art der Erstarrung angesichts des staatlicherseits zugelassenen Missverhältnisses von Lohnniveau und Lebenshaltungskosten. Die dritte Option des Betrugs am Staat ist vor allem in Armutsgesellschaften alltagspraktisch relevanter als die zweite. Jedoch geht es dabei nicht nur um den Versuch, manche der eben erwähnten Probleme zu lösen, ohne das Dreieck physisch zu verlassen. Der Betrug am Staat ist auch die fortgeführte Realisierung von Informalitätserwartungen und impliziter „Rechte“ von Bürgern, die im staatsbürgerschaftlichen Verhältnis des Sozialismus angelegt und für das Funktionieren sowohl des Alltags als auch der gesellschaftlichen Institutionen von zentraler Bedeutung waren (Joensuu 2004; Shlapentokh 1989; Wingens 1999; Diewald 1995).<sup>15</sup> Somit ist es die Ausübung einer Art von Loyalität gegenüber der

<sup>15</sup> Zahlreiche Anekdoten könnten hier angeführt werden. So zitiert beispielsweise Kornai (1992, 86, Fn. 38) Trembl (1990, 2), der wiederum Breschnew zitiert, der in einer Zeitschrift meinte: "You don't know life. No one lives on wages alone. I remember in my youth we earned money by unloading railroad freight cars. So, what did we do? Three crates or bags unloaded and one for ourselves. That is how

Vergangenheit des Sozialismus, die das staatsbürgerschaftliche Verhältnis im aktuell marktdemokratischen System mitbestimmt. In Anlehnung an den in der Literatur zur sozialen Ungleichheit verwendeten Begriff des „gespaltenen Bewusstseins“ (split consciousness) (Arts & Gijsberts 1998; Wegener 1992) könnte hier von „gespaltenen Staatsbürgerschaft“ (split citizenship) oder „staatsbürgerschaftlicher Loyalitätsspaltung“ gesprochen werden. Durch die Aufwertung des vergangenen Bezugssystems würde ein solches Konzept zudem die für die Analyse von Transformationsprozessen zentrale zeitliche Dimension stärker erfassen.

## 6. Abschluss

Die Relevanz des hier diskutierten Phänomens der inkonsistenten Wahrnehmung Arbeitsloser durch Jugendliche beschränkt sich weder auf Litauen noch auf den ehemals kommunistischen Landstrich Europas. Obwohl die Geschichte der Arbeitslosigkeit keineswegs kurz ist und wohl zumindest bis ins Mittelalter reicht (Promberger 2005), war der Begriff selbst bis zum Ende des 19. Jahrhunderts kaum bekannt (Garraty 1978; Walters 2000; Zimmermann 2006). Gerade am Beispiel Deutschlands wird zudem deutlich, dass das Bild des Arbeitslosen als Sozialschmarotzer und als Bestandteil eines bestimmten Konzepts von Arbeitslosigkeit eine vergleichsweise lange Tradition hat. So findet sich das rhetorische Stilmittel des Verweises auf die zersetzende „Gefahr“, die von arbeitslosen und vermeintlich arbeitsscheuen Individuen für das Gemeinwesen ausgehe, in den politischen Diskursen des angehenden 21. Jahrhunderts gleichermaßen wie gegen Ende der Weimarer Republik (Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit 2005; Zukas 2001). Zumindest oberflächlich betrachtet dürfte die Evolution dieses widerstandsfähigen Vorurteils, das gleichzeitig moralisches Urteil ist, also (noch) nicht über seine ursprüngliche Konnotation hinausgekommen sein.

Wie die gegenwärtige Wirtschaftskrise verdeutlicht, ist Arbeitslosigkeit in erster Linie wirtschaftlich bedingt und nicht in veränderlichen moralischen Dispositionen von Individuen begründet. Dennoch scheint sich die allgemeine Tendenz, sowohl Gerechtigkeitsvorstellungen als auch die Rechtfertigung von Formen sozialer Missachtung an den „normativen Haushalt“ (Sachweh et al. 2006, 505) jeweils ideologisch und historisch verfügbare Definitionskriterien anerkannter Leistung zu knüpfen (Lane 1962; Lerner 1980), auch im vorliegenden Beispiel zu bestätigen. Insbesondere die Aussagen benachteiligter Jugendlicher, deren eigenes Familienumfeld von Arbeitslosigkeit belastet ist, unterstreichen den Verdacht einer universellen Tendenz dazu, der Marginalisierung einer bestimmten sozialen Gruppe selbst dann nachzugeben, wenn

---

everybody lives in (our) country.“ Die Kunst des „zustimmenden Widerspruchs“ (consentful contention), die Straughn (2005) in einem Aufsatz zur DDR beschreibt, ist eine Verfeinerung von Unterlebensstrategien und zeigt, mit welcher Raffinesse offizielle Anordnungen in staatssozialistischen Systemen auf der Grundlage der ideologischen Vorgaben selbst infrage gestellt wurden. Überbleibsel dieser Kultur in post-kommunistischen Gesellschaften als Zeichen „zivilisatorischer Inkompetenz“ (Sztompka 1993) zu deuten, halte ich allerdings für unbedacht. Eine solche Diagnose „defizitärer“ Charaktereigenschaften, die es zu überwinden und anzupassen gelte, entspräche vielmehr dem Menschenbild einer jahrhundertalten kolonialistischen Deutung von Modernisierungsprozessen als missionarische Unternehmungen. Eine kritische Diskussion der Durchsetzung der Arbeitsgesellschaft westlicher Prägung in Afrika findet sich bei Gronemeyer (1990).

die Kriterien dafür die eigene Situation reflektieren.<sup>16</sup> Das litauische Beispiel verdeutlicht, mit welcher Geschwindigkeit hegemoniale wohlfahrtskulturelle Moralvorstellungen verinnerlicht und somit Bestandteile eines Diskurses der Selbstanklage werden können. Im Anschluss an Ryans (1976) Begriff des „blaming the victim“ könnte auch in diesem Fall von reflexiver Opferbeschuldigung gesprochen werden.<sup>17</sup>

Die hier referierten Ergebnisse weisen außerdem darauf hin, dass die grundsätzliche Neigung zur Rechtfertigung des jeweils bestehenden Systems, in der politischen Psychologie als „system justification“ bezeichnet (z.B. Jost/Hunyady 2002), nicht unbedingt mit politischer Passivität gleichzusetzen ist, zumindest nicht im „Neuen Westen“ Europas. Studien, die den Zusammenhang zwischen Unzufriedenheit mit Ungleichheitsverhältnissen und dem Potential zu „politischen“ Handlungen vergleichend auch in ehemals kommunistischen Ländern untersuchen (z.B. Kreidl 2000), neigen dazu, die hier rekonstruierten Exit-Optionen als Protestform zu vernachlässigen. Tatsächlich verweisen alle drei Exit-Optionen meiner Ansicht nach auch auf den Aspekt des Widerspruchs (voice), weil sie allesamt, zumindest implizit, Artikulationen von Kritik sind, die obendrein, so ist zu erwarten, für die betroffenen Gesellschaften, Ökonomien und Regionen langfristig problematisch werden könnten. Insbesondere die erste, quantitativ zunehmende Option der Abwanderung aus bestehenden (Nicht-)Solidaritätsverhältnissen ist längst als politisch relevantes Verhalten anerkannt. Mit der Institutionalisierung des Bürgers als Wähler und Konsument öffentlicher Güter wird Mobilität im Raum und hin zu besseren (oder weniger schlechten) Angeboten auch in diesen Regionen zur politischen Handlung (Tiebout 1956). Bewegungsfreiheit und – im Kontext der Europäischen Union – die grundsätzlich bestehende Freiheit der Wahl wohlfahrtsstaatlicher Lebenskontexte sind zugleich Moderatoren und Ventile von Unzufriedenheit mit lokal verfügbaren Lebenschancen. Dies gilt nach dem Fall des Eisernen Vorhangs für transnationale Migration gleichermaßen wie für Binnenmigration im Sonderfall Deutschlands, wo sich besonders unter Jugendlichen im Osten angesichts der anhaltend hohen Arbeitslosigkeit die Frage der Abwanderung geradezu aufdrängt (Dienel 2005; Mai 2006).<sup>18</sup>

Abschließend sind noch ein paar Bemerkungen zum Dreieck der (Nicht-)Solidarität und der zentralen Rolle von Staatlichkeit im Prozess der Profilierung sozialer Gruppen angezeigt. Obwohl sich die exakten Zusammenhänge zwischen öffentlichem und privatem Handeln gegenüber Arbeitslosen nicht durch eine qualitativ-explorative Studie bestimmen lassen, scheint der Zusammenhang selbst kaum in Frage zu stehen. Insofern unterstützen die Ergebnisse jüngere Diskussionen zur „Staatsbedürftigkeit der Gesellschaft“ (Vogel 2007), die dazu anhalten, staatliches Tun und Unterlassen zum Ausgangspunkt der Analyse der sich verändernden Qualität des Sozialen zu machen. Für das hier diskutierte Untersuchungsfeld bedeutet das konkret, den Staat

---

16 Einer der Jugendlichen, Rimas, mit 24 Jahren der älteste Interviewpartner, kommentiert diese Art der „Normalität“: „Essentially, it is the herd instinct to gobble the weakest. That’s normal, that’s nature“ (25.18).

17 Der Vorschlag von Ullrich (2008, 50, Fn. 42), „victim blaming“ mit „Victimisierung“ zu übersetzen, wäre hier irreführend.

18 Insgesamt lädt der Hinweis Honneths (2000) auf die Schwierigkeit der Analyse normativer Handlungspotentiale unterschiedlicher sozialer Gruppen dazu ein, bei der Untersuchung ehemals kommunistischer Gesellschaften besonders sensibel vorzugehen und die Register möglicher Artikulationsformen von Unrechtsbewusstsein nicht voreilig zu definieren.

als politischen Sozialisationsagenten und relevanten Signalgeber anzuerkennen. Selbst wenn die Metapher des Dreiecks zugunsten komplexerer und realitätsnäherer Konstellationen von (Nicht-)Solidarität, die zusätzliche Parteien wie etwa Gewerkschaften, Familien etc. einschließen können, letztlich aufgegeben werden muss, bleibt der Staat für die Konstitution der Bedeutung gerade von Phänomenen wie Arbeitslosigkeit von zentraler Bedeutung.<sup>19</sup> In ehemals kommunistischen Ländern wird besonders deutlich, wie die durch die Wahl eines ganz bestimmten wirtschaftlichen Systems – nämlich der Marktwirtschaft, welche als „Funktionssystem“ eine Form der „Sozialintegration ohne Solidarität“ (Brunkhorst 2002: 115) darstellt – zunächst politisch konstruierte Kategorie der Arbeitslosen in einem nächsten Schritt auch sozial angeeignet wird, und zwar in Abhängigkeit politisch definierter Deutungsmöglichkeiten (Somers & Block 2005). Der horizontalen Desolidarisierung geht also eine vertikale voraus; sie ist dadurch genau genommen bedingt. Der den ehemals sozialistischen Gesellschaften offenbar eigentümliche Solidaritätsvorschuss, der etwa im eingangs erwähnten Solidaritätsparadoxon zum Ausdruck kommt, ist einer jener Aspekte des „sozialistischen Vermächtnisses“, dessen Erhalt oder Verschwinden jedenfalls entscheidend von der Ausrichtung staatlichen Handelns abhängen wird.

#### LITERATUR

- Adnanes, Marian (2004): Exit and/or voice? Youth and post-communist citizenship in Bulgaria. In: *Political Psychology* 25(5), 795-815.
- Aidukaite, Jolanta (2004): The emergence of the post-socialist welfare state – the case of the Baltic States: Estonia, Latvia and Lithuania, Stockholm.
- Arts, Wil, John Gelissen and Ruud Luijckx (2003): Shall the twain ever meet? Differences and changes in socio-economic justice norms and beliefs in Eastern and Western Europe at the turn of the millennium. In: Wil Arts, Jacques Hagenaars and Loek Halman (Ed.): *The cultural diversity of European unity: findings, explanations and reflections from the European values study*, Leiden, 185-216.
- Arts, Wil and Merove Gijsberts (1998): After the velvet revolution: altered life-chances, fragile legitimacy, and split-consciousness in post-communist Eastern Europe. In: *Social Justice Research* 11(2), 143-171.
- Bardone, Laura and Anne-Catherine Guio (2005): In-work poverty. *Statistics in focus. Population and social conditions* 5/2005, European Communities.
- Barry, Brian (1974): Review article: 'Exit, voice, and loyalty'. In: *British Journal of Political Science* 4(1), 79-107.
- Baxandall, Phineas (2000): The communist taboo against unemployment: ideology, soft-budget constraints, or the politics of destalinisation? In: *East European Politics and Societies* 14(3), 597-635.
- Berger, Peter L. and Thomas Luckmann (1967): *The social construction of reality. A treatise in the sociology of knowledge*, London.
- Block, Fred (2003): Karl Polanyi and the writing of *The Great Transformation*. In: *Theory and Society* 32(3), 275-306.
- Brunkhorst, Hauke (2002): *Solidarität*, Frankfurt/Main.

---

<sup>19</sup> Eine Erweiterung der Konfiguration etwa um die Familie könnte wiederum zusätzliche Exit-Strategien in anderen Bereichen gesellschaftlicher Solidaritätsverhältnisse in den Blick rücken. So könnte auch der Verzicht auf Kinder beispielsweise als ein Rückzug aus (Nicht-)Solidaritätskonstellationen interpretiert werden, sofern er in ungünstigen Reproduktionspolitiken begründet ist. Steuerliche Benachteiligungen von Kinderlosen sind die übliche staatliche Gegenreaktion darauf, womit sich die Interaktion fortsetzt. Und auch der begleitende moralisierende Diskurs fehlt hier nicht.

- Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit (2005): Vorrang für die Anständigen – Gegen Missbrauch, ‚Abzocke‘ und Selbstbedienung im Sozialstaat. Ein Report vom Arbeitsmarkt im Sommer 2005.
- Cleaveland, Carol (2005): A desperate means to dignity. Work refusal amongst Philadelphia welfare recipients. In: *Ethnography* 6(1), 35-60.
- Davulis, Tomas (2006): Lithuanian labour market and EU enlargement. In: *Transition Studies Review* 13(1), 18-22.
- Dienel, Christiane (Hg.) (2005): Abwanderung, Geburtenrückgang und regionale Entwicklung. Ursachen und Folgen des Bevölkerungsrückgangs in Ostdeutschland, Wiesbaden.
- Diewald, Martin (1995): ‚Kollektiv‘, ‚Vitamin B‘ oder ‚Nische‘? Persönliche Netzwerke in der DDR. In: Johannes Huinink, Karl Ulrich Mayer, Martin Diewald, Heike Solga und Annette Sørensen, und Heike Trappe (Hg.): *Kollektiv und Eigensinn: Lebensverläufe in der DDR und danach*, Berlin, 223-260.
- Dovydeniene, Roma (2002): Trade union responses to globalisation in Lithuania. In: A. V. Jose (Ed.): *Organized labour in the 21st century*, Geneva, 239-277.
- Dowding, Keith, Peter John, Thanos Mergoupis and Mark Van Vugt (2000): Exit, voice and loyalty: analytic and empirical developments. In: *European Journal of Political Research* 37, 469-495.
- European Bank for Reconstruction and Development (2007): *Life in Transition. A survey of people's experiences and attitudes*, London.
- European Commission (2006): *Employment in Europe 2006*, Luxembourg.
- European Foundation for the Improvement of Living and Working Conditions (2006): *Mobility in Europe. Analysis of the 2005 Eurobarometer survey on geographical and labour market mobility*, Luxembourg.
- Flick, Uwe (2007) *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Reinbeck.
- Evans, Geoffrey (1998): Ethnic schism and the consolidation of post-communist democracies. In: *Communist and Post-Communist Studies* 31(1), 57-74.
- Gallie, Duncan, Dobrinka Kostova and Pavel Kuchar (2001): Social consequences of unemployment: an East-West comparison. In: *Journal of European Social Policy* 11(1), 39-54.
- Garraty, John Arthur (1978): *Unemployment in history: economic thought and public policy*, New York.
- Gronemeyer, Reimer (1990): Making the lazy nigger work ... Schwierigkeiten mit der Arbeitsgesellschaft in Afrika. In: *psychosozial* 13(3), 116-122.
- Goffman, Erving (1973): *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*, Frankfurt/Main.
- Hirschman, Albert O. (1970): *Exit, voice, and loyalty. Responses to decline in firms, organizations, and states*, Cambridge.
- Hirschman, Albert O. (1992): Abwanderung, Widerspruch und das Schicksal der Deutschen Demokratischen Republik. In: *Leviathan*, 330-358.
- Honneth, Axel (1992): *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*, Frankfurt/Main.
- Honneth, Axel (2000): Moralbewußtsein und soziale Klassenherrschaft. Einige Schwierigkeiten in der Analyse normativer Handlungspotentiale. In: Axel Honneth (Hg.): *Das Andere der Gerechtigkeit*, Frankfurt/Main, 110-129.
- Howard, Marc Morjé (2003): *The weakness of civil society in post-Communist Europe*, Cambridge.
- Joesalu, Kirsti (2004): Das ‚informelle Kollektiv‘ in Behörden der ESSR. Praktiken und Strategien innerhalb sozialer Netzwerke. In: Klaus Roth (Hg.): *Arbeit im Sozialismus – Arbeit im Postsozialismus. Erkundungen zum Arbeitsleben im östlichen Europa*, Münster, 129-145.
- Jost, John T. and Orsolya Hunyady (2002): The psychology of system justification and palliative function of ideology. In: *European Review of Social Psychology* 13, 111-153.

- Juska, Arunas and Richard Pozzuto (2004): Work-based welfare as a ritual: understanding marginalisation in post-independence Lithuania. In: *Journal of Sociology and Social Welfare* 31(2), 3-24.
- Kelle, Udo und Christian Erzberger (1999): Integration qualitativer und quantitativer Methoden. Methodologische Modelle und ihre Bedeutung für die Forschungspraxis. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 51, 509-531.
- Kelle, Udo und Susann Kluge (1999): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Opladen.
- Kohli, Martin (1994): Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und soziale Differenzierung. In: Hartmut Kaelble, Jürgen Kocka und Hartmut Zwahr (Hg.): *Sozialgeschichte der DDR*, Stuttgart, 31-61.
- Kornai, János (1992): *The socialist system. The political economy of communism*, Princeton.
- Kornai, János (2000): What the change of system from socialism to capitalism does and does not mean. In: *Journal of Economic Perspectives* 14(1), 27-42.
- Kreidl, Martin (2000): Perceptions of poverty and wealth in western and post-communist countries. In: *Social Justice Research* 13(2), 151-176.
- Kronauer, Martin und Berthold Vogel (1995): Arbeitslos im gesellschaftlichen Umbruch. Zu einigen grundlegenden Unterschieden in den Arbeitslosigkeitserfahrungen Ost und West. In: Hans-Jürgen Andreß (Hg.): *Fünf Jahre danach. Zur Entwicklung von Arbeitsmarkt und Sozialstruktur im vereinten Deutschland*, Berlin, 139-162.
- Lane, Robert E. (1962): *Political ideology: why the american common man believes what he does*, New York.
- Lerner, Melvin J. (1980): *The belief in a just world. A fundamental delusion*, New York.
- Mai, Ralf (2006): Die altersselektive Abwanderung aus Ostdeutschland. In: *Raumforschung und Raumordnung* 64, 355-370.
- Mannheim, Karl (1964): Das Problem der Generation. In: *Karl Mannheim: Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk*, hrsg. von Kurt H. Wolff, Neuwied/Berlin, 509-565.
- Marody, Mira (1988): Antinomies of collective subconsciousness. In: *Social Research* 55(1/2), 97-110.
- Mayer, Karl Ulrich (2006): After the fall of the wall: living through the post-socialist transformation in East-Germany. In: Martin Diewald, Anne Goedicke and Karl Ulrich Mayer: *After the fall of the wall. Life courses in the transformation of East Germany*, Stanford, 1-28.
- Muenkler, Herfried (2004): Enzyklopaedie der Ideen der Zukunft: Solidaritaet. In: Jens Beckert, Julia Eckert, Martin Kohli und Wolfgang Streeck (Hg.): *Transnationale Solidaritaet. Chancen und Grenzen*, Frankfurt, 15-28.
- Mutz, Gerd (1996): Das Problem der Versprachlichung von Arbeitslosigkeit in West- und Ostdeutschland. *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History* 9, 93-113.
- Mutz, Gerd (1997): Arbeitslosigkeit und gesellschaftliche Individualisierung. In: Ulrich Beck und Peter Sopp (Hg.): *Individualisierung und Integration. Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus?*, Opladen, 161-179.
- OECD (2003): *Labour market and social policies in the Baltic countries*. Paris.
- Örkény, Antal and Maria Székelyi (2000): Views on social inequality and the role of the state: posttransformation trends in Eastern and Central Europe. In: *Social Justice Research* 13(2), 199-218.
- Promberger, Markus (2005): Eine kurze Geschichte der Arbeitslosigkeit – Teil 1: Vom Mittelalter bis zur Industrialisierung. In: *Arbeit und Beruf* 1, 1-2.
- Rainnie, Al, Adrian Smith and Adam Swain (2002): *Work, employment and transition. Restructuring livelihoods in post-communism*, London.
- Reiter, Herwig (2007a): Non-solidarity and unemployment in the 'New West'. In: Nathalie Karagiannis (Ed.): *European solidarity*, Liverpool, 164-185.

- Reiter, Herwig (2007b): The post-communist triangle of (non-)solidarity and beyond. Youth and the perception of unemployment in the 'New West'. In: Lars Magnusson and Bo Strath (Ed.): *European solidarities. Tensions and contentions of a concept. Travail & Société – Work & Society* Vol. 57, Brussels, 193-216.
- Reiter, Herwig (2008): *Dangerous transitions in the 'New West' – youth, work, and unemployment in post-Soviet Lithuania* (PhD-thesis) Florence.
- Rutkowski, Jan (2003): *Rapid labor reallocation with a stagnant unemployment pool: the puzzle of the labor market in Lithuania*. World Bank Policy Research Working Paper 2946, January 2003, World Bank.
- Ryan, William (1976): *Blaming the victim*. New York.
- Sachweh, Patrick, Carsten G. Ullrich und Bernhard Christoph (2006): Die gesellschaftliche Akzeptanz der Sozialhilfe. Eine Untersuchung aus moralökonomischer Perspektive. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 58(3), 489-509.
- Schütz, Alfred 1972: Der Fremde. In: Alfred Schütz: *Gesammelte Aufsätze, Band 2, Studien zur soziologischen Theorie*, hrsg. von Arvid Brodersen, Den Haag, 53-69.
- Schütz, Alfred und Thomas Luckmann (1979): *Strukturen der Lebenswelt, Bd. 1*. Frankfurt/Main.
- Sennett, Richard (1998): *The corrosion of character. The personal consequences of work in the new capitalism*, New York.
- Sennett, Richard (2006): *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin.
- Shlapentokh, Vladimir (1989): *Public and private life of the Soviet people*, New York.
- Somers, Margaret S. and Fred Block (2005): From poverty to perversity: ideas, markets, and institutions over 200 years of welfare debate. In: *American Sociological Review* 70, 260-287.
- Subar, Ilja (1998): Phenomenological analysis and its contemporary significance In: *Human Studies* 21, 121-139.
- Statistikos Departamentas (2006): *Demographic yearbook 2005*. Vilnius.
- Straughn, Jeremy Brooke (2005): 'Taking the world at its word': the arts of consentful contention in German Democratic Republic. In: *American Journal of Sociology* 110, 1598-1650.
- Struck, Olaf (2003): Trajectories of coping strategies in Eastern Germany. In: Robin Humphrey, Robert Miller and Elena Zdravomyslova (Ed.): *Biographical research in Eastern Europe. Altered lives and broken biographies*, Aldershot, 211-224.
- Svejnar, Jan (1999): Labor markets in the transitional central and east European economies. In: Orley Ashenfelter and David Card (Ed.): *Handbook of labor economics, Volume 3B*, Amsterdam, 2809-2857.
- Sztompka, Piotr (1993): Civilizational incompetence: the trap of post-communist societies. In: *Zeitschrift für Soziologie* 22, 85-95.
- Tiebout, Charles M. (1956): A Pure Theory of Local Expenditures. In: *The Journal of Political Economy* 64(5), 416-426.
- Temple, Bogusia, and Alys Young (2004): "Qualitative research and translation dilemmas." In: *Qualitative Research* 4, 161-178.
- Treml, Vladimir G. (1990): Study of employee theft of materials from places of employment. Berkeley-Duke occasional papers on the second economy in the USSR, June, no. 20. (quoted in Kornai 1992).
- Ullrich, Carsten G. (2008): *Die Akzeptanz des Wohlfahrtsstaates. Präferenzen, Konflikte, Deutungsmuster*, Wiesbaden.
- Uske, Hans (2000): ‚Sozialschmarotzer‘ und ‚Versager‘. In: Ursula Holtgrewe, Stephan Voswinkel und Gabriele Wagner (Hg.): *Anerkennung und Arbeit*, Konstanz, 169-192.
- Vogel, Berthold (1999): *Ohne Arbeit in den Kapitalismus. Der Verlust der Erwerbsarbeit im Umbruch der ostdeutschen Gesellschaft*, Hamburg.

- Vogel, Berthold (2000): Die Spuren der Arbeitslosigkeit – der Verlust der Erwerbsarbeit im Umbruch der ostdeutschen Gesellschaft. In: Hartmut Esser (Hg.): Der Wandel nach der Wende. Gesellschaft, Wirtschaft, Politik in Ostdeutschland, Wiesbaden, 215-235.
- Vogel, Berthold (2007): Die Staatsbedürftigkeit der Gesellschaft, Hamburg.
- Wagner, Peter (1994): A sociology of modernity. Liberty and discipline, London.
- Walters, William (2000): Unemployment and government. Genealogies of the social, Cambridge.
- Wegener, Bernd (1992): Gerechtigkeitsforschung und Legitimationsnormen. In: Zeitschrift für Soziologie 21, 269-283.
- Wingens, Matthias (1999): Der ‚gelernte DDR-Bürger‘: biographischer Modernisierungsrückstand als Transformationsblockade? In: Soziale Welt 50, 255-280.
- Witzel, Andreas (1982): Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen, Frankfurt a.M./New York.
- Witzel, Andreas (1989): Das problemzentrierte Interview. In: Gerd Jüttemann (Hg.): Qualitative Forschung in der Psychologie: Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder, Heidelberg, 227-255.
- Woolfson, Charles and Matthias Beck (2002): Remapping labour rights: the case of transitional Lithuania. In: East-Asia Studies 54(5), 749-769.
- World Bank (2005): Doing business in 2005. Removing obstacles to growth, Washington.
- World Bank (2006): World Bank EU8 quarterly economic report PART II: Special topic September 2006, Labor migration from the new EU member states. Warsaw, Bratislava.
- Zapf, Wolfgang (1994): Modernisierung, Wohlfahrtsentwicklung und Transformation. Soziologische Aufsätze 1987 bis 1994, Berlin.
- Zimmermann, Bénédicte (2006): Arbeitslosigkeit in Deutschland. Zur Entstehung einer sozialen Kategorie, Frankfurt a.M./New York.
- Zukas, Alex (2001): Lazy, apathic, and dangerous: the social construction of unemployed workers in Germany during the late Weimar Republic. In: Contemporary European History 10(1), 25-49.

# Handeln Ärzte pädagogisch?

Die erste deutsche Frauenärztin Hermine Heusler-Edenhuizen (1872-1955)  
und ihr Kampf gegen Kindbettfieber unter erziehungswissenschaftlicher  
Perspektive

Astrid Seltrecht

Aus der Untersuchung von Biographien lebensbedrohlich erkrankter Personen liegen Erkenntnisse vor, die aufzeigen, wie folgenreich Äußerungen von Ärzten für den weiteren Lebensablauf dieser Personengruppe werden können. Dennoch wurde die Frage, ob Ärzte mit ihrem Handeln auf das Lernen von Patienten abzielen, in der Erziehungswissenschaft bislang nicht beantwortet. In diesem Beitrag wird dieser Frage nun mithilfe der Analyse der Autobiographie von Hermine Heusler-Edenhuizen nachgegangen, die im Jahr 1909 – vor 100 Jahren – als erste deutsche Frau die Anerkennung als Spezialärztin für Frauenheilkunde und Geburtshilfe erhielt. Hierfür nutzt die Autorin die Kategorie des „Zeigens“ als Grundform pädagogischen Handelns. Die konsequente Entkopplung dieser Form des Handelns von den jeweiligen Kontextbedingungen macht es möglich, das pädagogische Handeln aus der ärztlichen Tätigkeit zu extrahieren.

## 1. Charakteristika pädagogischen Handelns

Pädagogisches Handeln ist als eine Form sozialen Handelns auf das Lernen anderer Personen bezogen. Formal betrachtet lässt sich pädagogisches Handeln auf der einen Seite – oder Erziehen, um das Synonym anzuführen – vom Lernen auf der anderen Seite unterscheiden. Der pädagogische Wille, der sich im pädagogischen Handeln manifestiert, allein bewirkt jedoch noch kein Lernen der Adressaten: Zwischen Erziehen und Lernen besteht nur eine lose Kopplung (Lenzen/Luhmann 1997) bzw. eine pädagogische Differenz (Prange 2005). Damit sich beide Seiten aufeinander beziehen, sind eine gemeinsame Kommunikation sowie ein Thema für diese Kommunikation notwendig. Von einigen Erziehungswissenschaftlern (z.B. Giel 1969, Fuhr 1999, Koring 1999, Prange 2005, Prange/Strobel-Eisele 2006) wird in den letzten Jahren vermehrt die Grundoperation des Pädagogischen im „Zeigen“ gesehen: „Überall wo erzogen wird, wird etwas gezeigt.“ (Prange/Strobel-Eisele 2006, 38)<sup>1</sup> „Die Theorie

---

1 Klaus Prange und Gabriele Strobel-Eisele erwähnen in ihrer Arbeit „Die Formen des pädagogischen Handelns“ (2006), die diesem Beitrag als heuristischer Rahmen zugrunde gelegt wurde, weitere Arbeiten, die sich mit Formen pädagogischen Handelns auseinandersetzen; beispielsweise Jean-Jacques Rousseau (1712-1778), der die Natur, die Menschen und ihre Rede sowie die Dinge als die drei Erzieher benennt, die das Lernen bestimmen. Und sie nennen Immanuel Kant (1724-1804), der die Formen des pädagogischen Handelns an den vier Grundvermögen – der Sinnlichkeit, dem Verstand, der Urteils-

des Zeigens macht es möglich, die ganze Erziehung, Bildung und pädagogische Hilfe in den Blick zu bekommen, ohne daß bestimmte Formen der Erziehung ausgegrenzt werden. Zugleich aber führt sie auch die notwendigen Begrenzungen ein, indem sie beispielsweise zwischen pädagogischer und nicht-pädagogischer Hilfe unterscheidet.“ (Fuhr 1999, 120) Um die Eigenart des Zeigens als Grundform pädagogischen Handelns zu erfassen, ist es nach Klaus Prange und Gabriele Strobel-Eisele (2006) notwendig, die Form des pädagogischen Handelns losgelöst von seinen Kontexten und Begleitumständen zu betrachten.

Der Akt des Zeigens als eine besondere Kunst besteht aus drei Schritten: „Ohne dass (1) eine soziale Beziehung benutzt oder gestiftet wird, kann (2) auch nichts gezeigt werden, und ohne dass (3) beobachtet und geprüft wird, was davon gelernt ist, kann man nicht wissen, ob es sich um eine gelungene oder missratene Zeigeoption gehandelt hat.“ (Prange/Strobel-Eisele 2006, 44) Das Besondere des Zeigens besteht darin, dass die weitergegebenen Ressourcen, d.h. Wissen und Fertigkeiten, sich nicht verbrauchen, sondern die Chance der Vermehrung haben, vorausgesetzt, das Zeigen und das Gezeigte stoßen auf Zustimmung und Aufnahme bei den Lernenden. Das Zeigen ist also ein kommunikatives Handeln, das in einem sozialen Kontext ein bestimmtes Thema verhandelt. Es lässt sich in verschiedene Modi differenzieren: den elementaren Formen des Zeigens und den komplexen Formen des Zeigens.<sup>2</sup> Da besonders die elementaren Formen für die weiteren Ausführungen bedeutsam sind, sollen sie hier kurz vorgestellt werden:

- Das *ostensive Zeigen – die Übung* – ist die erste Form des Zeigens und besteht im gleichzeitigen Vor- und Mitmachen bzw. Vor- und Mitüben von Pädagogen und Lernenden, ohne dass zuvor Wissen über die Hintergründe des Lerngegenstandes vermittelt wurde. Ziel des ostensiven Zeigens ist der Aufbau von Gewohnheiten und Handlungsrountinen, um in gleichen oder ähnlichen Situationen auf diese ein-geübten Verhaltensweisen zurückgreifen zu können. Die Fehlform des ostensiven Zeigens ist die Abrichtung.
- Beim *repräsentativen Zeigen – der Darstellung* – wird etwas unmittelbar nicht Gegebenes bzw. die Welt durch Bilder, Zeichen oder Erzählungen, aber auch durch Erklärungen, Begründungen oder Beweise sichtbar gemacht. Die dadurch ausgelösten Vorstellungen von einer Sache bzw. einem Sachverhalt schlagen sich in Lernprozessen nieder. Die Fehlform des repräsentativen Zeigens ist die Indoktrination.
- Das *direktive Zeigen – die Aufforderung* – ist durch seinen speziellen Aufforderungscharakter auf das zukünftige Lernen gerichtet. Mithilfe einer Bitte oder eines Rates, einer Ermahnung, Erinnerung oder Anordnung wird dem Lernenden eine

---

kraft und der Vernunft – festmacht. Aber auch Johann Friedrich Herbart (1776-1841), der nach den drei Handlungsformen – Regierung, Unterricht und Zucht – unterscheidet, ist den Arbeiten zum pädagogischen Handeln einzuordnen. Von den jüngeren Arbeiten zu den Formen des pädagogischen Handelns ist Hermann Giesecke (1987) aufgeführt, der zwischen Unterrichten, Animieren, Arrangieren, Informieren und Beraten unterscheidet, sowie Jochen Kade (1997), der die pädagogischen Handlungsformen auf eine Operation, nämlich das Vermitteln, reduziert (vgl. Prange/Strobel-Eisele 2006, 29ff.).

2 Zu den komplexen Formen des Zeigens als pädagogisches Handeln gehören das Arrangement, das Spiel, die Arbeit, das Erlebnis und die Strafe (Prange/Strobel-Eisele 2006).

Aufgabe gestellt, an der er sein Wissen oder Können ausbilden kann. Die Fehlform des direktiven Zeigens ist die Verführung zu Abhängigkeiten.

- Das *reaktive Zeigen* – *das Rückmelden* – ist auf das vorangegangene Lernen, d.h. das angeeignete Wissen und Können, und auf die Person des Lernenden in Form von Anerkennung oder Kritik bezogen: Mit Lob oder Tadel und weiteren Formen der Bestätigung oder Missbilligung, aber auch durch Prüfungen oder Evaluationen erfolgt vom Pädagogen eine Rückmeldung an den Lernenden.

## 2. Pädagogisches Handeln außerhalb professionell pädagogischer Kontexte

Mit den verschiedenen Formen des Zeigens versuchen professionell tätige Pädagogen, auf das Lernen von Personen Einfluss zu nehmen, sei es auf Kinder im Kindergarten, Schüler in der Schule, Jugendliche in der Berufsschule oder Erwachsene in den verschiedenen Bereichen der Erwachsenenbildung. Aber auch außerhalb professionell pädagogischer Settings findet sich pädagogisches Handeln, denn das meiste im Ablauf des Lebens – von der Geburt bis zum Tod – lernen wir nicht von professionell tätigen Pädagogen, sondern von anderen, für uns wichtigen Personen. In einer Untersuchung über Lernprozesse von Frauen mit Brustkrebs (Seltrecht 2006) wurde beispielsweise deutlich, dass für die betroffenen Frauen bestimmte Aussagen von Ärzten biographische Relevanz, besonders in Hinblick auf die Entwicklung neuer Eigentheorien oder Verhaltensweisen, erlangen. So wurde etwa einer Frau im Krankenhaus von einer Ärztin gesagt: „Eins wolln wir jetzt mal klarstellen, Sie sind nicht hier zum Sterben, sondern zum Gesundwerden. Und Sie fliegen auch wieder nach Afrika. Aber ein Jahr müssen Sie sich schon Zeit geben.“ (Seltrecht 2006, 102); und von einem anderen Arzt wurde ihr geraten, nicht auf alle Ratschläge oder auf Mitleids- und Entsetzensäußerungen von anderen Personen zu hören: „Gehen Se da drüber weg, hörn Se nicht hin.“ (ebd., 187) Diese ärztlichen Äußerungen können zu Rettungsankern im weiteren Leben der Betroffenen werden. Besondere Bedeutung kommt dabei denjenigen ärztlichen Äußerungen zu, die an die Alltagswelt der Patienten anknüpfen und die selbstbestimmte und aktive Ausgestaltung des zukünftigen Lebens in Aussicht stellen. Aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive stellt sich die Frage, ob die Ärzte hier jeweils pädagogisch gehandelt haben: Dienen diese im Gespräch mitgeteilten Aufforderungen dem Lernen? Oder ist das Handeln des Arztes allein ein medizinisches Handeln, das auf das Gesundbleiben oder Gesundwerden des Patienten fokussiert ist? Die Erziehungswissenschaft kann bislang keine Ergebnisse zum pädagogischen Handeln von Ärzten vorweisen.

## 3. Empirische Explikation: Die Ärztin Hermine Heusler-Edenhuizen und ihr Kampf gegen das Kindbettfieber

### 3.1 Das Anliegen dieses Beitrags

Für die erste Annäherung an diese Fragen bietet sich die Autobiographie der Ärztin Hermine Heusler-Edenhuizen (1872-1955) an, da sie das Pendant zu den zuvor unter erziehungswissenschaftlicher Perspektive untersuchten Lebensgeschichten von an Brustkrebs erkrankten Frauen (Seltrecht 2006) in der Beziehungsdyade Frauenärztin/Brustkrebspatientin darstellt. Die Analyse der Autobiographie der ersten in

Deutschland ausgebildeten Frauenärztin<sup>3</sup> lässt zudem Unterschiede zwischen den historischen und den gegenwärtigen Bedingungen ärztlicher Tätigkeit deutlich werden: Die Differenz von 100 Jahren – 1909 erhielt Hermine Heusler-Edenhuizen ihre Anerkennung als Spezialärztin für Frauenheilkunde und Geburtshilfe – öffnet gleichsam den Blick für die gegenwärtigen Allgemeingültigkeiten, die unter Umständen bei alleiniger Betrachtung aufgrund gemeinsam geteilter sozialer Bedingungen von Forschern und Erforschten nur schwer ins Blickfeld geraten. Weiterhin wird Hermine Heusler-Edenhuizen durch Berücksichtigung ihrer gesamten Biographie nicht auf ihre Expertenrolle als Ärztin reduziert, sondern als „ganze Person“ bzw. Biographieträgerin (Alheit 1990, 1995) betrachtet. Und der entscheidende Grund für die Nutzung dieser Autobiographie, um den aufgeworfenen Fragen nachzugehen, ist, dass sich in den Ausführungen eine später noch vorzustellende Schlüsselsequenz befindet, die auf das Handeln der Ärztin im Kontakt mit ihren Patientinnen verweist. So sollen in diesem Beitrag die folgenden Fragen beantwortet werden: Handelt Hermine Heusler-Edenhuizen, so wie sie ihr Handeln in der Autobiographie präsentiert, pädagogisch? Geht es ihr also neben der Heilung auch um das Lernen ihrer Patientinnen? Welche Formen des Zeigens wendet sie hierfür an? Und wenn ihr Handeln als pädagogisch identifiziert werden kann, in welchem Kontext ist es eingebettet?

### 3.2 *Das Datenmaterial*

Hermine Heusler-Edenhuizen hat ihren persönlichen Lebensbericht in drei Abschnitten niedergeschrieben. Der erste Teil beschreibt den Weg zur Ärztin und ist wahrscheinlich 1940, im Alter von 68 Jahren, entstanden; der zweite, sehr kurze Teil thematisiert die Vereinbarkeit von Beruf und Familie und ist um 1943 nach dem Tod ihres Ehemannes entstanden; der dritte Teil zur ärztlichen Tätigkeit wurde zwischen 1950 und 1954 geschrieben (vgl. Prahm 2006, 13). Hermine Heusler-Edenhuizen hat sich intensiv um die Veröffentlichung ihrer Autobiographie zu Lebzeiten bemüht, was ihr jedoch verwehrt blieb (ebd.). 1996 wurde die Autobiographie dann durch Heyo Prahm veröffentlicht; eine um Informationen und Bilder erweiterte Ausgabe erschien 2006. „Der Text selbst ist unverändert und vollständig, auch die Gliederung in drei Teile war von ihr vorgegeben. Das begonnene Konzept der Zwischenüberschriften wurde vervollständigt. Dabei mussten einige Passagen sinnentsprechend umgestellt und textlich verbunden werden. Fotos und Zeitungsartikel aus der Nachlaßsammlung von Frau Häußler (Adoptivtochter von Hermine Heusler-Edenhuizen, – A.S.) wurden jetzt eingearbeitet.“ (Prahm 2006, 13)

### 3.3 *Die Datenauswertung*

Bei der Auswertung der Autobiographie muss in Rechnung gestellt werden, dass es sich um eine Beschreibung vergangener Erlebnisse und Erfahrungen handelt, denen

---

3 In Deutschland waren auch vor Hermine Heusler-Edenhuizen bereits Frauen ärztlich oder heilend tätig: Erinnert sei an Schwester Hildegard von Bingen (1098-1179), die als Benediktinerin Abhandlungen über Krankheiten und Heilpflanzen verfasste, oder an Dorothea Christiane Erxleben (1715-1762), die von ihrem Vater in der Heilkunst unterwiesen wurde und 1754 als erste Ärztin an der Universität Halle promoviert worden ist. Unmittelbar vor oder zeitgleich mit Hermine Heusler-Edenhuizen ließen sich in Deutschland Frauen als Ärztinnen nieder, die zuvor in Zürich/Schweiz studiert hatten, wo das Frauenstudium an der Medizinischen Fakultät seit 1867 möglich war. Dort absolvierten sie im Anschluss an das Examen eine einjährige Ausbildung in Frauenheilkunde und Geburtshilfe (vgl. Prahm 2006, 181).

im Nachhinein Bedeutung zugeschrieben wurde; zugleich bietet das Verfassen einer Autobiographie immer die Möglichkeit des Nachbesserns, um die Ereignisse letztlich so zu komponieren, dass sie der Idee bzw. dem für das Verfassen der Autobiographie zugrunde gelegten Sinn und dem eigenen Selbstbild entsprechen (Heinritz 1997, Herweg 1997, Schulze 1997, Schulze 2005). Dieses zu berücksichtigen gelingt, wenn das Lebensthema beachtet wird, das in der Lebensgeschichte wie auch der Gestaltung der Autobiographie zum Ausdruck kommt (Heinritz 2000, 2008). Hierfür wird die Rahmung, also die Anfangs- und Endsequenz der Autobiographie, in einem diesem Abschnitt folgenden Kurzporträt von Hermine Heusler-Edenhuizen mit einbezogen (Heinritz 2008, Griese/Griesehop 2007). Eine Schlüsselsequenz, in der die Arbeit mit Patientinnen zur Verhinderung der Krankheit Kindbettfieber thematisiert wird, wird in Form einer strukturellen Beschreibung der einzelnen Segmente in Anlehnung an Fritz Schütze (1978) analysiert. Hierzu werden die biographieanalytischen Kategorien der Prozessstrukturen des Lebensablaufs an den Text angelegt (Schütze 1981). Diese sind: institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster, biographische Handlungsschemata, Verlaufskurven und biographische Wandlungsprozesse. Weiterhin erfolgt die kollektiv-historische Verortung einzelner Aussagen. In der Diskussion der Ergebnisse löst zur Beantwortung der eingangs aufgeworfenen Fragen die erziehungswissenschaftliche die biographieanalytische Perspektive ab.

### *3.4 Das Kurzporträt von Hermine Heusler-Edenhuizen*

Hermine Heusler-Edenhuizen wurde 1872 als Tochter eines Landarztes in Ostfriesland geboren. Sie selbst charakterisiert ihre ersten Kindheitsjahre mit den folgenden Worten, die gleichzeitig den Anfang ihrer Autobiographie markieren: „Fern von jeglichem Einfluß frauenrechtlicher Ideen bin ich in einem kleinen ostfriesischen Dorf, Pewsum bei Emden, aufgewachsen, nahe dem Dollart.“ (Heusler-Edenhuizen 2006, 27) Sie ist neun Jahre alt, als sie und ihre sechs Geschwister die Mutter verlieren. Von diesem Zeitpunkt an sind die weitere Kindheit und Jugend von Hermine von der Trauer um die verstorbene Mutter überschattet. Nach dem Schulbesuch in Ostfriesland geht Hermine Edenhuizen im Alter von 17 Jahren für ein Jahr nach Berlin zur Pensionserziehung. Nach der Rückkehr in ihr Heimatdorf ist das Leben für sie zunächst durch Langeweile gekennzeichnet: Als höhere Tochter hat sie keinerlei Verpflichtungen, weder die des Erwerbs von Einkommen noch die der Hausarbeit. In einer Zeitschrift wird sie auf den Hinweis aufmerksam, dass Helene Lange (1848-1930) in Berlin Gymnasialkurse für Frauen eingerichtet hat. Nach einem Jahr Selbststudium besucht sie von 1894 bis 1898 diesen Kurs und beendet ihn, damals 26 Jahre alt, mit dem Abitur. Noch im selben Jahr beginnt sie mit dem Medizinstudium, zunächst in Berlin, später in Zürich, Halle und Bonn. Im Frühjahr 1903 legt sie ihr Staatsexamen in Medizin ab, und ein halbes Jahr später, im Herbst 1903, beendet sie ihre Promotion. Sie erinnert sich nun an den unerfüllt gebliebenen Wunsch ihres Vaters, im Rahmen einer Assistentenstelle eine praktische Ausbildung nach dem Medizinstudium zu erhalten. Sie verwirklicht diese Idee, indem sie zunächst in Bonn, Dresden, Bern und Göttingen arbeitet. Anschließend, 1906, wird sie die erste etatmäßige Assistenzärztin Deutschlands an der Frauenklinik Bonn. Nachdem sie dort drei Jahre als Assistenzärztin tätig ist, erhält sie 1909 die Anerkennung als Spezialärztin für Frauenheilkunde und Geburtshilfe. Damit ist sie die erste in Deutschland ausgebildete Frauenärztin. Anschließend arbeitet sie für kurze Zeit in Köln, geht dann nach

Berlin, wo sie bis 1945 als niedergelassene Ärztin praktiziert. In Berlin heiratet sie. Ihr Ehemann ist ebenfalls Arzt. Zusammen adoptieren sie später zwei Kinder. Im Alter von 73 Jahren geht sie zurück nach Ostfriesland. Dort arbeitet sie weiterhin in eigener Praxis. Ein Jahr vor ihrem Tod beendet sie dort ihre Autobiographie mit den Worten: „Das Werk, an dem ich mitarbeiten durfte, Helene Lange’s Kampf um die Bildungsmöglichkeit der Frau, ist voll gelungen. (...) Durch das so gestürmte Tor drang dann in unerwarteter Stärke ein Strom von geistig ausgehungerten Frauen, die langsam in alle Fächer vorstießen. Ich wünsche ihnen, daß der Helene Lange’sche Geist sie weiter beflügeln möge zu hochwertigen Leistungen, die allein überzeugen.“ (Heusler-Edenhuizen 2006, 180) Im Alter von 83 Jahren, 1955, stirbt Hermine Heusler-Edenhuizen.

### 3.5 Hermine Heusler-Edenhuizens Kampf gegen Kindbettfieber

#### 1. Segment: Aufschichtung von Verlaufskurvenpotential

*HHE: Schwer belastet hat mich in der Praxis, wie schon während meiner Assistententätigkeit in Bonn, das Erleben von „Kindbettfieber“. Gesunde Frauen auf dem Gipfel ihres Glücks hinsterven zu sehen, ist ein erschütterndes Bild und ein widersinniges Geschehen.*

Hermine Heusler-Edenhuizen macht in der Ausübung ihrer ärztlichen Tätigkeit die für sie leidvolle Erfahrung, dass Frauen nach der Geburt an Kindbettfieber sterben. Ursache für diese Infektionskrankheit (auch Wochenbettfieber bzw. Puerperalfieber genannt) sind pathogene Bakterien, die in die durch die Geburt entstehende Wunde, besonders in die durch Ablösung der Plazenta von der Gebärmutter entstehende große Wundfläche eindringen. Bekannt ist diese Krankheit bereits seit der Antike. Jedoch häuften sich die Erkrankungs- und Sterbezahlen erst mit der Entstehung der Kliniken und der Zunahme der Klinikgeburten. Entscheidend für diesen Anstieg war der Umstand, dass Ärzte bis zur Einführung von Desinfektionsmaßnahmen Mitte/Ende des 19. Jahrhunderts die Krankheitserreger über ihre Hände und geburtshilflichen Instrumente unwissentlich auf die Wöchnerinnen übertrugen, wenn sie vorher Kranke untersucht oder Leichen seziiert hatten. Bereits als Assistenzärztin einer Bonner Klinik wird Hermine Heusler-Edenhuizen mit dieser Erkrankung und dem Sterben daran konfrontiert. Paradox ist für sie, dass gerade junge, zuvor gesunde Frauen, für die die Geburt eines Kindes ein positives biographisches Höhepunkt ereignis darstellt, an dieser Krankheit sterben. Gesteigert wird diese Paradoxie durch den Tatbestand, dass Hermine Heusler-Edenhuizen als Ärztin dem Sterben nur zusehen kann, denn es gibt 1919 noch keine effektive Therapiemöglichkeit: Das Antibiotikum ist zwar bereits entdeckt worden, wird aber flächendeckend erst nach dem zweiten Weltkrieg verfügbar. Die kollektive Verlaufskurve der Medizin, Kindbettfieber nicht heilen zu können, wird hier zu einer individuellen Verlaufskurve von Hermine Heusler-Edenhuizen. Die starke Betroffenheit von Hermine Heusler-Edenhuizen lässt sich aber nicht nur mit der medizinischen Ohnmacht, sondern auch aus persönlichen Leidenserfahrungen heraus erklären: Hermine Heusler-Edenhuizen war es selbst nicht vergönnt, den „Gipfel des Glücks“ – wie sie es nennt – zu erklimmen, d.h. eigene Kinder zu bekommen. Einige Frauen, denen dies jedoch möglich ist, müssen nun an dieser Krankheit sterben, so dass ihre Neugeborenen ohne Mutter aufwachsen müssen. Und auch die Per-

spektive der ohne Mutter zurückbleibenden Kinder kann sie aufgrund eigener biographisch leidvoller Erfahrung nachvollziehen, da sie im Alter von neun Jahren ihre eigene Mutter verloren hat.

## 2. Segment: Entwicklung von Kontrollhandlungsschemata

*HHE: Ich hatte in meiner Praxis trotz allergrößter Vorsicht Todesfälle an Kindbettfieber im gleichen Prozentsatz wie alle anderen Kollegen. Sie beeindruckten mich so stark, daß ich schließlich bei den Entbindungen sämtliche Wäsche sterilisieren ließ, Bettwäsche, sowohl wie die Leibwäsche der Gebärenden, daß ich die Hebamme kaum mehr an die Kreißende heranließ und unter schärfster Beobachtung aller Desinfektions- und Asepsisvorschriften die Frauen nur mehr allein behandelte. Bei solcher Vorsicht konnte nach menschlichen Ermessen während der Entbindung keine Infektion an die Gebärende herangebracht werden.*

Hermine Heusler-Edenhuizen hält sich an die damals bekannten Hygienemaßnahmen. Diese Asepsisvorschriften, denen sie folgt, gehen zurück auf den von Ignaz Semmelweis um das Jahr 1846 erkannten Zusammenhang zwischen von außen in die Gebärmutter hereingebrachten Keimen und der Infektion. Semmelweis gab deshalb bereits im Jahr 1848 die Hygienevorschrift an seine Mitarbeiter herausgab, sich vor jeder Untersuchung die Hände zu desinfizieren. Mit dieser Maßnahme war die These verbunden, dass es sich bei Kindbettfieber um eine iatrogene, d.h. von Ärzten verursachte Infektion handelt. Damit sah sich die Ärzteschaft mit dem Vorwurf konfrontiert, im Falle von Kindbettfieber nicht zu heilen, sondern Krankheit und Tod selbst und gegen jede ärztliche Maxime zu verursachen. Mit der Durchsetzung der Desinfektions- und Hygienemaßnahmen sanken die Erkrankungszahlen deutlich ab. Trotz Einhaltung der üblichen Maßnahmen kommt es jedoch in der Praxis von Hermine Heusler-Edenhuizen zu weiteren Erkrankungs- und Todesfällen. Dies lässt – ohne dass Hermine Heusler-Edenhuizen dies explizit benennt – den Schluss zu, dass nicht mangelnde Sauberkeit und Hygiene verantwortlich für die weiterhin auftretenden Erkrankungs- und Todesfälle sind. Sie perfektioniert daraufhin die Sauberkeits- und Hygienevorschriften in ihrer Praxis, indem sie sämtliche Bett- und Leibwäsche sterilisiert. Besonders die Sterilisation der Leibwäsche erscheint aus Beobachterperspektive als immenser zeitlicher, organisatorischer und wohl auch finanzieller Aufwand. Und die Kontrollstrategien von Hermine Heusler-Edenhuizen gehen über die ausgedehnten Desinfektions- und Asepsismaßnahmen noch hinaus, um ihren Erleidensprozess zu kontrollieren bzw. zu beenden: Sie untersagt der Hebamme, Untersuchungen an den Schwangeren durchzuführen. Hierbei handelt es sich um eine drastische Maßnahme, bedenkt man, dass sie der Hebamme hiermit Verstöße gegen die Hygiene- und Sauberkeitsregeln unterstellt, auf die sie quasi mit einem Berufsverbot reagiert. Den Widerspruch, einerseits von den Errungenschaften der Frauenbewegung für ihre eigene Berufsbiographie profitiert zu haben und andererseits in der eigenen Praxis die Hebamme aus ihrem traditionellen Arbeitsbereich zu verdrängen, erkennt Hermine Heusler-Edenhuizen jedoch nicht. So zeigen sich an dieser Stelle der Autobiographie von Hermine Heusler-Edenhuizen kollektiv-historische Auswirkungen des für Frauen mit Beginn des 20. Jahrhunderts möglich gewordenen Medizinstudiums und des Arztberufes auf den bereits etablierten Frauenberuf der Hebamme.

### 3. Segment: Scheitern der Kontrollhandlungsschemata

*HHE: Und doch erlebte ich 1919 bei diesen Maßnahmen einen eklatanten Fall von Kindbettfieber. Woher kam die Infektion? – Bei intensiven Nachforschungen stellt sich heraus, daß sechs Stunden vor Wehenbeginn und ohne jede Desinfektion der Ehemann noch einmal sein Recht geltend gemacht hatte! Da wurde mir der Zusammenhang klar: Die Infektion war von dem Ehemann eingetragen worden.*

Entgegen der Erwartung von Hermine Heusler-Edenhuizen, dass bei den von ihr durchgeführten Maßnahmen kein Fall von Kindbettfieber mehr auftreten kann, erkrankt unter den verschärften Maßnahmen dennoch 1919 eine Patientin in ihrer Praxis an eben dieser Krankheit. Die Frage „Woher kam die Infektion?“ verdeutlicht die Ratlosigkeit von Hermine Heusler-Edenhuizen angesichts der nun als gescheitert geltenden Kontrollhandlungsschemata der verschärften Hygiene- und Desinfektionsmaßnahmen und der Eingrenzung des beruflichen Handlungsraums der Hebamme. Gleichzeitig lenkt die Frage als Stilmittel die Aufmerksamkeit der Rezipienten der Autobiographie gezielt auf die Frage nach der Ursache der Neuerkrankung. Die Ärztin stellt nun „intensive Nachforschungen“ bei ihrer erkrankten Patientin an, die – da sie selbst noch keine Hypothese von einer Ursache hat – wohl recht offen geschehen sein müssen. Deutlich wird, dass sie nun die Ursache der Erkrankung auch in der Alltagspraxis, den Lebensstilen bzw. den Verhaltensweisen der Patientin sucht. Es stellt sich heraus, dass zwischen der erkrankten Patientin und deren Ehemann sechs Stunden vor dem Einsetzen der Geburtswehen Geschlechtsverkehr stattgefunden hat. Hermine Heusler-Edenhuizen entwickelt daraufhin die Eigentheorie, dass durch den Geschlechtsverkehr pathogene Keime übertragen wurden und letztlich zur Infektion geführt haben. Damit war für sie die Ursache des erneuten Krankheitsfalles gefunden. Diese Eigentheorie zur Krankheitsursache hat Hermine Heusler-Edenhuizen in der Folgezeit in der Fachöffentlichkeit vertreten, z.B. in einem Aufsatz von 1924 im „Zentralblatt für Gynäkologie“. In diesem erläutert sie den Zusammenhang zwischen einem der Geburt unmittelbar vorausgegangenem Geschlechtsverkehr und dem Kindbettfieber detaillierter als in der Autobiographie: „Bedenkt man nun, daß die durchschnittliche körperliche Sauberkeit der Ehegatten, insbesondere des Ehemannes, beim sexuellen Verkehr unseren Anforderungen an Asepsis bei digitalen Untersuchungen (Tastuntersuchung mit den Fingern – A.S.) in keiner Weise entspricht, und daß eine Kohabitation eine sehr viel intensivere Berührung mit sich bringt, als eine digitale Untersuchung, dann ist die Schlussfolgerung einfach, daß wohl die meisten Fälle von sonst ursächlich nicht geklärter Puerperalsepsis die Folge von Kohabitationen sind, die zu nahe am Geburtstermin liegen.“ (Heusler-Edenhuizen 1924, zitiert nach Prahm 2006, 142)

### 4. Segment: Vorwurf der unterlassenen Aufklärung

*HHE: Bei der Rücksprache mit mir machte er mir den Vorwurf, daß ich ihn auf solche Möglichkeit nicht aufmerksam gemacht habe. Er tat das mit Recht. Und warum hatte ich es nicht getan? – Weil ich weder als Studentin noch als*

*Assistentin von solchen Zusammenhängen gehört hatte. Es herrschte damals – 1900 – noch eine so große Unfreiheit des Denkens, die, wie ich höre, auch heute – 1954 – noch nicht ganz gewichen sein soll, daß die Dozenten es nicht über sich gewannen, bei Besprechen von Schwangerschaft und Geburt auch die hineinragenden menschlichen Sexualvorgänge sachlich zu erörtern. Dies Gebiet war damals für eine ernste Besprechung tabu: aber zum Bewitzeln im Colleg war es leider vielen Universitätslehrern das gegebene Thema. Pikant wirken ja allgemein Aussprüche, die sich an der Grenze des Verpönten bewegen. Daß damit der ringenden Jugend, die sich gerade mit Sexualfragen so sehr abquält, ganz am Rande, nebenher, aus Freude am Witz eine unreine Auffassung beigebracht wird, wird nicht bedacht.*

Nach ihrer Entdeckung spricht Hermine Heusler-Edenhuizen mit dem Ehemann über den Zusammenhang von vorgeburtlichem Geschlechtsverkehr und dem Auftreten von Kindbettfieber. Der Ehemann reagiert – zumindest hat es Hermine Heusler-Edenhuizen so aufgenommen – mit einem Vorwurf hinsichtlich unterlassener Information über geschlechtliche Vorgänge an die Ärztin. Er verdeutlicht damit, dass er Aufklärung hinsichtlich präventiver Maßnahmen als ärztliche Aufgabe erachtet. Der Vorwurf der unterlassenen Aufklärung, die nach der Eigentheorie der Ärztin im Fall von Kindbettfieber letztlich den Tod zur Folge haben kann, wiegt schwer für Hermine Heusler-Edenhuizen. Sie gibt dem Ehemann Recht, fragt sich aber auch, welche Umstände zur Unterlassung der Aufklärung geführt haben. Eine berufsbiographische Reflexion verdeutlicht, dass ihr weder im Studium noch in der praktischen Ausbildung zur Frauenärztin die Zusammenhänge hierüber vermittelt worden sind. Der Zusammenhang zwischen Geschlechtsverkehr in der Schwangerschaft und dem Erkranken an Kindbettfieber war in der Medizin nicht bekannt, so dass für die Ärzte im Allgemeinen und somit auch für sie in diesem Einzelfall gar nicht die Möglichkeit bestand, Patienten hierüber aufzuklären. Hermine Heusler-Edenhuizen rekurriert an dieser Stelle auf eine „große Unfreiheit des Denkens“, die es nicht erlaubte, über die menschliche Sexualität offen zu sprechen. Auf den ersten Blick deuten diese Ausführungen an, dass das Wissen um die Sexualvorgänge und über den von ihr beobachteten Zusammenhang zwar in der Medizin bekannt, aber nicht thematisiert wurde. Bei genauerer Betrachtung kann dies aber ausgeschlossen werden: Das Merkmal einer Profession besteht auch darin, dass das professionsspezifische Fachwissen in klar abgegrenzten, schwer zugänglichen Kontexten von der älteren an die jüngere Generation weitergegeben wird. Die Einsozialisation in einen Beruf, besonders wenn es sich um einen „besonderen Beruf“, d.h. eine Profession handelt, ist durch die Weitergabe des Wissens gekennzeichnet. Wenn also Hermine Heusler-Edenhuizen weder im Studium noch in der Assistenzarztausbildung von diesen Zusammenhängen hört, darf davon ausgegangen werden, dass es nicht zum Wissenskanon der medizinischen Profession gehörte.

##### 5. Segment: Biographisches Handlungsschema der Aufklärung von Frauen

*HHE: Seit Erkennen dieser Infektionsquelle für Kindbettfieber habe ich jede schwangere Frau, die mich konsultierte, auf diese Gefahr aufmerksam gemacht und habe sie gebeten, auch andere Frauen zu warnen. Insbesondere habe ich die Frauen von Geistlichen und Lehrern auf dem Lande gebeten, in ih-*

*rer Gemeinde für entsprechende Aufklärung zu sorgen. Selbst junge Frauen, die nur zur Feststellung einer vermuteten Schwangerschaft zu mir kamen, ohne bei mir entbinden zu wollen, habe ich instruiert, ebenso junge Mädchen, die mich vor der Eheschließung konsultierten.*

Auf der Grundlage der entwickelten Eigentheorie zur Krankheitsursache von Kindbettfieber bildet Hermine Heusler-Edenhuizen ein biographisches Handlungsschema der Aufklärung aus: Mit missionarischem Eifer vermittelt Hermine Heusler-Edenhuizen nun Frauen diesen Zusammenhang. Und sie klärt nicht nur ihre Patientinnen auf, sondern bittet diese gleichzeitig, die von ihr entdeckte Erklärung zur Krankheitsursache an andere Frauen weiterzugeben. Sie geht sogar so weit, Ehefrauen von Geistlichen und Lehrern in diese Aufklärungsarbeit einzuspannen. Auffallend ist hierbei die Wortwahl, mit der sie in dieser Passage die Aufklärungsarbeit darstellt: Schwangere Frauen werden auf Zusammenhänge aufmerksam gemacht; junge Frauen und junge Mädchen werden hingegen instruiert; die in die Aufklärungsarbeit einbezogenen Ehefrauen von Pfarrern und Lehrern sowie schwangere Patientinnen werden gebeten, bei anderen Frauen für Aufklärung zu sorgen bzw. sie zu warnen. Unterschiede in der Ansprache der Frauen richten sich demnach nach Alter und Bildungsstand der Frauen und danach, ob sie als Patientinnen angesprochen werden oder nicht.

#### 6. Segment: Ausdehnung des biographischen Handlungsschemas der Aufklärung auf Männer

*HHE: Klagten mir Frauen, daß sie ihren Mann schwerlich würden abhalten können, dann habe ich mir diesen Ehemann kommen lassen und in Gegenwart seiner Frau Rücksprache mit ihm genommen. Es ist mir keiner vorgekommen, der dann nicht einsichtig genug war. Sie waren alle unwissend und teilweise tief erschrocken über die ihnen voll verständliche Gefahr, in die sie, dem allgemeinen Brauch folgend, ihre Frau hätten bringen können. –*

Ihre Aufklärungsarbeit reicht soweit, dass sie auch die Ehemänner ihrer Patientinnen mit einbezieht, indem sie sie zu sich bestellt, um ihnen – aufgrund ihrer Autorität als Ärztin – den Zusammenhang zwischen Geschlechtsverkehr und Kindbettfieber glaubhaft zu vermitteln und in der Konsequenz den Ehemännern eine Enthaltensamkeit in den letzten Wochen und Monaten der Schwangerschaft abzufordern. In dieser Passage spricht Hermine Heusler-Edenhuizen nur von „Rücksprache“, wie diese erfolgte – ob sie die Männer bittet, warnt oder instruiert – führt sie nicht weiter aus. Sie vermerkt lediglich, dass den Männern dieser Zusammenhang nicht bekannt gewesen sei. Dass die Männer „tief erschrocken“ waren, lässt auf eine deutliche Ansprache und unmissverständliche Darstellung des Zusammenhangs zwischen Geschlechtsverkehr und Kindbettfieber schließen.

In diesem Segment erwähnt sie auch einen „allgemeinen Brauch“. In dem bereits zitierten Fachartikel im Zentralblatt für Gynäkologie erläutert sie, was sie in der Autobiographie nur andeutet: „Bei dieser Feststellung (dass die erkrankte Frau noch unmittelbar vor der Geburt Geschlechtsverkehr gehabt habe – A.S.) kam mir die Rückerinnerung an einen Aberglauben im Rheinland, von dem ich während meiner poliklinisch-geburtshilferischen Tätigkeit dort gehört hatte, den nämlich, daß eine im Beginn stehende Entbindung durch eine Kohabitation erleichtert werde. Dieser Aber-

glaube ist fraglos imstande, die natürliche Abwehr der hochschwangeren Frau gegen den Kohabitationsakt zu überwinden“ (Heusler-Edenhuizen 1924, zit. n. nach Prahm 2006, 142). Sie beschließt diesen Fachaufsatz mit den Worten: „Ich dringe auf Schonung vom Ende des 5. Monats an, um auch bei etwaiger vorzeitiger Geburt sicher zu sein. Die Frauen haben immer Verständnis für diese Maßregel, weil sie mit wenigen Ausnahmen vom Eintritt der Schwangerschaft an eine natürliche Abneigung gegen sexuellen Verkehr haben, eine Tatsache, die aus der Tierwelt bekannt ist und die als ‚naturgemäß‘ dort respektiert wird.“ (ebd.) Spricht sie in der Autobiographie sowohl von Instruieren als auch von Warnen und Bitten gegenüber den Frauen, so kommt in dem Fachartikel allein die Instruktion vor.

#### 7. Segment: Ergebnissicherung des biographischen Handlungsschemas der Aufklärung

*HHE: Auf diese intensive Vorarbeit hin habe ich von 1919 bis 1944, das sind 25 Jahre, keinen einzigen Fall von Kindbettfieber wieder erlebt. Dabei hat die Zahl der Entbindungen von Jahr zu Jahr zugenommen.*

Die Aufklärungsarbeit von Hermine Heusler-Edenhuizen hatte nach ihrer Einschätzung zur Folge, dass in ihrer Arztpraxis in den kommenden 25 Jahren keine Frau mehr an Kindbettfieber erkrankt ist. Damit ist ihr biographisches Handlungsschema der Aufklärung im Kampf um die Verhinderung von Kindbettfieber in ihrer Praxis erfolgreich.<sup>4</sup>

#### 4. Diskussion

Handelt Hermine Heusler-Edenhuizen pädagogisch? Da nur die Form ausschlaggebend ist, die erfüllt sein muss, damit von einer pädagogischen Handlung gesprochen werden kann (vgl. Prange/Strobel-Eisele 2006, 45), kann ihr Handeln eindeutig als pädagogisch gewertet werden: Sie stellt als vermeintlich Wissende den Zusammen-

---

4 In den folgenden Segmenten, die ebenfalls zur Sequenz Kindbettfieber gehören, berichtet Hermine Heusler-Edenhuizen (a) über die Rückmeldungen von Fachkollegen zu ihrem 1924 veröffentlichten Aufsatz unter dem Titel „Unbeachtete Ursachen des Kindbettfiebers“, in dem sie den in der Autobiographie dar- und den hier in diesem Beitrag vorgestellten Fall präsentiert. Zwei Universitätsprofessoren teilen ihr mit, dass ihr Material, auf das sie sich beruft, zu klein sei, also nicht wissenschaftlichen Ansprüchen genüge. Nach einem Vortrag, in dem Hermine Heusler-Edenhuizen fordert, „die Schwangere wenigstens die letzten vier Monate vor einer Cohabitation zu schützen“ (Heusler-Edenhuizen 2006, 139f.), meldet sich ein seinerzeit bekannten Frauenarzt zu Wort: „Bedenken Sie meine Herren, der Coitus ist doch der Hasenbraten des armen Mannes!“ (vgl. ebd., 140) Im folgenden Abschnitt der Autobiographie stellt Hermine Heusler-Edenhuizen dann (b) die Todesfallstatistik für Kindbettfieber dar: Sie beginnt mit den Zahlen für 1916 und endet mit den Zahlen für 1952: „Und seit 1948, seit Eindringen des Schonungsgedanken in das Volk und seit Bekanntwerden der neuen Mittel (Sulfonamide und Penicillin) fallen die Zahlen von Jahr zu Jahr. Die letzte Statistik aus dem Jahr 1952 berichtet von nur mehr 108 Todesfällen. Aber diese Zahl ist noch um 108 zu hoch! – Es brauchte keine Frau an Kindbettfieber zu sterben, wenn man der Schwangeren die naturgewollte Schonung angedeihen ließe.“ (ebd.) Nachdem Hermine Heusler-Edenhuizen dann (c) noch einmal auf den Brauch bzw. den Aberglauben, dass der vorgeburtliche Geschlechtsverkehr den Geburtsvorgang beschleunige, zu sprechen kommt, beendet sie die Sequenz zum Thema Kindbettfieber in ihrer Autobiographie mit den Worten: „Ist die Fürsorge für die Gesundheit der Frau beim Mann in den richtigen Händen? Ob er bewusst oder unbewusst in sexuellen Fragen seine eigenen Belange nicht genügend auszuschalten imstande ist? Das Thema Kindbettfieber hat mich immer wieder irritiert!“ (ebd., 141)

hang zwischen Geschlechtsverkehr und Kindbettfieber ihren unwissenden Patientinnen dar (repräsentatives Zeigen) und fordert sie auf, Geschlechtsverkehr vor der Geburt zu unterlassen (direktives Zeigen). Die Aufforderung erfolgt hierbei als Warnung oder Instruktion. Und auch die Ehemänner ihrer Patientinnen zitiert sie zu sich, um ihnen gleichfalls die Gefahren des Geschlechtsverkehrs in der Schwangerschaft aufzuzeigen und um sie zu der entsprechenden Verhaltensanpassung aufzufordern. Nun lässt sich fragen, ob das Thema Kindbettfieber bzw. „Schonung der Frau“ ein Lerngegenstand ist, der die Frauen (und teilweise deren Ehemänner) zu Adepten werden lässt. Die Antwort hierauf liefert Klaus Prange (2005): „Die erzieherische Bedeutung gewinnt das Zeigen dadurch, dass den Adressaten des Zeigens ein Können, ein Wissen oder eine Haltung angesonnen oder ermöglicht wird. Sie kann in Situationen, in denen andere Themen die Führung haben, mitgegeben sein, so dass wir mitgängig lernen, oder aber in der Weise wahrgenommen werden, dass das Lernen ausdrücklich thematisiert wird.“ (ebd., 69) Im aufgeführten Beispiel geht es vordergründig um die Verhinderung von Kindbettfieber, wozu aber ein Lernen in Form von Wissensaneignung und Verhaltensveränderung seitens der Patientinnen notwendig ist.

Das pädagogische Handeln von Hermine Heusler-Edenhuizen bezieht sich aber nicht nur auf ihre Patientinnen und deren Ehemänner, sondern auch auf angesehene Frauen in der Gemeinde: Nachdem auch diesen Frauen der Zusammenhang vermittelt worden ist, wurden sie gebeten, ihrerseits als Lernhelfer tätig zu werden. Dieses Handeln ist in besonderer Weise pädagogisch, denn: „Wir handeln ausdrücklich pädagogisch, indem wir einem anderen etwas so zeigen, dass er oder sie es wieder zeigen kann.“ (Prange/Strobel-Eisele 2006, 45) Die ersten beiden Anforderungen für das Zeigen sind folglich sowohl bei den Patientinnen und ihren Ehemännern als auch bei den Frauen, die keine Patientinnen von Hermine Heusler-Edenhuizen sind, eingehalten: (1.) Eine soziale Beziehung zu ihnen bestand bereits oder wurde eigens aufgebaut. Die Patientinnen konnten aufgrund der bestehenden – für die damalig Zeit üblichen – paternalistischen Beziehung zur Ärztin und des ihr entgegengebrachten Vertrauens (2.) aufgefordert werden, den zuvor vermittelten Sachverhalt in der Alltagspraxis zu berücksichtigen. Den Ehefrauen von Pfarrern und Lehrern wird – in Form repräsentativen Zeigens – der Zusammenhang zwischen Geschlechtsverkehr während der letzten Schwangerschaftswochen und dem Auftreten von Kindbettfieber dargestellt. Die an sie gerichtete Aufforderung, ebenfalls als Lernhelfer tätig zu werden, dient nicht dem Lernen dieser Multiplikatorinnen, sondern dem Kampf gegen Kindbettfieber – und zählt damit nicht zum pädagogischen Handeln. Dennoch sind für die Ausübung der Tätigkeit einer Lernhelferin Lernprozesse notwendig: „Da es das Zeigen in vielerlei Bezügen gibt, im Bezug auf Handeln und Arbeiten, auf Entscheidungen (...) und auf medizinische Interventionen usw., Bezüge, die selbst nicht direkt erzieherisch gemeint sind oder gemeint sein müssen, kann die Rezeption darin bestehen, von sich aus auf das Zeigen mit Lernen zu reagieren. In gewisser Weise kann man vielleicht sagen: erst die poetisch-lernhafte Reaktion macht das Zeigen (...) zur Erziehung, mehr als die Intention der Erziehenden, die wollen, dass dies oder jenes gelernt werden soll.“ (Prange 2005 70) (3.) Nicht ersichtlich aus der Autobiographie ist der dritte Schritt des Zeigens: die Überprüfung des Lernerfolgs aufseiten der Lernenden, d.h. die Überprüfung, ob es sich um gelungene oder missratene Zeigeoperationen gehandelt hat. Hermine Heusler-Edenhuizen hätte ihre Patientinnen nach der Geburt fragen können, ob sie in den letzten Schwangerschaftswochen Geschlechts-

verkehr gehabt hatten; in der Autobiographie ist über diesen Schritt der Evaluation der eigenen Zeigeoperationen jedoch nichts vermerkt. Und auch darüber, ob die in der Gemeinde angesehenen Frauen, die um Mithilfe gebeten wurden, sich tatsächlich für den Kampf gegen Kindbettfieber engagiert haben und zu Lernhelfern geworden sind, ist in der Autobiographie nichts zu erfahren. Hermine Heusler-Edenhuizen scheint in dem Umstand, dass in den kommenden 25 Jahren kein Fall von Kindbettfieber mehr aufgetreten ist, die Bestätigung für ihr pädagogisches Handeln gefunden zu haben. Von der Einsicht in die Unvollkommenheit des Erziehens, die auch bei großer pädagogischer Motivation misslingen oder völlig scheitern kann, ist in den Ausführungen von Hermine Heusler-Edenhuizen nichts zu lesen.

In welchem Kontext ist nun aber das pädagogische Handeln von Hermine Heusler-Edenhuizen eingebettet? Für die Beantwortung dieser Frage muss ihre Biographie in die Diskussion mit einbezogen werden: Nach der Pensionserziehung in Berlin ist Hermine Heusler-Edenhuizen wieder zu Hause, langweilt sich und sieht keine rechte (Lebens-)Aufgabe für sich. Der Besuch eines Gymnasialkurses ermöglicht ihr, das Abitur zu machen. In der Folge der von der ersten deutschen Frauenbewegung erkämpften Rechte für Frauen, insbesondere des Rechts auf Bildung, wird für Hermine Heusler-Edenhuizen zunächst die Erlangung des Abiturs, später das Universitätsstudium möglich. Sie ist dann oft „die Erste“, der diese neuen Bildungs- und Berufsmöglichkeiten für Frauen zugutekommen: Sie ist die erste Frau, die eine etatmäßige Assistentenstelle bekommt, und sie ist die erste in Deutschland ausgebildete Frauenärztin. Beflügelt von diesen Errungenschaften macht sie als Ärztin Karriere. Im Beruf aber wird sie dann mit einer damals unheilbaren Krankheit, dem Kindbettfieber, konfrontiert: Nachdem sie selbst so viel im Leben erreicht hat, ist ihre Profession im Fall des Kindbettfiebers hinsichtlich der Heilung ohnmächtig. Der Frau, die mehr erreicht hat, als sie mit Anfang 20 zu erträumen wagte, sind nun die Hände gebunden. Zu einem Schlüsselereignis im bis dahin vergeblichen Kampf gegen Kindbettfieber wird dann (1.) ihre überraschende Erkenntnis bezüglich der Krankheitsursache von Kindbettfieber und (2.) der Vorwurf des Ehemannes einer erkrankten Patientin bezüglich unterlassener Aufklärung. Die Aufklärung über den von ihr entdeckten Zusammenhang wird anschließend zu ihrem ureigenen Anliegen. An diesem Handeln erscheinen aus der Sicht der medizinischen Profession nun jedoch drei Aspekte ungewöhnlich:

1. zunächst ihre Theorie, dass Kindbettfieber durch Geschlechtsverkehr in den letzten Schwangerschaftswochen ausgelöst wird und durch die proklamierte „Schonung der Frau“ verhindert werden kann (aus pädagogischer Perspektive: der Lerngegenstand);
2. dann das in den Aufklärungs- und Präventionsbemühungen zum Ausdruck kommende eigentliche Handeln (aus pädagogischer Perspektive: das repräsentative und direkte Zeigen als Formen pädagogischen Handelns)
3. und schließlich die verschiedenen Zielgruppen, an die sich Hermine Heusler-Edenhuizen wendet (aus pädagogischer Perspektive: die Adepten).

(zu 1.) Die von Hermine Heusler-Edenhuizen entwickelte Eigentheorie wurde und wird von der Profession der Medizin nicht geteilt: Sie gehört/e weder zum bestehenden Professionswissen noch hält die Theorie wissenschaftlichen Gütekriterien stand; ein einziger Fall sowie die Tatsache, dass in der Folgezeit keine Patientinnen mehr

erkrankten, stellen noch keinen kausalen und damit für die Profession der Medizin akzeptierbaren Zusammenhang dar. Dieser Kritik ist Hermine Heusler-Edenhuizen dann auch in der Fachöffentlichkeit ausgesetzt, wenn ihr beispielsweise die zu geringen Fallzahlen vorgeworfen werden. Und die Ablehnung ihrer Theorie geht sogar soweit, dass sie von einem männlichen Kollegen öffentlich verspottet wird (vgl. das Zitat eines Arztes in Anmerkung 4). Ihre Theorie wurde auch später nicht bestätigt, im Gegenteil: Heute werden Prostaglandine (Hormone), die im Organismus überall, besonders häufig aber im Sperma vorkommen, in der Pränatalmedizin zur Auslösung von Wehen eingesetzt – am von Hermine Heusler-Edenhuizen beschriebenen und abgelehnten Brauch bzw. Aberglauben war also doch, wie 1933 wissenschaftlich nachgewiesen wurde, ein Quäntchen Wahrheit. Zudem bewirkt heute der Einsatz eines weiteren Hormonpräparates das schnelle Zusammenziehen der Gebärmutter und damit die Verringerung der Angriffsfläche für pathogene Keime; und sollte es dennoch zu einer Infektion kommen, stehen Antibiotika heute schon fast selbstverständlich zur Heilung zur Verfügung. Die Verlaufskurve der Medizin im Fall von Kindbettfieber ist mit dem Einsatz dieser Medikamente vollständig bearbeitet.<sup>5</sup>

(zu 2.) Die Verbreitung der Eigentheorie und der Aufruf zur dementsprechenden Verhaltensmodifizierung können mit den heute in der Medizin gängigen Begriffen der Aufklärung und Prävention verglichen werden. Allerdings – und darin besteht die „Abweichung“ im Verhalten von Hermine Heusler-Edenhuizen von den geltenden Standards der medizinischen Profession – zählten zurzeit der Protagonistin weder Aufklärung noch Prävention zu den ärztlichen Aufgaben.<sup>6</sup> Aus gesellschaftlich-historischer Perspektive ist die Aufklärungspflicht des Arztes zu Diagnose und Behandlungsmaßnahmen erst seit wenigen Jahrzehnten gesetzlich geregelt.<sup>7</sup> Noch neuer in der Geschichte ist das Gebot der Prävention: Lag die Krankheitsvorbeugung zunächst in der Hand der staatlichen bzw. öffentlichen Gesundheitsaufklärung (erinnert

5 Heute wird im ICD 10 (Internationale Klassifikation der Krankheiten, 10. Revision) unter der Schlüsselnummer O 85 Kindbettfieber/Puerperalfieber aufgeführt.

6 Das Handeln von Hermine Heusler-Edenhuizen ließe sich an dieser Stelle auch unter dem Stichwort „Innovation“ diskutieren, was aber für diesen Beitrag zu weit führen würde.

7 Wenn heute ein Patient vor der Konsultation eines Arztes selbst nichts über seine Krankheit und deren Behandlung gehört, gelesen oder recherchiert hat, müssen ihm dennoch ausreichend Informationen über die Diagnose und die Behandlung vom Arzt vermittelt werden, nicht aber so zur Zeit der Berufstätigkeit von Hermine Heusler-Edenhuizen. In der Geschichte der Medizin ist die Aufklärungspflicht eines Arztes gegenüber einem Patienten also ein modernes Phänomen: Über Jahrhunderte bestand in der Ärzteschaft Konsens darüber, Patienten nicht aufzuklären. Die Rechtsprechung folgte dieser Auffassung noch 1912, als es ein Recht des Patienten auf Information ablehnte (vgl. Noack/Fangerau, 86f.). In der Weimarer Republik wurde jedoch zunehmend über Fragen der ärztlichen Aufklärungspflicht in Zeitungen und Zeitschriften diskutiert (vgl. Noack/Fangerau, 86f.). Ein Urteil von 1931 formulierte dann erstmals vorsichtig, dass Aufklärung Bestandteil ärztlicher Tätigkeit und notwendige Voraussetzung für die Einholung einer gültigen Einwilligungserklärung sei. Ein für die Patientenrechte wichtiges, später jedoch ablehnend rezipiertes Urteil war ein Reichsgerichtsurteil von 1940: „Der entscheidende Senat verpflichtete die Ärzte auch dann aufzuklären, wenn dies nach ärztlicher Ansicht für den Kranken psychisch besonders belastend war oder den Behandlungserfolg minderte. (...) Damit war – womöglich unter dem Eindruck der zeitgleichen Patientenmorde in der „Euthanasie“-Aktion – zum ersten Mal das Prinzip des „Informed Consent“, der informierten Zustimmung, juristisch anerkannt.“ (ebd., 88f.) In der neu gegründeten Bundesrepublik wurde die ärztliche Aufklärungspflicht zum dominierenden medizinrechtlichen und medizinethischen Thema der Ärzteschaft. Mit der Abkehr von rein paternalistischen Vorstellungen zur Arzt-Patient-Beziehung hat sich in den 1980er Jahren das Konzept der informierten Zustimmung als das medizinethische Modell für die Arzt-Patient-Beziehung durchgesetzt. (vgl. ebd., 90)

sei an die umfangreiche, über Jahrzehnte hinweg und in der Reichweite kaum zu übertreffende Aufklärungs- und Präventionsarbeit ab Ende der 1980er Jahre zum Thema HIV/AIDS), so wurde mit dem Inkrafttreten des Gesundheitsreformgesetzes im Jahr 2000 den Gesetzlichen Krankenversicherungen ein gesetzlicher Auftrag zur Prävention erteilt, sodass durch die Abrechenbarkeit von kassenärztlichen Leistungen nun auch Ärzte im Bereich der Prävention stärker tätig wurden.<sup>8</sup>

(zu 3.) Und auch die Zielgruppe, auf die Hermine Heusler-Edenhuizen ihre Aufmerksamkeit im Kampf gegen Kindbettfieber richtet, ist unüblich: Gewöhnlich suchten zur Zeit der ärztlichen Tätigkeit von Hermine Heusler-Edenhuizen – wie auch heute noch – die Patienten einen Arzt auf, um im geschützten Rahmen einer Zweierbeziehung über Krankheitssymptome und medizinische Behandlung zu sprechen. Der Weg eines Arztes in die Öffentlichkeit, um sich an potentielle Patienten zu wenden, und die Verbreitung seiner Theorien durch Multiplikatoren gehörte weder vor 100 Jahren noch heute zum ärztlichen Handeln. An dieser Stelle lehnt sich Hermine Heusler-Edenhuizen über ihr ärztliches Aufgabenspektrum weit hinaus und verstößt damit gegen die allgemeinen Standards der medizinischen Profession.

Das in diesem Aufsatz präsentierte Beispiel der Ärztin Hermine Heusler-Edenhuizen ist durch die besondere Verstrickung der biographischen Erfahrungsaufschichtung mit den kollektiv-historischen Errungenschaften der Frauenbewegung einerseits<sup>9</sup> und mit der kollektiven Verlaufskurve der Medizin im Fall von Kindbettfieber andererseits gekennzeichnet. Hermine Heusler-Edenhuizen hat im Kampf gegen Kindbettfieber pädagogisch gehandelt! Aber sie hat bei ihrer Arbeit mit den Patientinnen einen anderen Weg als die medizinische Profession in der Bekämpfung von Kindbettfieber eingeschlagen. Dieser Weg war ungewöhnlich und – wenn auch nicht durch medizinische Forschung abgesichert – erfolgreich: 25 Jahre trat in ihrer Praxis kein Fall von Kindbettfieber auf. Und sie hat dabei dennoch den medizinischen Grundsätzen, was einen guten Arzt ausmacht (Dörner 2001, Troschke 2004), entsprochen, wie sie bereits von Hippokrates (460-377 v. Chr.) formuliert wurden: „Aufgabe des Arztes ist, was vorausgegangen ist, zu erklären, das Gegenwärtige zu erkennen, das Kommende vorauszusagen. Darin sich üben. Für die Behandlung der Krankheiten gilt zweierlei: nützen, oder doch nicht schaden.“

## 5. Fazit und Ausblick

Vor dem Hintergrund, dass neben der pädagogischen Perspektive auch die der Medizin berücksichtigt wird, bestätigt sich, dass „die vorgeschlagene Definition (was pädagogisches Handeln ausmacht – A.S.) nur formal und inhaltlich schwach (ist). Sie sagt noch nichts darüber, was etwa die richtige Erziehung ist im Unterschied zur falschen, welche Ziele unbedingt anzustreben und welche Mittel zu ihrer Realisierung geboten oder erlaubt, zu empfehlen oder zu verwerfen sind.“ (Prange/Strobel-Eisele

---

8 Auslöser war zum einen der bislang hinter der kurativen Medizin vernachlässigte Bereich der Prävention, zum anderen die Kostenexplosion im Gesundheitswesen, die wiederum vor dem Hintergrund des prognostizierten Anstiegs der Zahl der Älteren Fragen der Finanzierbarkeit hervorrief.

9 Bei der von Hermine Heusler-Edenhuizen präferierten Theorie und Strategie im Kampf gegen Kindbettfieber scheinen immer wieder die Ideen der Frauenbewegung durch, beispielsweise in Form des geäußerten Gedankens von der „Schonung der Frau“. Hierfür spricht auch das Lebensthema, unter dem die Autobiographie verfasst wurde, und welches an der Anfangs- und Endsequenz deutlich ablesbar ist: der Kampf um die Rechte der Frauen.

2006, 45) Im Fall von Ärzten – die, wie das Beispiel Hermine Heusler-Edenhuizen zeigt, auch pädagogisch handeln – muss also die medizinische Profession festlegen, worin die „richtigen“ und „guten“ Inhalte des pädagogischen Handelns von Ärzten bestehen sollten. Es geht also darum, „die Leerstellen der Definition inhaltlich (zu) interpretieren, zum Beispiel in der Weise, dass wir angeben, was den Lernenden gezeigt werden sollte und was nicht.“ (ebd., 45) Dieses Aufeinander-angewiesen-Sein beider Fachdisziplinen erfordert ein Aufeinander-Zugehen, indem die eine Disziplin (Medizin) sagt, was als das Richtige zur Gesundheitserhaltung oder Krankheitsvermeidung gelernt werden sollte, und die andere (Pädagogik) sagt, wie diese Lerngegenstände vermittelt werden können. Eine gegenseitige Annäherung im interdisziplinären Bereich der Gesundheitspädagogik ist hier zu befürworten. Dort wären dann auch die Fragen zu klären, wie Ärzte unter den heutigen Bedingungen – 100 Jahre nach dem Beginn der Facharztstätigkeit von Hermine Heusler-Edenhuizen – pädagogisch handeln, d.h. wie das Verhältnis von medizinischem und pädagogischem Handeln „verteilt“ ist, wenn im Rahmen der medizinischen Standards gehandelt wird oder wenn es nicht um unheilbare Krankheiten, sondern um medikamentös gut einstellbare bzw. behandelbare Krankheiten geht. Und auch die Frage, ob heute überhaupt noch Maßnahmen von Ärzten den Patienten aufgezeigt werden können, die medizinisch nicht abgesichert sind, gilt es zu beantworten. Hierbei sind dann auch die Veränderungen in der Arzt-Patient-Beziehung (wie die Abkehr vom paternalistischen Beziehungsmodell, Patientenmündigkeit, Selbstverantwortung) für ein pädagogisches Handeln von Ärzten zu berücksichtigen. Diese Fragen gilt es in der Zusammenarbeit von Medizin und Pädagogik zu klären.

#### LITERATUR

- Alheit, Peter (1990): Biographizität als Projekt: Der „biographische Ansatz“ in der Erwachsenenbildung. (Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung, Universität Bremen 12) Bremen.
- Alheit, Peter (1995): „Biographizität“ als Lernpotential: Konzeptionelle Überlegungen zum biographischen Ansatz in der Erwachsenenbildung. In: Heinz-Hermann Krüger und Winfried Marotzki (Hg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen, 276-307.
- Dörner, Klaus (2001): Der gute Arzt. Lehrbuch der ärztlichen Grundhaltung. Stuttgart.
- Fuhr, Thomas (1999): Zeigen und Erziehung. Das Zeigen als „zentraler Gegenstand“ der Erziehungswissenschaft. In: Thomas Fuhr und Klaudia Schultheis (Hg.): Zur Sache der Pädagogik. Untersuchungen zum Gegenstand der allgemeinen Erziehungswissenschaft. Bad Heilbrunn, 109-121.
- Giel, Klaus (1969): Studie über das Zeigen. In: Otto Friedrich Bollnow (Hg.): Erziehung in anthropologischer Sicht. Zürich, 51-75.
- Giesecke, Hermann (2007): Pädagogik als Beruf. Grundformen pädagogischen Handelns. Weinheim und München
- Griese, Birgit und Hedwig Rosa Griesehop (2007): Biographische Fallarbeit. Theorie, Methode und Praxisrelevanz. Wiesbaden.
- Heinritz, Charlotte (1997): Autobiographien als erziehungswissenschaftliche Quellen. In: Barbara Friebertshäuser und Annedore Prengel (Hg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim und München, 341-353.
- Heinritz, Charlotte (2000): Auf ungebahnten Wegen. Frauenbiographien um 1900. Königstein/Taunus.

- Heinritz, Charlotte (2008): Autobiographien als Medium lebensgeschichtlicher Erinnerungen. Zentrale Lebensthemen und autobiographische Schreibformen in Frauenbiographien um 1900. In: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 21. Jg., 114-123.
- Herweg, Rachel Monika (1997): Historisch-hermeneutische Quellenanalyse anhand von Bildern, Texten und überlieferten Zeugnissen. In: Barbara Friebertshäuser und Annedore Prengel (Hg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim und München, 286-297.
- Heusler-Edenhuizen, Hermine (1924): Eine unbeachtete Ursache des Puerperalfiebers. In: Zentralblatt für Gynäkologie. Nr. 45, 2472-2474 (Sonderabdruck, In: Heyo Prahm (2006) (Hg.): Hermine Heusler-Edenhuizen: Die erste deutsche Frauenärztin. Lebenserinnerungen im Kampf um den ärztlichen Beruf der Frau. Opladen.)
- Heusler-Edenhuizen, Hermine (2006): Durchbruch durch Vorurteile im Kampf um den ärztlichen Beruf der Frau. In: Heyo Prahm (Hg.): Hermine Heusler-Edenhuizen: Die erste deutsche Frauenärztin. Lebenserinnerungen im Kampf um den ärztlichen Beruf der Frau. Opladen, 25-180.
- Kade, Jochen (1997): Vermittelbar/nicht-vermittelbar: Vermitteln: Aneignen. Im Prozeß der Systembildung des Pädagogischen. In: Dieter Lenzen und Niklas Luhmann (Hg.): Bildung und Weiterbildung im Erziehungssystem. Lebenslauf und Humanontogenese als Medium und Form. Frankfurt/Main, 30-70.
- Koring, Bernhard (1999): Erziehung und Information. Untersuchungen über das Zeigen als Grundoperation der Erziehung. In: Thomas Fuhr und Klaudia Schultheis (Hg.): Zur Sache der Pädagogik. Untersuchungen zum Gegenstand der allgemeinen Erziehungswissenschaft. Bad Heilbrunn, 122-135.
- Lenzen, Dieter und Niklas Luhmann (Hg.) (1997): Bildung und Weiterbildung im Erziehungssystem. Lebenslauf und Humanontogenese als Medium und Form. Frankfurt/Main.
- Nave-Herz, Rosemarie (2006): Soziologische „Ortsbestimmung“ zu Hermine Edenhuizen's Ausbildungs- und Berufszeit. In: Heyo Prahm (Hg.): Hermine Heusler-Edenhuizen: Die erste deutsche Frauenärztin. Lebenserinnerungen im Kampf um den ärztlichen Beruf der Frau. Opladen, 15-24.
- Noack, Thorsten und Heiner Fangerau (2006): Zur Geschichte des Verhältnisses von Arzt und Patient in Deutschland. In: Stefan Schulz, Klaus Steigleder, Heiner Fangerau und Norbert W. Paul (Hg.): Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin. Frankfurt/Main, 77-93.
- Prahm, Heyo (2006) (Hg.): Hermine Heusler-Edenhuizen: Die erste deutsche Frauenärztin. Lebenserinnerungen im Kampf um den ärztlichen Beruf der Frau. Opladen.
- Prange, Klaus (2005): Die Zeigestruktur der Erziehung. Grundriss der Operativen Pädagogik. Paderborn, München, Wien und Zürich.
- Prange, Klaus und Gabriele Strobel-Eisele (2006): Die Formen des pädagogischen Handelns. Stuttgart.
- Schulze, Theodor (1997): Interpretation von autobiographischen Texten. In: Barbara Friebertshäuser und Annedore Prengel (Hg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim und München, 323-340.
- Schulze, Theodor (2005): Strukturen und Modalitäten biographischen Lernens. Eine Untersuchung am Beispiel der Autobiographie von Marc Chagall. In: ZBBS – Zeitschrift für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, 43-64
- Schütze, Fritz (1978): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien, Nr. 1.
- Schütze, Fritz (1981): Prozeßstrukturen des Lebensablaufs. In: Joachim Matthes, Arno Pfeiffenberger und Manfred Stosberg (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen. Nürnberg, 67-156.

- Seltrecht, Astrid (2006): Lehrmeister Krankheit? Eine biographieanalytische Studie über Lernprozesse von Frauen mit Brustkrebs. Opladen und Farmington Hills.
- Troschke, Jürgen von (2004): Die Kunst, ein guter Arzt zu sein. Anregungen zum Nach- und Weiterdenken. Verlag Hans Huber, Bern, Göttingen, Toronto und Seattle.

# Techno-Biographien: Eine narrative Analyse von Lebensgeschichten deutscher Techno-DJs<sup>1</sup>

Maren Brandt

## 1. Einleitung

Im Mai 2009 mietete das Musikmagazin Spex für eine vorsommerliche Veranstaltung mit einem Gemisch aus Popgruppen und Techno DJ's den zur Zeit bekanntesten Techno Club der Welt, das Berliner Berghain.

Noch bis vor einem Jahr bewegte sich Techno als zeitgenössische Musik und Szene weitgehend im Untergrund. Entsprechend gering war die Berichterstattung über Techno in auf diese Musikrichtung nicht spezialisierten Musikmagazinen. Und nun rücken Techno und das Berghain, eine wahrhaftige zeitgenössische Club-Ikone<sup>2</sup>, als Editorial-Aufmacher in das Blickfeld einer Zeitschrift, die sich im Untertitel selbst als „Magazin für Popkultur“ belabelt. Zwanzig Jahre nach den ersten Klängen in den deutschen Clubs ist Techno, so scheint es, an der musikalischen Oberfläche angekommen: als populäre Musik jener globalisierten Städte, die sich unter anderem auch für Avant Garde in Kommunikation(-elektronik), bildender Kunst und Mode interessieren.

Techno fungiert gegenwärtig als großer Oberbegriff verschiedener Ausprägungen elektronischer Musik. Darunter subsumieren sich auch Stilrichtungen wie House, Ambient, Goa, Trance oder Minimal. „Jahrelang war Techno Synonym für elektronisch erzeugte Musik wie EBM (Electronic Body Musik) oder gewisse Arten des New Wave. Ab 1990 bezeichnete Techno jedoch jene Art elektronischer Tanzmusik, die aus dem House heraus entstanden war. Auch wenn Chicagos Acid House und Detroit's Techno um 1987/88 viele Elemente des heutigen Techno enthielten, gilt 1990 als Geburtsjahr des Techno, wie man ihn heute kennt. Ursprünglich noch Techno House genannt (eine Fusion der verschiedenen Vorläufer des Techno wie zum Beispiel EBM, Acid House, oder New Beat), bürgerte sich bald das Wort Techno (auch in der Schreibweise Tekkno) ein und setzte sich so deutlich durch, dass der ursprüngliche Techno bald den Anspruch aus seinen Namen aufgeben musste“ (Anz/Walder 1999, 26 f.). Bis heute existiert die Kontroverse, ob Techno als Sammelbegriff für

---

1 Der Aufsatz ist eine aktualisierte, stark gekürzte Version einer unveröffentlichten Studie aus dem Jahr 2008.

2 Das Berghain (eine Namenskreuzung aus den Berliner Stadtteilen Kreuzberg und Friedrichshain) verweigert sich bei Musik und Publikum beharrlich dem Mainstream und ist für eine harte Türpolitik und lange Einlassschlangen bekannt. Es gibt im gesamten Gebäude keine Spiegel. Foto- und Filmaufnahmen sind untersagt. Die Gäste sollen sich undokumentiert gehen lassen können. Circa siebzig Prozent der Besucher sind homosexuell, es gibt mehrere Darkrooms. Technofans aus der ganzen Welt reisen am Wochenende an.

verschiedene Stile elektronischer Musik stehen kann oder nur die extrem rhythmusbetonte, von Harmonielehren weit entfernte Ausprägung bezeichnet. Für Hitzler und Pfadenhauer ist Techno eine „mehrdimensionale Domäne“, die verschiedene „Arten von Phänomenen“ beinhaltet. Dazu gehören neben „mehreren musikalischen Stilrichtungen“ auch „eine Reihe von Tanzformen, ein Bündel von Lebensgefühlen, etliche habituelle Spezifikationen, divergente ideologische Milieus und eine ganze Palette von Veranstaltungen“ (Hitzler/Pfadenhauer 1998, 79).

Hauptmotivation zur Durchführung der hier vorgestellten Analyse von Biographieverläufen deutscher, professioneller Techno-DJs war vor allem die Entdeckung, dass in der soziologischen bzw. kulturwissenschaftlichen Forschung keine Untersuchungen über die eigentlichen Protagonisten der Szene, die DJs, vorliegen. Stattdessen gibt es neben Techno-Sachbüchern, Erzählungen von DJs aus ihrem Leben oder Techno-Prosa<sup>3</sup> in den unterschiedlichen geisteswissenschaftlichen Disziplinen eine Reihe von Auseinandersetzungen mit der Techno-Welt, insbesondere in der Philosophie, Soziologie und den Musikwissenschaften.<sup>4</sup> Themen sind zum Beispiel die Techno-Geschichte, das Equipment, die Technik des DJ-ing, der szenetypische Ecstasy-Konsum oder die Frage der gesellschaftlichen Verortung von Techno-Musik und der Bewegung insgesamt.

Forschungsleitend war die Neugier, die Besonderheiten von DJ-Biographien zu erfassen und die Persönlichkeiten und das Leben dahinter kennenzulernen. Paralleler Schwerpunkt war eine Erfassung der speziellen Lebenswelt als soziales Phänomen sowie eine Annäherung an den damit verbundenen Lebensstil eines international arbeitenden deutschen Techno-DJs. In den Gesprächen mit den DJs wurde deutlich, dass der sie umgebende gesellschaftliche Bezugsraum eine in sich geschlossene Szene mit überraschend institutionellem Charakter darstellt.<sup>5</sup> Die folgende Einführung in die Lebenswelt der DJs ist den biographischen Analysen vorangestellt und basiert überwiegend auf den Inhalten der geführten Interviews. Das Ziel der Studie war eine explorative, hypothesenfreie Herangehensweise an das Leben und Arbeiten deutscher Techno-DJs. Vermieden wurde dabei eine Verwissenschaftlichung der Lebenswelt; es handelt sich um eine pragmatische Betrachtung der DJ-Umgebung(en) im Jahr 2008, die jedoch Hinweise für mögliche Anbindungen auf soziologische Theorien liefert bzw. auf bereits erfolgte Bezüge verweist.

Als empirische Methode dient das narrative Interview nach Fritz Schütze, das den Befragten durch die geringe, fast abwesende Standardisierung die größtmögliche

---

3 Bei den Sachbüchern seien als Beispiel genannt: „Techno“ von Philipp Anz und Patrick Walder (Anz/Walder 1999) oder „Deep in Techno“ von Marcel Feige (Feige 2000). Rainald Goetz schrieb mit „Rave“ einen Band literarischer Episoden über die Szene (Goetz 1998), der DJ Hans Nieswandt eine autobiographische Erzählung „Plus minus acht. DJ Tage, DJ Nächte“ (Nieswandt 2002).

4 Zum Beispiel die philosophischen Dissertationen „DJ Culture“ von Ulf Poschardt (Poschardt 1995) und „What’s Techno?“ von Barbara Volkwein (Volkwein 2003). Bei den Soziologen seien beispielhaft angeführt Ronald Hitzler und Michaela Pfadenhauer: „Techno Soziologie“ (Hitzler/Pfadenhauer 2001) und „Let your body take control!“ (Hitzler/Pfadenhauer 1998) Zur ethnographischen Kulturanalyse der Techno-Szene Erik Meyer „Die Techno-Szene“ (Meyer 2000). Rainer Diaz-Bohne wagt in seiner Dissertation „Kulturwelt, Diskurs und Lebensstil“ mit Techno und Heavy Metal sogar den Versuch einer Erweiterung der bourdieuschen Distinktionstheorie um den Faktor der Populärmusik (Diaz-Bohne 2002).

5 Vgl. Becker: „The dominant tradition takes the artist and art work rather than the network of cooperation, as central to the analysis of art as a social phenomenon“ (Becker 1982, Preface XI).

Offenheit zur Ausgestaltung ihrer Stegreifrede gewährt (vgl. dazu Schütze 1980, 1982, 1983, 1984, 1987, 1996 und Kallmeyer/Schütze 1977). Das Vorgehen bei der Vorbereitung und Durchführung der Interviews, die Form der Gesprächsauswertung und ein sich anschließender analytischer Vergleich der verschiedenen Biographien richten sich präzise nach seiner Technik, deren Kenntnis für die folgende Lektüre vorausgesetzt wird.

## 2. Techno, Clubs, Studios und Labels: Die Lebenswelt der DJs

Mit Techno begann um 1989<sup>6</sup> in Deutschland eine neue Ära in der Musikgeschichte: in Bezug auf die Art der Musik, ihre Hörer, die Gewohnheit, die Musik gemeinsam in langen Clubnächten zu erleben, und ein mit der Musik verbundenes Lebensgefühl.<sup>7</sup> Techno entwickelte sich in den 1990er Jahren auch zu einer Jugendbewegung. Diese Zeit als neues Movement ist lange vorbei.<sup>8</sup> Dagegen befindet sich Techno als Musikgenre in der Phase langfristiger Konsolidierung und dominiert das weltweite Clubleben. Eine gefestigte Szene ist entstanden mit eigenen Magazinen, Internetplattformen, eigenen szenetypischen Drogen und einer neuen Kultur des Ausgehens: Inzwischen gibt es an Wochenenden in den Großstädten rund um die Uhr Partys oder Clubs, in

---

6 Die Datierung bezieht sich dabei auf die deutschen Techno-Ursprünge in den Szenezentren Berlin und Frankfurt. Von diesen beiden Metropolen ging die deutsche Bewegung maßgeblich aus, die wie ein Rattenfänger nach und nach durch ganz Deutschland zog. Als Techno-Epizentren gelten bis heute die Clubs Tresor in Berlin sowie das Dorian Gray am Frankfurter Flughafen und das etwas später gegründete Omen. Im Dorian Gray entwickelte sich mit DJs wie DJ Dag, Talla 2XLC, Tom Wax und vor allem Sven Väth ab Mitte der 1980er Jahre schon sehr früh eine einflussreiche Frankfurter Techno Szene, die sich durch Musikproduktionen, ihre Fans, Plattenläden und Clubs mit Beginn der 1990er Jahre allmählich über die Stadtgrenzen verbreitete. Als einer der ersten DJs aus Deutschland überhaupt flog Sven Väth in der Welt herum und brachte Platten aus dem Ausland mit. Ende der 1990er Jahre gründete er in der Frankfurter Innenstadt seinen eigenen Club, das Omen. Es galt bis zu seiner Schließung 1998 als Pilgerstätte für Techno-Fans aus ganz Deutschland. Parallel schwappte Ende der 1980er Jahre eine Welle harter elektronischer Musik aus England und Amerika nach Berlin. Berlin entwickelte sich vor allem nach der Wende zum großen Techno-Zentrum. Die Musik verband den Ost- mit dem Westteil der Stadt. Die Vielfalt an leer stehenden Häusern mit ungeklärten Besitzverhältnissen nach der Wiedervereinigung begünstigte die Eröffnung unzähliger Untergrund-Clubs ohne Konzession und das Veranstellen von Partys, die über Mund-zu-Mund-Propaganda oder über Flyer angekündigt wurden. Die Berliner Szene hatte echtes und ursprüngliches Underground-Flair, das Zusammentreffen aus neuer deutscher Einheit und neuer Musikszene machte Berlin zum weltweiten Fixpunkt für Techno-Musik. Berlin löste damit Detroit und London als führende Metropolen für elektronische Musik ab und hat sich diesen Spitzenplatz bis heute erhalten.

7 Für eine Skizzierung von Ursprung und Herkunft von Techno und DJ-ing siehe Ulf Poschardt's „DJ Culture“ und „Techno“ von Philipp Anz und Patrick Waldner (Poschardt 1995, Anz/Waldner 1999).

8 Für Hitzler und Pfadenhauer weist Techno als Bewegung alle Merkmale einer posttraditionellen Gemeinschaft auf, die dem modernen Menschen, der kaum noch irgendwo eingeboren ist (und in einer Gesellschaft lebt, in der Klassen und Schichten sich verwischen und die sich durch die Tendenz zur Individualisierung auszeichnet), die Möglichkeit bietet, sich mit Gesinnungsfreuden wieder zu (Teilzeit-)Gemeinschaften zusammenzuschließen (Hitzler/Pfadenhauer 1998, 78). Hitzler und Pfadenhauer weisen in diesem Kontext auf Baumann (Baumann 1995, 20), der die posttraditionelle Gemeinschaft nur als vorgestellte, ästhetische Gemeinschaft charakterisiert, die kurzfristig die Illusion bietet, dass sich ein Urteil über das Richtige und Relevante auf eine allgemeine, eine verallgemeinerungsfähige Grundlage stellen lässt. Die posttraditionelle Gemeinschaft ist nach Baumann kohärent, aber nur durch den Glauben an ihre Existenz; sie besitzt nur Autorität, weil und solange ihr Autorität zugestanden wird. Denn sie verfügt typischerweise eben nicht über genügend institutionelle Sanktionspotentiale zur Durchsetzung ihrer Weltansicht. Ihre Macht gründet auf Verführung, auf der freiwilligen emotionalen Verbindung (Hitzler/Pfadenhauer 1998, 79).

denen ein Dauerprogramm läuft, tagsüber und nachts. Physisch und konditionell wären die Techno-typischen, zum Teil mehrtägigen Partymarathons mit wenig bis gar keinen Schlafpausen drogenfrei nicht möglich. Neben Kokain hat der Konsum von vor allem aufputschenden Drogen wie Ecstasy oder Speed insofern auch einen gestalterischen Einfluss auf die Szenekultur der scheinbar ewigen Partynächte.

Vor allem jedoch ist ein neuer Typus Musiker entstanden: der Techno-DJ, der durch das Mixen von Schallplatten, die auf zwei nebeneinander stehenden Plattenspielern laufen, neue Lieder beziehungsweise elektronische Klangteppiche unterschiedlicher Ausprägung erzeugt. Im Gegensatz zur Rockmusik, die weltweit nach wie vor durch nordamerikanische und britische Künstler dominiert wird, haben sich deutsche DJs mit elektronischer Musik stilprägend an die Spitze gesetzt, was die Anzahl der Produktionen, besonders aber die Innovationskraft der Musik betrifft. German DJ-ing ist ein Exportschlager, bei dem sich die im Ausland sehr geschätzten stereotypen Gütesiegel deutscher Perfektion und Qualität um musikalische Kreativität ergänzen. Die Besten touren durch Städte aller Kontinente. Internationale Engagements symbolisieren die Anerkennung eines gewissen ästhetischen Wertes ihrer Musik. Durch den Einbruch der Plattenindustrie spiegeln die Verkaufszahlen diese Wertschätzung nicht wider. Hohe Gagen, Gigs in trendsetzenden Clubs mit Gästen, die als geschulte Hörer die Musik verstehen, der Auftritt auf einem der großen Festivals elektronischer Musik oder das Samplen der eigenen Produktionen durch andere bekannte DJs sind der höchste Beweis von Anerkennung. In Deutschland ist Berlin die Stadt, in der die meisten bekannten, auch ausländischen DJs leben und in der es die größte Auswahl an Clubs gibt, in denen Techno gespielt wird, der ein Publikum erreicht, für das die Musik beim Ausgehen eine große Rolle spielt bzw. im Vordergrund steht. Berlin gilt zur Zeit als weltweites, fast übermächtiges Techno-Zentrum.<sup>9</sup>

Teilweise fließen bei den DJs über zwanzig Jahre Erfahrung mit der Musik und in der dazugehörigen Clubszene ein. Techno-DJs können sehr lange im Geschäft bleiben, wenn sie sehr gut sind und sich weiterentwickeln. Es gibt nun die erste Generation DJs, die seit dem Beginn der Techno-Bewegung dabei ist, diese mitgeprägt hat und immer noch auflegt.<sup>10</sup> Es ist nicht unüblich, dass ein DJ zwischen 35 und 45 Jahre alt ist und für ein Clubpublikum spielt, dessen Durchschnittsalter bei geschätzten 25 Jahren liegt. Beim Publikum sinkt zwar die Häufigkeit des Clubbesuchs ab Ende Zwanzig, Anfang Dreißig stark ab; dennoch sind auch ältere Besucher dabei. Die Begeisterung für elektronische Musik und das damit verbundene Lebensgefühl, viel zu Tanzen und eine lange Nacht auszugehen, ist inzwischen unabhängig von einer Altersgrenze. Es ist mit Interesse zu verfolgen, wie die Formen der Musikherstellung und des Musikgenusses der heute um die vierzigjährigen Techno-Akteure und der passiven Liebhaber dieser Musik in vielleicht zwanzig Jahren aussehen werden.

---

9 Nach wie vor sind die Lebenshaltungskosten in Berlin niedrig, gemessen an anderen Metropolen wie London oder New York. Dies ist ein Grund für viele internationale Künstler und Musiker, nach Berlin zu ziehen und dazu vom gegenseitigen Austausch zu profitieren. Besondere Aufmerksamkeit in der weltweiten Techno-Szene genießt das Berliner Nachtleben mit bekannten Clubs wie Bar 25, Tresor, Watergate, Club der Visionäre und vor allem Berghain/Panoramabar (Stand: Oktober 2008). Siehe dazu auch Tobias Rapp „Extrafettheit im Berghain“ (Rapp 2008).

10 Bekannte Vertreter dieser Generation sind zum Beispiel Sven Väth oder Hans Nieswandt.

Durch die starke Konzentration auf Rhythmus wird Techno häufig als monoton abgetan und, weil künstlich erzeugt, als simpel bzw. nicht echt im Sinn klassischer Instrumente bewertet. Techno hat mit seinen verschiedenen Ausprägungen den für alle Kunst- und kreativen Bereiche typischen Lauf der Verfeinerung erfahren. Im musikästhetischen Wertesystem wird ein Teil der Technoproduktionen von Musikexperten bereits als „E-Musik“ klassifiziert.<sup>11</sup> Ein Beispiel für die Akzeptanz elektronischer Musik außerhalb der Szene sind die Kollaborationen mit künstlerischen Bereichen wie Mode, Literatur und auch der bildenden Kunst.<sup>12</sup> Auch hier liefert Techno nicht nur den Soundtrack, sondern durch die Ansprache zusätzlicher Sinne eine weitergehende Ästhetisierung der ausgestellten oder vorgeführten Kunstwerke oder Kleidungsstücke. Techno erscheint durch den Clubkontext und die Wahrnehmung als Underground-Musik abgekoppelt von den organisierten Gruppen im Musikbusiness. Mit der Gründung eigener Labels konnten sich die Musiker von den Zwängen bestehender Distributionssysteme und -kanäle befreien, ihre eigene Arbeit finanzieren und sich eine gewisse finanzielle und vor allem künstlerische Unabhängigkeit verschaffen. So sind die zahlreich agierenden kleinen Labels zwar professionell auf Erzielung wirtschaftlicher Gewinne ausgerichtet, diese dienen jedoch in erster Linie der Produktion neuer Musik und ihrer Verbreitung oder der Verbesserung der Studioteknik. Die wirtschaftliche Grundnorm des Feldes Techno-Szene ist als institutionalisierte Sichtweise originär antikommerziell (zu Satzungen und Gesetzen sozialer Felder vgl. Bourdieu 2001, 122 ff.).<sup>13</sup> Besitzer von Techno-Labels sind häufig selbst DJs. International kann sich ein DJ nur behaupten, wenn er eigene Produktionen veröffentlicht. Eine Zeit lang erschien die Szene durch die Gewinne aus steigenden Plattenverkäufen nahezu autark. Sinkende Plattenabsätze haben verzögert jetzt auch den vinyltraditionellen Techno-Bereich erreicht; auch namhafte DJs müssen wieder häufiger auflegen, um ihr Leben und die Produktion neuer Musik zu finanzieren.

In den Gesprächen mit den DJs wird der große Raum des Managementaspekts ersichtlich, der sie als Besitzer oder Mitbesitzer eigener Labels beschäftigt. Keiner von ihnen ist betriebswirtschaftlich ausgebildet, so dass sie Aufgaben wie Vermarktung, Vertrieb und Finanzierung zum Teil mit Beratern, hauptsächlich aber autodidaktisch absolvieren. Einige Labels haben sich nach und nach zu Techno-Unternehmen entwickelt. Als Paradebeispiel gilt Cocoon, das Frankfurter Techno-Imperium des DJs Sven Väth.<sup>14</sup> Hier sind Label, Booking-Agentur, ein riesiger Club in Frankfurt und

---

11 Vgl. Mechthild von Schoenebeck: „Wenn innerhalb der Bannmeile der Musikwissenschaften über populäre Musik gesprochen wird, so geschieht dies in der Regel auf der Folie der Spartenrennung von ‚Unterhaltungs‘- und ‚Ernster‘ Musik, die als Dichotomie von niedriger und hoher Kunst ihre Wurzeln in der Antike hat. Über die Fragwürdigkeit der Unterscheidung ist viel geschrieben worden (vgl. Adorno 1968, 31; Kneif 1980, 29 f.; Reinecke 1980, 10; Rummenhöller 1978, 7 ff. oder Dahlhaus 1984, 11 ff.).“ (Schoenebeck 1987, 9).

12 DJs spielen auf Vernissagen oder stellen die Musik für Modenschauen zusammen (z.B. DJ Hell für Lagerfeld, Versace oder Michael Michalsky), arbeiten an Soundtracks für Filme oder spielen sich in Filmen selbst (2008: Paul Kalkbrenner als DJ Icarus in dem Film „Berlin Calling“).

13 So werden auch Techno Großveranstaltungen wie Mayday oder Loveparade, die sich im Laufe der Zeit sichtbar zu riesigen Kommerz-Events entwickelt haben, kritisch betrachtet. Sie entsprechen in ihrem Gewinnstreben nicht mehr der Ursprungssatzung einer Bewegung, die als Subkultur im Untergrund operiert und ihren Fokus primär auf die Musik und das Nachtleben legt mit einer zusätzlich starken Tendenz, eine Gegenwelt zu den im Alltag wirkenden Feldern aufzubauen. Dazu gehört auch das Feld der Wirtschaft mit der dort gültigen Bestimmung „Geschäft ist Geschäft“ (Bourdieu 2001, 122 ff.).

14 Siehe: [www.cocoon.net](http://www.cocoon.net) (Tag des Auffindens: 06.06.2009).

eine Party-Reihe auf Ibiza unter einem Dach vereint. Ein zeitgenössischer, erfolgreicher DJ ist vollbeschäftigt; die Nächte, in denen er in Clubs auflegt, sind lediglich ein Teil seiner Arbeit. Eine typische DJ-Arbeitswoche beginnt freitags mit der Reise in eine Stadt in Deutschland oder Europa, um dort in einem Club aufzulegen. Der Auftritt, ein DJ-Set, ist häufig für sehr spät in der Nacht angesetzt und dauert durchschnittlich ungefähr zwei Stunden. Die anschließende Nachtruhe ist meist kurz, und fast immer schließt sich die Weiterreise in eine andere Stadt, zu einem anderen Club an. Auftritte in anderen Kontinenten werden in Form kleiner Tournée gebucht. Der Montag ist der Sonntag der DJs und dient auch der Entlastung des Gehörs. Die Zeit zwischen den Gigs wird für die Studioarbeit, Interviews und Promotion-Termine, für die Arbeit im eigenen Plattenlabel, Club oder sonstigen mit der Musik zusammenhängenden Aktivitäten genutzt. Der Lebens- und Arbeitsrhythmus der DJs ist dem Ablauf einer konventionellen Arbeitswoche entgegengesetzt. Allein aus zeitlichen Gründen ist es für sie schwierig, Kontakte und Freundschaften zu Menschen zu pflegen, die in Berufen außerhalb der Szene arbeiten. Eine zentrale Bedeutung im DJ-Arbeitsrhythmus hat das Studio. Fast pausenlos wird produziert: eigene Tracks, Musik fremder Künstler oder eigene Remixe von Tracks anderer Künstler.

Das Auflegen spät nachts in den Clubs und die Umkehrung des Schlafrhythmus sind konditionell anstrengend. Ab Mitte Dreißig formt sich der Wunsch, weniger Gigs zu spielen. Diejenigen, die sich aus dem aktiven DJ-ing verabschiedet haben oder nur noch selten auflegen, bleiben jedoch in der Szene. Sie sind Club- oder Labelbesitzer, Booker, Produzenten oder schreiben für Musikmagazine oder Feuilletons. Es sind eher erfolglose DJs, die in ein anderes, bürgerliches Leben wechseln bzw. in dieses zurückkehren (müssen). Aus freien Stücken hört kaum ein DJ auf.

Ohne Zweifel hat Techno in der Dekade der 1990er Jahre, als die Musik sich stark verbreitete und ein Massenpublikum zu Mega-Events wie der Loveparade oder den Mayday-Veranstaltungen strömte, großen Einfluss auf verschiedene Segmente der Jugendkultur ausgeübt. Techno war ganz einfach neu, als Musik zuvor ungehört. Im Sog dieses Neuen und von den beatlastigen Klängen gepusht, entwickelte sich das ohnehin schon regelarme Solotanz der Discotheken und Nachtclubs zu einer anything-goes Bewegungsanarchie. In den Clubs oder bei Raves wie der Loveparade, die sich als Faschingsumzug mit Drogen recht treffend beschreiben lassen, konnte man sich in einen Rausch tanzen, ohne zu fürchten, dabei für seinen eigenen, individuellen und/oder enthemmten Tanzstil schief angesehen zu werden.<sup>15</sup> Auch bei den Outfits vollzog sich ein Wandel. Die Homosexuellen hatten es in ihren Clubs und bei Gay-Paraden vorgemacht; Tanzen mit wenig Kleidung, vor allem mit freiem Oberkörper, hielt auch in der Techno-Szene Einzug, verlor aber schnell das Sensationelle, parallel zur sich vollziehenden Zurschaustellung und Banalisierung von Sex und Nacktheit in den Medien und der Zunahme des Körperkultes in den westlichen Industrienationen. Der 2009er Dresscode ist dagegen zwar stylisch, aber eher urban-unauffällig. Jeans und T-Shirts, möglichst ohne Label in gedeckten Farben werden in den Großstadtclubs getragen. Dabei ist vereinzelt der Spaß an verrückten Kleidungskombinationen oder Kostümierung erhalten geblieben. In der bekannten Berliner Bar 25 werden gerne die Kategorien schrill und schräg getragen, auch ein Bademantel gilt als partytauglich. Techno als Szene, Musik und Mode mobilisierte in den 1990er

---

<sup>15</sup> Siehe dazu die Interviews, die Michael Corsten mit Szenegängern führte. (Corsten 2001, 97-118)

Jahren Anhängerscharen. Gleiche Interessen und Geschmäcker schweißen zusammen und erzeugen das gruppendynamische Gefühl, Teil oder Mitglied eines Ganzen zu sein, sich in einer Gemeinschaft aufgehoben und bestätigt zu fühlen. Wie in allen anderen Musikgenres auch, ob im Rock oder in der Klassik, entwickelten sich auch in dieser Szene eigene spezifische, manchmal rituelle Gewohnheiten (langes Feiern, Ecstasykonsum), Werte (Ablehnung von Aggression) und Versammlungsplätze (Clubs, Partylocations) zum gemeinsamen Musikkonsum. Der Wunsch, in der Musik ganz aufzugehen, sich an ihr zu berauschen, durchzieht alle Musiksparten, man denke nur an afrikanische Trommeltänze oder Wagner-Fans und ihr Mekka Bayreuth<sup>16</sup>. Neu ist die Techno-Eigenart, nicht nur eine Nacht durchzufeiern, sondern Clubnächte und Partys tagelang auszudehnen. Ebenso verhält es sich mit dem Drogenkonsum, wobei zum Beispiel die Rock- und Klassikszene eher dem Alkohol als Haupttrasmittel zugeordnet werden können. Techno-Fans gönnen sich in der Masse die Drogenmengen, die vor dreißig Jahren, zu Zeiten der Stones, Beatles und Led Zeppelin, mit einigen wenigen Rockstars assoziiert wurden. Als Musik ist Techno eine weitergehende Technologisierung der Klangerzeugung und übersteigt die zuvor verwendete Elektronik von E-Gitarren und Synthesizern. Techno ist demnach als Musik und Massenphänomen extremer, als das, was zuvor da war, ein zeitgemäßes gesellschaftliches Abbild. Daher erscheint es als überaus gewagt, fast absurd, den Techno der letzten zwanzig Jahre als Lebensform mit gesellschaftsverändernder Kraft zu bezeichnen (vgl. Müller 2000, 9). Würde man Techno damit überhaupt gerecht?<sup>17</sup> Bisher sind weder gesellschaftlich-subversive Tendenzen oder gar ein Versuch, aktiv in soziale oder politische Diskurse einzugreifen, von dieser Bewegung ausgegangen. Im Vordergrund standen immer die Musik, ihre Produktion und ihr gemeinsamer Konsum in Clubs, auf Partys oder Raves.

Die einzig auch außerhalb der Szene wahrnehmbare Botschaft ist das unverhohlene Bekenntnis zum hemmungs- und reuelosen Feiern, Tanzen, dem Musikgenuss und dem Rausch, der aus der Kombination entsteht, mit oder ohne Drogen. Realitätsflucht mittels Musik, Partys und Clubs, ein klassisches Tension-and-Release-Prinzip, frei von der Suche nach einem Sinn, dem begehrenswerten Gut bzw. Produkt, das zum Beispiel Kirchen oder andere religiöse Vereinigungen anbieten.<sup>18</sup> Techno erscheint vielmehr als eine Sub- bzw. Gegenkultur, die sich parallel zum zunehmenden Druck der Leistungsgesellschaften in den Industrienationen entwickelte.<sup>19</sup> Diese hat ihre Wurzeln in der Musik und in der Möglichkeit zur Alltagsflucht, dem Sich-Gehenlassen in der Musik und durch die DJs, die mit ihrem Namen und ihrer Musik die Menschen in die Clubs ziehen.

---

16 Siehe dazu Gebhardt 2001, 85.

17 Die 2008 entstandene Filmdokumentation „We call it Techno“ widmet sich insbesondere den Anfangsjahren der Techno-Bewegung. Zeitzegen nehmen in Interviews Stellung zu ihrem Entstehen, ihren vermeintlichen Inhalten und dem Lebensgefühl der damaligen Raver.

18 Vgl. z.B. Adorno und Eisler, die schon für das spätindustrielle Zeitalter mit seinen entfremdeten Arbeitsprozessen die Notwendigkeit von Zerstreuung und Entspannung zur Wiederherstellung der Arbeitskraft konstatierten. (Adorno/Eisler 1976, 11)

19 Zu Wesen und Zweck von Subkulturen vgl. Cohen 1997, 29.

### 3. Ausgangsbasis, Fragestellung und Voraussetzungen für die Interviews

Für die Studie wurden sechs biographische Interviews geführt, vier der Gespräche wurden ausgewertet. Kriterien für die Wahl der Gesprächspartner waren ein DJ-Vollprofistatus und eine feste Verankerung in der Szene. Zur möglichst weiträumigen und detailreichen Erfassung ihrer Lebenswelt wurden nur Künstler ausgewählt, die international arbeiten, neben dem Plattenauflegen in den Clubs auch eigene Musik produzieren und deren Arbeit eine besondere musikalische Qualität besitzt.

Als inhaltliche Schwerpunkte wurden die musikbezogenen Abschnitte ihres Lebens und der Moment ihres Hineingelagens in die Techno-Musik festgelegt. Es ging darum, das Besondere an erfolgreichen Technobiographien herauszufinden und zu erfahren, unter welchen individuellen Umständen des Aufwachsens (z.B. Familienhintergrund, Schulbesuch, Förderung einer musikalischen Begabung) die Entscheidung gefallen ist, sich ausschließlich mit der Musik als Lebensinhalt zu beschäftigen und diesen Weg als den einzig möglichen zu betrachten bzw. ihn nicht mehr zu verlassen. Es sollte klar werden, wie das Leben der DJs verläuft und wie sie es bewerten. Allen Interviewpartnern wurde die Anonymisierung der Daten zugesichert, da jeder von ihnen einen hohen bis sehr hohen Bekanntheitsgrad in der Techno-Szene genießt. Das Unkenntlichmachen von Personen und Orten wurde bis in winzige Details hinunter gebrochen.

Man kann der vorliegenden Studie bei der Auswahl der DJs Einseitigkeit vorwerfen. Befragt wurden weder erfolglose DJs über ihr Verhältnis zur Szene und die sich dabei vollziehende Wechselwirkung biographisch-sozialer Prozesse noch weibliche DJs zu ihrem Leben im Techno-Kosmos. Der Grund für die Konzentration auf erfolgreiche DJs war, wie schon gesagt, die möglichst weitgehende Erfassung eines Daseins in der Lebenswelt Techno. Die Mehrzahl der DJs sind Männer in der Altersgruppe zwischen zwanzig und fünfundvierzig.<sup>20</sup> Es gibt zwar einige sehr erfolgreiche weibliche Djanes<sup>21</sup>, die Frauenquote insgesamt ist jedoch gering, was sich hypothetisch auf einen Mix aus folgenden Faktoren zurückführen lässt: Techno ist als musikalisches Genre eher spröde, hart und rhythmus- statt melodiebetont. Die Musik klingt technisch und wird ebenso erzeugt. Technik bzw. technische und informationstechnologische Berufe sind nach wie vor Männerdomänen. Mit der psychologischen Hürde, Technik und Informatik nicht primär als etwas Männliches, sondern etwas Spielerisches zu begreifen und ohne Scheu damit zu arbeiten, kämpfen Universitäten insbesondere in Deutschland, wenn sie versuchen, verstärkt Frauen für Studiengänge wie Mathematik, Informatik oder Maschinenbau zu begeistern. Diese Hürde liegt noch immer hoch und überträgt sich offensichtlich auch auf den Umgang mit DJ-Equipment. Als dritter Aspekt mag die Führungsposition eines DJs vermutet werden: Als Herdentier fällt ihm die Funktion zu, in den Clubs sein Publikum zu leiten. Und auch hier ähnelt das Verhältnis weibliche/männliche DJs dem Proporz weiblicher und männlicher Führungskräfte in den Unternehmen. Nacharbeit, der lange Aufenthalt in dunklen Clubs und auch der Transport des schweren Vinyl-Gepäcks könnten als weitere Argumente für die männliche DJ-Dominanz gemutmaßt werden. Der Grund für

<sup>20</sup> Zum Verhältnis männliche/weibliche DJs siehe zum Beispiel die DJ-Auflistung auf Resident Advisor (<http://www.residentadvisor.net/dj.aspx>; Tag des Auffindens: 03.01.2009).

<sup>21</sup> Zum Beispiel Chloé, Miss Kittin, Cassy, Magda oder Ellen Allien, die mit Bpitch eines der erfolgreichsten deutschen Labels führt.

das Fehlen eines Fraueninterviews im Rahmen dieser Studie ist jedoch die Tatsache, dass sich leider kein weiblicher DJ für ein Gespräch bereit erklärt hat. Neben der Einseitigkeit könnte man den biographischen Analysen auch eine gewisse Oberflächlichkeit attestieren. Diese ist jedoch gewollt. Der Schwerpunkt der Betrachtung konzentrierte sich sowohl während der Interviews als auch bei der Analyse auf die musikrelevanten Anteile der Lebensläufe. Keinesfalls sollte ein charakterliches Psychogramm der Interviewten entstehen, das gezielt problematische Lebensklippen offen legt und für diese Erklärungen oder Begründungen formuliert.

#### 4. Biographieanalysen und Ergebnisse

Alle Gespräche wurden gemäß der Auswertungsmethode für narrative Interviews nach Fritz Schütze untersucht (detaillierte Verfahrensschritte z.B. in Schütze 1983, 283-293 und 1984, 78-117). Aus Platzgründen folgen an dieser Stelle nur zwei der vier biographischen Analysen der DJs. Ausgewählt wurden die beiden Biographien, die sich in ihrem Verlauf am meisten unterscheiden. Am Ende der Analysen steht die Ermittlung der biographischen Gesamtformung der Gesprächspartner. In einem weiteren Schritt folgt eine kurze Skizze der Ergebnisse aus der Gegenüberstellung der Einzelbiographien mit dem Verfahren kontrastierender Vergleiche. Untersucht wurden insbesondere prägnante Übereinstimmungen der verschiedenen Lebensläufe, die sich als typische Charakteristika einer Biographie und einer Tätigkeit als DJ in der Techno-Szene identifizieren lassen.

##### 4.1 „Martin“<sup>22</sup>

Martin wurde 1969 geboren und ist in der Nähe einer hessischen Großstadt aufgewachsen, in der er bis 2004 auch gewohnt und gearbeitet hat. Seinen Vater beschreibt er als modernen Manager, seine Mutter ist Hausfrau. Er hat keine Geschwister. Seit 2004 lebt Martin in Berlin. 2007 hatte er sein zwanzigjähriges DJ-Jubiläum. Er ist der Gründer eines erfolgreichen Magazins für elektronische Musik, hatte in Hessen eigene Clubs und betreibt heute mit fünf weiteren Partnern ein Label in Berlin. Nebenbei legt er weltweit als DJ auf. Durch die lange Zeit in der Szene und die fünfzehnjährige musikjournalistische Tätigkeit war er häufig in der Situation, sein Leben oder Teile daraus zu erzählen. Es ist nicht verwunderlich, dass er seinen (musikalischen) Lebenslauf zügig und teils kurzgefasst, wiedergibt. Lebendig und offener in seiner Rede wird er immer dann, wenn er den üblichen Pfad der Aneinanderreihung seiner mehrfach erzählten Lebensstationen verlässt und im Gespräch unter den Zugzwängen der Gestaltschließung und der Detaillierung einzelne Erlebnisse ergänzt, die in schriftlichen oder mündlichen Kurzbiographien für das Gesamtverständnis nicht notwendig wären. Bei seiner Sprache, elaboriert mit Szeneslang kombiniert, ist er auf präzise und trefende Formulierungen bedacht.

---

22 Die Namen der Protagonisten und Schauplätze wurden zum Schutz der Interviewten und ihres Umfeldes anonymisiert bzw. unkenntlich gemacht.

#### 4.1.1 Strukturelle inhaltliche Beschreibung der Stegreifbiographie mit Zwischenanalysen

Martin beginnt seine Biographie argumentativ und resümierend mit der Begründung für sein DJ-Sein: Er spricht von „Dedication“, wörtlich einer großen Hingabe zur Musik (Martin 1; 32)<sup>23</sup>, die bei vielen Menschen in der Musikbranche schon sehr früh sichtbar wird. Im Alter von sechs, sieben Jahren beginnt er, Musik bewusst zu hören und dazu zu tanzen. Es war die Zeit der Disco-Musik mit Gruppen wie Baccara und Abba, zu deren Musik er „richtig durchgedreht ist“ (Martin 1; 49). Mit zwölf fängt er an, zusammen mit Freunden Breakdance-Wettbewerbe zu organisieren. In der Pubertät tanzt er klassisches Ballett, überlegt, Tänzer zu werden, muss diesen Gedanken aber verletzungsbedingt aufgeben. Die Breakdance-Zeit mit der Selbstorganisation der Wettbewerbe ist ein früher Hinweis auf seine Initiative, später als Magazin-, Club- und Labelbesitzer eigene Unternehmungen zu führen und deren Inhalte und Organisation selbst zu bestimmen. Im Nachfrageteil berichtet Martin, dass er im Alter zwischen neun und zwölf Jahren Klavier gespielt hat. Er belässt es jedoch bei der bloßen Erwähnung, ohne eine Bemerkung darüber zu verlieren, ob es ihm gefallen hat oder dass er es manchmal vermisst. Man könnte schlussfolgern, dass es das falsche Instrument für ihn war, dass es ihn nicht begeistert hat und er daher zu wenig geübt hat, so dass Erfolgserlebnisse ausblieben. Ein „nächster Step“ (Martin 2; 37) für ihn in Bezug auf die Musik ereignet sich als Teenager bei einem Sommerurlaub auf Ibiza. In einer Diskothek holt ihn der DJ auf das Pult und lässt Martin die Platten ansagen. Diese Ereignis war für ihn „extrem beeindruckend“ (Martin 2; 54).

Martins Erzählungen von Ereignissen in verschiedenen Lebensphasen sind fortlaufend begleitet von Hintergrundinformationen über die jeweils populäre musikalische Stilrichtung der Zeit (zum Beispiel Disco-Musik in seiner Kindheit, House Music ab 1985) oder bestimmte Entwicklungen im Musikgeschäft. Seine Erzähllinie ist vom ersten Satz die Musik, an ihr hangelt sich seine narrative Stegreifbiographie entlang. Bestimmte Entwicklungen auf dem Musikmarkt dienen als Erzählfolie für erinnerte Ereignisse oder sind der Auslöser für die Erinnerung an ein bestimmtes Ereignis.

Er springt in seinem Lebenslauf übergangslos einige Jahre nach vorn, in das Jahr 1986. Er ist sechzehn, kauft mehr Platten und berichtet in diesem Erzählsegment, das seine Anfänge als DJ thematisiert, über sein wachsendes Interesse an Bands, Produzenten, Labels und dem Geschehen hinter den Songs. Er erzählt vom ersten Magazin, Network Press, das er regelmäßig liest, welches auf alle Arten tanzbarer schwarzer und weißer zeitgenössischer Musik spezialisiert war und ohne das er vielleicht drei Jahre später sein eigenes Magazin nicht gegründet hätte. Er erzählt vom Beginn der frühen House Musik um 1986 und erinnert sich in diesem Zusammenhang, wie er als Hobby-DJ zuerst auf Privatpartys auflegt. Das erste Pitchen (Synchronisieren zweier nebeneinander stehender Plattenspieler) kommt ihm in den Sinn, für ihn der Geburtsmoment als DJ, obwohl er den ersten bezahlten DJ-Job erst ein Jahr später hatte. Auch hier orientiert er seine Erzählung entlang musikalischer Entwicklungen, die ihn beeinflusst haben.

---

23 Die Literaturverweise beziehen sich auf die Transkripte der Interviews, die inzwischen im Archiv „Deutsches Gedächtnis“ des Instituts für Geschichte und Biographie der Fernuniversität Hagen archiviert sind.

Diese Anfangsschritte als DJ scheinen große Bedeutung für ihn zu haben; ausführlich schildert er diese Periode. Nach dem ersten Auflegen in einer Dorfdisco, in der er sich vom Heavy-Metal-Abend in der Woche zur Dance-Nacht am Samstagabend hocharbeitet, geht es für ihn „Schlag auf Schlag“ (Martin 3; 52). Er bekommt einen eigenen Abend in einer großen, angesagten Diskothek. Ein Jahr lang legt er in einem Club auf, dessen Anlage so mächtig ist, dass die Bässe den ganzen Laden zittern lassen (Martin 4; 9). Nach einem kurzen Residency<sup>24</sup>-Gastspiel in einem anderen Club gründet er das Magazin, ohne das er nach eigener Aussage schon zu dieser Zeit Vollzeit-DJ geworden wäre. Man könnte vermuten, dass ihm der DJ-Beruf in Bezug auf die mangelnde gesellschaftliche Reputation und eine nicht absehbare Zukunftsperspektive zu diesem Zeitpunkt zu unsicher schien.

Als sein Vater sich 1989 einen Computer kauft und Martin fragt, ob er auch damit arbeiten möchte, war diesem nach eigenen Worten sofort klar, dass er ein Magazin herausbringen würde. Er beschreibt dies selbst als Schlüsselmoment. Das Heft erschien zunächst regional und bediente verschiedene Musiksparten aus dem Bereich Dance-Music. Erst 1993 wurde es zu einem Techno-Organ. Martins DJ-en tritt in dieser Zeit zurück, er „hat den Schwung, der darin war, nicht richtig mitgenommen“ (Martin 4; 54) und zunächst nur nebenbei, als Hobby, weitergemacht. Hier klingt ein Bedauern an, erste DJ-Erfolge nicht genutzt zu haben. Statt näher auf die zweifellos arbeitsintensive Periode einzugehen, in der er das Magazin ausgebaut hat, oder über einzelne Etappen des zunehmenden Erfolgs der Zeitschrift zu sprechen, unterbricht er das Segment „Magazin“. Zeitlich springt er sehr weit nach vorn, in das Jahr 1994 zu einem weiteren Schlüsselmoment als DJ, als er in einen Club in Süddeutschland gebucht wird. Die Clubnacht läuft gut, das Auflegen scheint ihm gefehlt zu haben.

Ab diesem Zeitpunkt legt er wieder häufig auf. Er leitet weiterhin das Magazin, was nicht zur Sprache kommt, möglicherweise weil es ihm als alltäglich und selbstverständlich erscheint – sowohl zum Zeitpunkt des Erzählens als auch zur damaligen Zeit. Ab 1996 fängt er an, in dem zu der Zeit wohl bekanntesten Club in Deutschland aufzulegen, einer Diskothek am Flughafen in seiner Stadt. Martins Sets sind erfolgreich; er hat die Zeit sonntags morgens ab sechs Uhr. Ausführlich berichtet er, wie er hier gelernt hat, das Gespür zu entwickeln, wann welches Stück am besten funktioniert. An dieser Stelle verlässt er den Erzählmodus und berichtet von den beiden sich gegenüberstehenden Ansichten in der Techno-Szene über das Grundverständnis eines DJs vom Zweck oder Ziel seiner Arbeit. Er kritisiert, dass viele neue DJs ihr Publikum nicht mehr primär unterhalten wollen, sondern als Solisten ihren Stil durchziehen und ihr Auflegen als künstlerische Darbietung betrachten.<sup>25</sup>

Ende 1999 kommt als weitere Unternehmung ein eigener Club dazu, den er mit Partnern gründet und der von Anfang an erfolgreich läuft. Der Club wird 2004 in

---

24 Ein Resident DJ ist der feste DJ eines Clubs, meist durch eine vertragliche Bindung. Große Clubs haben einen oder mehrere Resident-DJs und laden zusätzlich weitere DJs ein, um ein vielfältiges und attraktives Programm zu bieten. Ein Resident-DJ ist jedoch in der Regel nicht exklusiv an den festen Club gebunden, er kann ebenfalls, in Absprache mit seinen Vertragspartnern, in anderen Clubs oder bei Veranstaltungen in der gleichen Stadt oder in anderen Städten auflegen. Die Resident-DJs prägen mit ihrem Stil, der Auswahl ihrer Musik, die musikalische Ausrichtung und die Reputation ihrer Hausclubs.

25 Hier lässt sich eine Parallele zur bildenden Kunst und dem Streit ziehen, ob der Künstler vom Betrachter verstanden werden soll. Zur Grobgliederung von Kunst in Funktionsbereiche (Kunst-, Unterhaltungs- und Backgroundfunktion) siehe auch Reinecke 1977, 25.

anderen Räumlichkeiten neu eröffnet, als der Mietvertrag für das erste Lokal ausläuft. Der Nachfolger ist jedoch weniger erfolgreich. Zu dieser Zeit wird das eigene Label wichtiger, das er 2002 mit fünf weiteren Techno-Musikern gründete. Martin schaut an dieser Stelle zurück; schon 1988 hatte er von einem eigenen Label geträumt und davon, darauf seine eigenen Produktionen zu veröffentlichen. Wieder zeigt sich das Gefühl leichten Bedauerns, sich nicht ganz auf eine Karriere als DJ eingelassen zu haben. Das Wort Traum fällt in Verbindung mit der Möglichkeit, eigene Produktionen zu veröffentlichen, nicht aber mit der Gründung der Clubs oder des Magazins. Diese Gewichtung wird deutlich, als er zugibt, mit der Magazingründung nach der Schule die vordergründig sicherere Variante einer Berufslaufbahn gewählt zu haben.

Das Musik-Magazin wächst ihm 2002 über den Kopf. Zur Zeit des Internet- und Medienhypes Ende der 1990er Jahre waren Inhalte und Anzeigenvolumen zunächst explodiert. Im Sog der Medienkrise nach der Jahrtausendwende bröckelte es auch bei seiner Zeitschrift erheblich an der Anzeigenfront, so dass er sich im Sommer 2004 entschließen musste, das Heft zu verkaufen, wollte er nicht hochverschuldet fünfzig Mitarbeiter entlassen. Martin berichtet, in welcher schlechter psychischer Verfassung er diese Phase durchlebt hat, und über den negativen Stress, der in einem psychosomatischen Stresssymptom kulminierte, dessen Folgen bis in die Gegenwart andauern. An der wiederholten Schilderung, wie groß er das Glück empfunden hat, genau an dem Punkt dabei gewesen zu sein, als sich zwei DJ-Kollegen entschieden, mit weiteren Partnern ein neues Label in Berlin zu gründen, lässt sich ablesen, wie hart diese Periode für ihn war. Er ist erleichtert, das Magazin hinter sich zu lassen und der bedrückenden Situation entfliehen zu können; so erklärt sich vielleicht auch das Fehlen einer abschließenden Bewertung über seine Jahre mit und für die Zeitschrift.

Als Mitglied des neuen Labels stellt sich für ihn ein großer persönlicher Erfolg ein: Seine eigenen Produktionen gefallen und verschaffen ihm internationale Bookings. Die fünfzehn Jahre, in denen er sich hauptsächlich mit Clubgründungen und dem Magazin beschäftigt hat, kommen ihm wie ein Umweg vor zwischen seinem Traum beim Verlassen der Schule, sich als DJ Geld zu verdienen, und der Situation jetzt, in der das Auflegen die wichtigste seiner Tätigkeiten zu sein scheint. Er reflektiert, dass er zuvor ohne eigene Produktionen nie ein richtiger Vollblut-DJ gewesen sei. Jetzt kommentiert er sein aktuelles Leben, der derzeitige Erfolg als DJ hätte nun eine andere Qualität, einen anderen Stellenwert. Wäre er sehr jung, würde er viel auflegen und „sich reich machen“ (Martin 9; 38), nun sind ihm Privatleben und Gesundheit wichtig. Martins dafür bewusst eingeräumte Freiräume, für die er seine Aufgaben im Label und die Frequenz seiner DJ-Abende kontrolliert und gegebenenfalls drosselt, gehen immer noch auf die anstrengende Zeit der Krise seines Magazins zurück. Gleichzeitig bekräftigt er seine ungebrochene Leidenschaft für das Auflegen als DJ mit der Bemerkung, dies sei einfach sein Leben und er würde wahrscheinlich am DJ-Pult sterben; nur der „Rock’ n Roll Way of Life“ wäre es nicht mehr. Diese Feststellung klingt wie eine unaufgeforderte Bilanzierung seines bisherigen Lebens. Martin ist achtunddreißig, sehr jung für eine Lebensbilanz. Jedoch erscheint er aufgrund seiner umfangreichen Erfahrung in der Musik und der Vielzahl seiner Unternehmungen bei der Rückschau auf sein intensives Leben in der Szene fast müde. Er ordnet sein Leben als fest in der Musik verortet ein, und es klingt sehr bestimmt, als hätte er bereits jetzt für sich seine lebenslange Standortbestimmung als selbstverständlich angenommen.

Am Beginn des Nachfragenteils geht es um den Zeitpunkt der bewussten Entscheidung für die Musik. Martin schwenkt zurück in seine Schulzeit, zum Besuch eines humanistischen Gymnasiums, an dem er die zwölfte Klasse zweimal gemacht hat. Er hat bereits als DJ gearbeitet und gibt zu, voll ins Nachtleben reingefallen zu sein mit vielen Partys und Drogen. Er steht jedoch nachträglich zu diesen Erlebnissen und betrachtet diese Phase aus einer jetzt etablierten Perspektive. Drogen haben in seinem Leben zeitweise eine wichtige Rolle gespielt, jedoch lässt sich an seinen Aktivitäten ablesen, dass er immer in der Lage war, als DJ zu arbeiten, engagiert ein Magazin oder einen Club zu leiten. Seine Projekte müssen ihm Halt gegeben haben, denn trotz zeitweise exzessiven Drogenkonsums ist er nicht vollkommen abgestürzt.

Aus der Schule wollte er in der Oberstufe nur raus und betont, dass er hier schon wusste, dass er das Abitur nie brauchen würde. Er gibt zu, Existenz- und Zukunftsängste gehabt zu haben, da er sich außer der Musik keinen konkreten Beruf oder einen Studiengang vorstellen konnte. Aus dem heutigen Blickwinkel interpretiert er die Ängste als Folge des gesellschaftlichen und elterlichen Drucks, einen Beruf zu erlernen, der ein potenziell sicheres Einkommen gewährt. Er lenkt ein, dass seine Mutter ihn immer unterstützt hat, unabhängig von der Art seiner Pläne. Für eine kurze Zeit hatte er an einer Privatschule eine Ausbildung als Tontechniker begonnen, musste aber einsehen, dass er „anscheinend da keine besonderen Gehirnkapazitäten mit auf den Weg bekommen habe“ (Martin 11; 12). Die Ausbildung bricht er ab und beginnt etwas später, mit einem Partner Partys zu veranstalten. Und an dieser Stelle betont er: Ja, die Entscheidung für die Musik war klar. Auf die Bemerkung der Interviewerin, er habe sich der Entscheidung nicht bewusst gestellt, antwortet er, er habe anderthalb Jahre nach Verlassen der Schule das Magazin gegründet und sich damit eindeutig entschieden. Die Aussage klingt glaubhaft, denn von hier an hat er immer mit und in der Musik gearbeitet und mit seiner Leidenschaft für die Musik, die Szene und die Partys seinen Lebensunterhalt verdient. Es stellt sich jedoch die Frage, ob er auch eine Karriere mit Musikbezug verfolgt hätte ohne Techno als beginnende starke Bewegung zu seiner Zeit.

#### 4.1.2 Gesamtbiographische Analyse: Prozessstrukturen und biographische Gesamtformung

Martins Leben beginnt in seiner Kindheit, entlang der Musik zu verlaufen mit den ersten Songs, die er im Radio hört, seinen Lieblingsbands und der großen Leidenschaft für den Tanz. Die Musik dominiert konsequent seine Stegreifbiographie, so dass die Erzähl- und Lebenslinien synchron und parallel zu seinen verschiedenen musikalischen Aktivitäten laufen. Martins Rede ist eine fast durchgängig undramatische Erzählung seines Lebens, durchbrochen von einigen szenischen Höhepunkten. Nur vereinzelt bilden argumentative Passagen seine gedankliche, die einzelnen Stationen begleitende und reflektierende Welt ab. Möglicherweise blendet er die Reflexion für das Gespräch bewusst aus, um private Inhalte für sich zu behalten. Genauso denkbar ist aber, dass er mit seinen Entscheidungen und Aktivitäten der Vergangenheit auch in der Gegenwart zufrieden ist, die Reflexion für sich abgeschlossen hat und Ereignisse und Entscheidungen nicht (mehr) in Frage stellt.

Die Analyse der Prozessstrukturen seines Lebenslaufs ergibt ein insgesamt positives Bild in Bezug auf ein selbstbestimmtes Arbeitsleben. Die institutionelle Kurve der Schulzeit endet bei Martin schon vor Verlassen der Schule, als er beginnt, mit Freun-

den zusammen Tanzwettbewerbe zu organisieren. Nach der Schule befreit er sich aus dem gewöhnlichen institutionellen Muster Schule, Ausbildung, Studium, Beruf. Er bricht eine Ausbildung ab und taucht in die Techno-Subkultur ab. Zunächst ist er planlos, legt nur als DJ auf. Mit der Gründung des eigenen Magazins als selbstbestimmte Initiative und als der für ihn sichere Weg beginnt sein Leben in der Handlungskurve. Wie beim Auflegen verbindet er auch bei der Herausgabe der Zeitschrift seine Leidenschaft für Musik mit dem Geldverdienen. Das Heft erscheint bald überregional. Es ist erstaunlich, dass er nicht ein einziges Mal erwähnt, wie viel Arbeit dahinter steckt. Einzig die Medienkrise zwingt ihn zur Aufgabe der Zeitschrift. Hier schlittert er einmalig in eine klassische Verlaufskurve. Das Glück, zu diesem Zeitpunkt auf seine heutigen Partner zu treffen und ein neues Label mitzugründen, helfen ihm, diese Verlaufskurve schnell zu verlassen und wieder in eine Handlungskurve einzumünden.

Die kurzzeitige Verlaufskurve bringt als Lebensereignis eine Wandlungsphase in Gang, die nachhaltig steuernd auf seine Handlungen wirkt (zum Auftreten und zur Wirkung von Lebensereignissen vgl. Hoerning 1987, 231ff.). Seine in dieser Zeit angeschlagene Gesundheit bringt ihn dazu, auf sich und seine körperliche und seelische Verfassung zu achten. Er legt heute Wert darauf, sich Freiräume von der Arbeit zu schaffen und mehr Zeit für sein Privatleben zu haben, welches zumindest in seiner Stegreifrede nicht vorgekommen ist. Beziehungen zu Freunden, Frauen und/oder Geschäftspartnern finden keine Erwähnung. Eine private Erzähllinie findet nur statt, wenn die Nennung einer Aktivität oder an einer Handlung beteiligten Person eine Schlüsselstellung einnahm wie zum Beispiel der Computerkauf des Vaters, der Martin zur Gründung des Musikmagazins inspirierte. Es ist einerseits möglich, dass er die Beziehungsebenen bewusst ausgespart hat, genauso jedoch, dass die Musik in seinem Leben unbewusst einen höheren Stellenwert einnimmt als Beziehungen. Die übliche Trennung zwischen Berufs- und Privatleben scheint aufgehoben. Wichtige persönliche Ereignisse, biographische Meilensteine, die er ausführlich und szenisch schildert, sind gleichzeitig musikalische Ereignisse.

Martin ist nach Ende der Schulzeit konsequent seinem Wunsch gefolgt, Musik in den Mittelpunkt seines Privat- und Arbeitslebens zu stellen. Die verschiedenen Aktivitäten in der Techno-Szene reihen sich nahtlos aneinander oder laufen parallel. Einige Passagen seiner Rede lassen vermuten, dass er gerne bereits zu einem früheren Zeitpunkt noch intensiver als DJ gearbeitet hätte. Begeisterung klingt in seiner Erzählung immer dann durch, wenn es direkt um die Musik und ihre Produktion oder das Auflegen geht.

Durch den großen Erfahrungsschatz und das dichte, vielseitige Leben in der Szene wirkt er reif und erfahren, jedoch, wie er betont, mit andauernder, ungebrochener Liebe und Leidenschaft zur elektronischen Musik. Selbst bei einem eventuellen Ende seiner augenblicklichen Engagements als Labelmitbesitzer und DJ lässt seine bisherige biographische Gesamtformung, immer wieder eigenständig neue Unternehmungen ins Leben zu rufen, darauf schließen, dass er sich innerhalb der Techno-Szene oder einem der Musik verwandten Bereich ein neues Tätigkeitsfeld eröffnet. Im gesamten Verlauf seiner Rede stehen die begeisterte Beschäftigung mit der Musik und die Verankerung in der Techno-Szene im Mittelpunkt seines Interesses und seines Lebens.

## 4.2 „Stefan“

Stefan wurde 1975 in Bosnien geboren, kam aber unmittelbar nach seiner Geburt nach Deutschland; seine Eltern lebten bereits dort, waren aber eigens zur Geburt des ersten Kindes noch einmal in ihr Heimatland gereist. Stefan lebt in einer norddeutschen Großstadt, in der er auch aufgewachsen ist. Er hat eine vier Jahre jüngere Schwester. Zur Zeit des Interviews befindet er sich auf dem bisherigen Höhepunkt seiner Karriere, die weiter nach oben weist. Zwar gehört er noch nicht zu den Großverdienern der Szene, er ist jedoch ein erfolgreicher Techno-DJ, der mehr und mehr international gebucht wird und dessen eigene Produktionen von arrivierten DJs gespielt und geremixt werden. Mit einem Partner und engen Freund betreibt er ein eigenes Label und veranstaltet eine regelmäßige und ebenfalls sehr erfolgreiche Party-Reihe in einem angesagten Club seiner Stadt. Dazu kommt eine Radio-Show auf Ibiza, einer der Feierhochburgen der internationalen Spitzen-Techno-Szene in der Sommersaison.<sup>26</sup> Für die Zukunft ist die Gründung eines neuen eigenen Clubs vorgesehen.

### 4.2.1 Strukturelle inhaltliche Beschreibung der Stegreifbiographie

Die Eingangsfrage des Interviews, der Erzählstimulus, enthält auch den Aspekt der Erstberührung mit Musik. Stefan schildert darauf, wie er im Alter von zehn Jahren seinen Cousin immer nach den neuesten Tapes aus einem Club gelöchert hat. Er geht jedoch nicht darauf ein, wie intensiv sein Musikhören in dieser Zeit war. Mit einem schnellen Schnitt springt er in die Pubertät, berichtet, wie er mit vierzehn begann, vom Taschengeld Platten zu kaufen, und vom ersten Plattenauflegen in einem Haus der Jugend. Fußball und Musik sind seine Hauptinteressen außerhalb der Schule. Mit sechzehn bewegt er sich vom Fußballspielen weg, das er früh, mit sechs Jahren, begonnen hatte. Fast beiläufig erwähnt er, dass ihm angeboten wurde, in der Jugendnationalmannschaft U 16 zu spielen, was er jedoch ablehnte. Als Kroatie hätte er lieber für die jugoslawische Auswahl gespielt. Er beschreibt sich selbst als zu dieser Zeit in einer schwierigen Phase, spricht wörtlich von einem großen Bruch. Auf einer Party wird ihm seine gesamte Plattensammlung geklaut, eine riesige Enttäuschung für ihn. Er hat das Interesse am Fußball verloren, und die Musik bekommt durch die gestohlenen Platten einen negativen Beigeschmack. Die Phase zwischen seinem siebzehnten und zweiundzwanzigsten Lebensjahr überspringt er, er bezeichnet sie als schwierige Zeit, die nichts mit dem Thema (Musik) zu tun habe. Die Erwähnung des Abrutschens auf die Straße erfolgt entsprechend knapp und undramatisch.

Mit zweiundzwanzig verliebt er sich zum ersten Mal, er zieht mit seiner Freundin zusammen. Der Beginn der Beziehung scheint das Ende der Straßenphase zu markieren. Man erfährt jedoch nichts über das Kennenlernen seiner Freundin und die Motivation für das Herausbewegen aus der Straßenzeit. Stefan kommt wieder mit Musik in Berührung. Er legt in einem Club auf, zunächst nur Chartmusik, aber er gibt dem Laden ein musikalisches Profil. Er rutscht in einen Freundeskreis hinein, in dem viel Musik gehört wird, diesmal Techno, und kauft wieder Schallplatten. Zeitgleich beginnt er ein Praktikum als Kameraassistent beim Film. Die Wochenenden verbringt er in dieser Phase zum Teil auf Techno-Raves; den dort üblichen Drogenkonsum

---

<sup>26</sup> "The tiny island is also known as the clubbing capital of the world, hosting the biggest and the best clubs on the planet" (D' Andrea 2007, 79).

umschreibt er als „was da passiert, wissen wir ja selber“ (Stefan 3; 52). Es beginnen vier Jahre im Filmgeschäft, in denen er erst als Beleuchter, dann als Kamerabühnenassistent und als Kamerabühnenmann arbeitet.

Er muss gut beschäftigt gewesen sein und beschreibt seine Situation selbst als: „hatte ziemlich Glück mit meiner Auftragslage“ (Stefan 3; 57). Nur sehr kurze Zeit arbeitet er in einem Angestelltenverhältnis, lernt zügig und macht sich bald als freier Kamerabühnenmann selbständig. Zwar ist diese Form der Selbständigkeit in der Filmszene üblich, die schnelle Selbständigkeit und die damit verbundene Übernahme von Verantwortung zieht sich jedoch durch sein Leben und wird sich in wesentlich größerem Umfang in seiner musikalischen Laufbahn als DJ und als Label- und Clubbetreiber fortsetzen. Mit zwei Freunden gründet er für kurze Zeit eine eigene Produktionsfirma und dreht Kurzfilme, die auf Arthouse-Festivals laufen. Parallel beginnt er wieder, Musik aufzulegen, zunächst auf Filmpartys. Zu diesem Zeitpunkt ist Stefan sechsundzwanzig. Er bekommt einen eigenen Abend als DJ in einer Szene-Bar einmal in der Woche. Der Abend läuft sehr gut. Relativ wenig spricht er in diesem Zusammenhang über die Art der Musik, die er hier auflegt, über bestimmte DJs oder Stilrichtungen. In der Bar lernt er Christian kennen, seinen Partner, mit dem zusammen er heute das Plattenlabel betreibt. Durch Christian kommt er erstmals mit Musikproduktion in Berührung. An dieser Stelle der Erzählung tritt ein Aspekt hervor, der im weiteren Verlauf der Schilderung seiner Biographie zunehmend an Bedeutung gewinnen wird: Beziehungen, Freundschaften, Gemeinschaft, Moral und Werte. Entsprechend ausführlich erinnert er sich an den Moment des Kennenlernens seines Freundes, spricht davon, dass es „gefunkt“ habe (Stefan 5; 5).

Er arbeitet noch beim Film, es wird aber deutlich, dass ihm die Arbeit zunehmend weniger Spaß macht, sogar nervt. Es stört ihn, am Set eine Unterhalterfunktion einnehmen. „Jede Figur am Set stellt irgendetwas dar“ (Stefan 5; 35). Er sieht sich lieber im Hintergrund. Musikalisch entwickelt er sich zu dieser Zeit in die Techno-Richtung. Gemeinsam mit Christian beginnt er, Partys zu veranstalten. Die Schilderung der langen Gästeliste, des herzlichen Empfangs der Gäste oder der Einzelheiten der Organisation nehmen an dieser Stelle mehr Raum ein als die Bemerkungen zur Musik, die dort gespielt wird. Vermehrt erhält er Anfragen, auch in anderen Clubs aufzulegen. Er betont, dass sein Wunsch größer wurde, selbst Musik zu machen, und dass er zu dieser Zeit sehr viel Musik hört.

Er lernt mehr und mehr Leute aus der Musikszene kennen, mit dem Auflegen läuft es immer besser, und auf den Partys, die er mit Christian veranstaltet, legen inzwischen bekannte DJs auf. Die Musik wird wichtiger, und er spricht über den für ihn sehr bewussten Moment der Entscheidung, den Film zugunsten der Musik aufzugeben. Großen Raum nimmt der Bericht über das In-die-Brüche-Gehen der Freundschaft zu einem anderen DJ ein, von dem er sich in dieser Zeit nicht freundschaftlich gestützt fühlt, der ihn in dieser schwierigen Entscheidungsphase nicht aufbaut und ihm sogar davon abrät, sich für die Musik zu entscheiden. Stefan erzählt ausführlich von dieser Freundschaft, man merkt, wie ihm das Erlebnis, die Enttäuschung über den fehlenden mentalen Aufbau durch den Freund zu schaffen macht. Stefan verknüpft einen wichtigen existenziellen Moment in seinem Leben – Film versus Musik – mit der Erinnerung an die Enttäuschung über einen sehr guten Freund. Erneut ruft er seine Gedanken bei seiner Entscheidung für die Musik zurück. Er spricht darüber, mit siebenundzwanzig noch einmal ganz neu angefangen zu haben, und über die Ängste,

welche die Ungewissheit begleiten. Er argumentiert für seine Entscheidung pro Musik über seine Maxime, grundsätzlich auf seine Bauchentscheidungen zu hören, und unter dem Aspekt, er könne immer zurück „auf den Bau“. Der Bau ist das Stichwort für den Beginn einer nochmaligen Rückblende in die Zeit nach der Schule, zwischen seinem sechzehnten und zweiundzwanzigsten Lebensjahr, über die er ursprünglich nicht sprechen wollte, die jetzt aber durch die Dynamik der Erzählpfade noch einmal zur Sprache kommt.

Nach dem Realschulabschluss, mit sechzehn, siebzehn, hing er zunächst auf der Straße herum, auch weil das Haus seiner Eltern immer voll war mit Verwandten und Freunden seiner Eltern aus Kroatien, die dem Bosnienkrieg entflohen waren. Um ihm eine Beschäftigung zu geben, holt ihn der Vater in seine Baufirma. Es zeigt sich, dass er am Anfang dieser Phase nicht ausschließlich seine Zeit auf der Straße verbracht, sondern auch sehr viel gearbeitet hat. Er hatte in der Baufirma eine verantwortungsvolle Position als Übersetzer und mit einer Vermittlungsfunktion zwischen Arbeitern aus Bosnien und deutschen Architekten. Er bemerkt, dass er etwas lernen wollte, aber die Arbeit war körperlich sehr hart. Nach zwei Jahren verliert er die Lust an der Tätigkeit auf dem Bau, um dann für ungefähr vier Jahre sehr viel Zeit auf der Straße zu verbringen. Das anfängliche (Ver-)Schweigen oder Nichterzählen seiner teils sehr engagierten Arbeit auf dem Bau kann ein Zeichen dafür sein, dass diese Periode innerlich bereits eng mit seiner Straßenszeit verknüpft ist, die er zwar nicht verdrängt, über die er jedoch ungern spricht. Vermutlich war er nach seinem Schulabschluss orientierungslos. Er hatte nicht mit einer Ausbildung angefangen und erkennt, dass er auch nicht auf dem Bau arbeiten möchte. Er hatte keine berufliche Perspektive, die ihn motivierte, und die spätere Arbeit beim Film noch nicht im Sinn.

In seiner Erzählung besinnt er sich wieder auf den Moment der Entscheidung für die Musik, argumentiert, dass ihm immer die Möglichkeit offen stünde, auf den Bau zurückzugehen. Dabei erinnert er sich, dass auch die Arbeit beim Film körperlich sehr anstrengend war und es sich nur nach außen toll angehört hat, z.B. Aufnahmeleiter zu sein, obwohl man eigentlich ein Packesel für schweres Equipment war. Bei den Filmarbeiten hatte er sich stark verheben und daraufhin Probleme mit dem Rücken. Er hat Angst, bei einem eventuellen Scheitern in der Musik möglicherweise mit Rückenschmerzen zurück auf den Bau zu müssen.

Hier beginnt er mit einem neuen Segment, in der sich sein Leben um die Gründung eines eigenen Clubs, das Auflegen und das Produzieren von Musik dreht. Fast alle Aktivitäten unternimmt er gemeinsam mit seinem Freund und Geschäftspartner. Im Verlauf eines detaillierten Berichtes über Kooperationen mit Produzenten und Labels fällt erneut eine Bemerkung über den Einfluss seiner Wertvorstellungen auch auf Entscheidungen für eine Zusammenarbeit mit einem bestimmten Label. Auch am Beginn seiner Karriere war er nicht bereit, eine Zusammenarbeit nur aus Imagegründen einzugehen. Er benutzt in seinen Schilderungen ab jetzt häufig die Wir-Perspektive („Wir haben Tracks angetestet“, Stefan 11; 1), mit der er sich auf die enge Zusammenarbeit mit Christian bezieht. Gemeinsam beschließen sie, ihren eigenen Club zu eröffnen. Und wie zuvor in der Baufirma seines Vaters und beim Film fällt die Entscheidung zur Selbständigkeit sehr schnell. Ebenso schnell scheinen auch die Zweifel bei der Entscheidung pro oder contra Musik überwunden.

Stefan betont immer wieder das Ziel, einen Club für Freunde zu machen, wenig Eintritt zu verlangen und Partys nach dem Do-it-yourself-Prinzip zu veranstalten,

ohne von anderen abhängig zu sein. Die ausführliche Schilderung aller Erlebnisse, die mit diesem Club verbunden sind, deutet auf ein intensives Erleben dieser Phase hin. Es gibt Schwierigkeiten mit der Konzession, und schließlich folgt die Aufgabe des Clubs auf Druck der Polizei. Es schließt sich für Stefan und Christian die Gründung eines Labels an. Auch in der Beschreibung von Aktionen im Umfeld des Plattenlabels setzt sich sein Werte-Muster fort (z.B. „ich bin halt' n sehr loyaler Typ“, Stefan 18; 23 oder „wir müssen uns probieren, uns treu zu bleiben, jetzt nicht auf Biegen und Brechen irgendwelche Kommerzkünstler einzuladen“, Stefan 19; 41).

Mit dem Label steht die Musik stärker im Mittelpunkt seiner Erzählungen, er erzählt von eigenen Produktionen, die stetig erfolgreicher werden und von bekannten DJs gespielt werden, der künstlerische Ritterschlag in der Szene. Seine Erzählungen sind häufig, jedoch in dieser Passage besonders stark durch seine Selbstreflexion gekennzeichnet. Er macht Bemerkungen über seinen Charakter, seine Prinzipien in Bezug auf die Musik und das, wofür man steht. In einem Kommentar über das Nachleben äußert er, dass er, abgesehen von seinen Freunden, mit den Leuten außerhalb der Partys nichts zu tun haben will. Die wenige Zeit möchte er mit seinen Freunden verbringen. Er ist zufrieden mit seinen bestehenden Freundschaften, die im Zentrum seiner Aufmerksamkeit und damit seines (Alltags-)Lebens stehen. So wird die Schilderung, dass seine eigenen Tracks erfolgreicher werden („So ging eigentlich alles Schlag auf Schlag“, Stefan 23; 18) begleitet von Gedanken, wie sein persönlicher Erfolg dem Label insgesamt zu Gute kommt. Wichtig ist der Gemeinschaftserfolg, das „Wir“. Von der Musik kann er jetzt leben und ist zufrieden, es geschafft zu haben. Jedoch, auch in der Phase des Erfolgs, ist er immer von einem Gefühl der Unsicherheit und Ungewissheit begleitet.

Stefan arbeitet viel und spricht davon, durch die vielen Engagements überfordert gewesen zu sein. In diesem Zusammenhang erwähnt er, dass er eine Freundin hat. Es gibt Probleme in der Beziehung, und er gibt zu, dass er der Beziehung aufgrund seines starken Engagements in der Musik nur schwer gerecht werden konnte (Stefan 27; 21). Diese Passage leitet er mit außergewöhnlich vielen „Äh“s und „Ähm“s ein, und sie dauert nur einige wenige Sätze. Möglich ist, dass er das Thema als zu privat für dieses Interview einstuft. Sehr schnell schwenkt er zu seinem Vater, der unheilbar an Lungenkrebs erkrankt ist. Auch dazu gibt es nur wenige Sätze und die Bemerkung, dass es gedauert hat, bis er diesen Schicksalsschlag verarbeiten konnte. Was fehlt, ist jedoch die Angabe, in welchem Rahmen er sich um seinen Vater gekümmert hat und wie er die Nachricht verarbeitet hat. Er bemerkt, er habe in seinem Leben schon viel Mist erlebt und wäre irgendwie an allem gewachsen (Stefan 27; 33). Von diesem „Mist“ ist in seiner Erzählung bisher nicht viel die Rede gewesen. Es ist wahrscheinlich, dass er sich damit vor allem noch einmal auf seine Jahre auf der Straße bezieht, die er ansonsten kategorisch ausspart.

Angesichts der Krankheit seines Vaters erscheint ihm die Club-Szene („Party-Huhaha“, Stefan 27; 46) surreal; er reflektiert wieder sich selbst dabei. Dabei kritisiert er das „Rumgejetze“ der DJs, welches das Auflegen in den Clubs begleitet. Jedoch betont er noch einmal den aktuellen, angenehmen Zustand, sich finanziell abgesichert zu fühlen, vor allem weil er immer seinem Herzen gefolgt ist. Offen sagt er, er sei nun angekommen, mit zweiunddreißig. Stefan sucht die finanzielle Sicherheit, möchte sich gerne eine Eigentumswohnung als Kapitalanlage kaufen und eine Familie gründen. Er ist stolz, es in der Musik auch ohne eine klassische Musikausbildung geschafft

zu haben und dass seine Harmoniestränge dennoch von ausgebildeten Musikern für richtig befunden werden. Er hat es erreicht, in seinem Bereich zu ihnen aufzuschließen, trotz eines familiären Hintergrunds, in dem ein Instrumentenspiel nicht gefördert wurde. So lässt sich auch sein großer Gefallen an der Do-it-yourself-Mentalität der Techno-Szene deuten: der Stolz, trotz einer vergleichsweise weniger privilegierten Situation als Einwandererkind in Deutschland etwas aufgebaut zu haben, unabhängig vom sozialen Hintergrund und Bildungstiteln.

#### 4.2.2 Gesamtbiographische Analyse: Prozessstrukturen und biographische Gesamtformung

„Die kulturpsychologischen Ansätze einer narrativen Psychologie (vgl. Bruner 1999, Straub 1998, Tschuggnall 1997) betrachten, wie die Akteure im Sprechen mit anderen Menschen ihre Identität im autobiographischen Prozess permanent herstellen, sich ihrer versichern“ (Rudlof 2003, 121). Stefans erzählte Autobiographie lebt in allen Phasen von Passagen starker Selbstreflexion, die stets ein Sich-Versichern der eigenen Identität in sich tragen, ein pausenloses argumentatives Kommentieren des eigenen Lebens. Dabei ist er unbewusst bestrebt, sich gegenüber der Interviewerin und sich selbst möglichst verständlich und als Persönlichkeit konturiert und stimmig darzustellen (vgl. Kaufmann 1999, 89).

Die für seine Hinwendung zur Musik relevanten Hauptstränge seines Lebens nach Verlassen der Schule lassen sich grob in vier Blöcke unterteilen: die Arbeit im Baugeschäft seines Vaters, die folgenden Jahre des Rumhängens auf der Straße, die Zeit beim Film und schließlich die vollkommene Ausrichtung seines Lebens auf die Musik: als DJ, Produzent, Partyveranstalter, Club- und Labelbesitzer. Stets ist die Schilderung dieser Stationen begleitet von Einschüben oder Bemerkungen, welche die fast familiären Beziehungen zu seinen Freunden, moralische Werte wie Loyalität, Integrität, Vertrauen und auch den Glauben an Gott thematisieren. Stefans bosnische Herkunft und der traditionell-starke Zusammenhalt der Balkan-Familien könnten ein unbewusstes Vorbild für ihn sein, in seinem Freundeskreis ähnlich starke Beziehungsbande aufzubauen. Denn obwohl er nicht plant, wieder in sein Herkunftsland zurückzugehen (Stefan 28; 11), hatte er als Jugendlicher abgelehnt, Fußball für die deutsche Jugendnationalmannschaft zu spielen; ein Hinweis auf eine weiterhin starke Bindung an seine nationale Herkunft.

Seine eigene Familie findet in der Stegreifrede nur marginale Beachtung; sein Vater wird lediglich in Verbindung mit dem Baugeschäft und seiner Krankheit erwähnt, von seiner Mutter spricht er erst im exmanenten Nachfragenteil im Zusammenhang mit seiner Geburt. Stefans enge Freunde lassen sich aufgrund der wiederholten Betonung der Wichtigkeit dieser Freundschaften durchaus als eine Form von Ersatzfamilie auslegen, die im Erwachsenenalter an die Stelle der Herkunftsfamilie tritt, jedoch in der Tradition des starken Zusammenhalts untereinander an diese anknüpft. Die Herkunft und die damit verbundene Erziehung kommen auch als möglicher Schlüssel für das starke Streben nach moralischem Handeln und Verhalten in Frage. In einer späteren Passage nimmt er Stellung zu seiner ihm bewussten Vorbildfunktion für jüngere Menschen und äußert deutlich, dass er aus Verantwortungsbewusstsein ihnen nicht das typische Drogenklischee vorleben kann. Die Schulzeit findet in Stefans Erzählung nicht statt, bis auf ein einziges Erlebnis mit einem Freund, das sich jedoch auf ein Geschehen außerhalb des Unterrichts bezog. Es bleibt im Dunkeln, ob er die Schulzeit

mochte und ob er ein guter, mittelmäßiger oder schlechter Schüler war. Er verlässt die Schule allerdings ohne eine Idee für eine Berufswahl und die entsprechende Ausbildung und lässt sich treiben, bis der Vater ihn in sein Baugeschäft holt.

Mit Ausnahme der Zeit auf der Straße, von der unbekannt bleibt, ob und wie er Geld verdient hat, zieht sich die Selbständigkeit durch alle Phasen seiner beruflichen Laufbahn. Ob auf dem Bau, beim Film oder in der Musik arbeitet er mit Engagement, hat Erfolg, befreit sich aus fremdbestimmten Angestelltenverhältnissen und macht sich selbständig, ob allein (Bau, Film) oder mit Freunden (Musik). Zum professionellen DJ wird er fast zufällig durch zunächst sporadisches Auflegen auf Partys und Clubs.

Die Anteile in seiner Erzählung, die sich ausschließlich auf die Produktion von Musik und die besondere Beziehung zur Musik beziehen, sind hoch, treten in der Wahrnehmung seiner Erzählungen erstaunlicherweise jedoch hinter den detailreichen Passagen zu unternehmerisch-organisatorischen Aspekten in Verbindung mit Party-Veranstaltungen und Label-Aktivitäten zurück. Dieser Eindruck kann täuschen, da sich bei Stefan sehr schnell das mit Freunden gemeinsame Veranstellen von Partys und die Gründung des Clubs mit dem DJ-Auflegen überlappten. Dennoch, er spricht nicht von einer substantiellen Bedeutung der Musik für sein Leben oder dass er ohne sie nicht leben könne. Vielleicht fehlt diese Betonung, weil ihm die zentrale Position der Musik als selbstverständlich erscheint. Dieser Punkt bleibt ungeklärt.

Auffällig ist die häufige Verwendung einer „Uns“- beziehungsweise „Wir“-Perspektive, mit der Stefan sich von den anderen interviewten DJs deutlich unterscheidet und die überlegen lässt, ob in seinem Fall das DJ-en und damit eine Existenz als eigenständiger Künstler nicht vielmehr eine untergeordnete Rolle in seinem (Berufs-)Leben einnimmt.

Abgesehen von dem Umfeld, in dem er arbeitet, ist die Ausrichtung seines Lebens an traditionellen Werten fast als konventionell zu bezeichnen. Er verspürt mit dreiunddreißig den Wunsch, eine Familie zu gründen, denkt an den Kauf einer Eigentumswohnung als sichere Wertanlage und würde statt in Clubs aufzulegen und viel herumzureisen lieber ausschließlich im Studio produzieren. Der Aspekt der finanziellen Sicherheit hat hohe Bedeutung für Stefan; das zeigt sich bei seiner schwierigen Entscheidung für die Musik, einer Branche, die immer mit Unsicherheiten und wechselnden Trends verbunden ist. Vermutlich ist dieses Bedürfnis nach Sicherheit auch an die unheilbare Krankheit seines Vaters geknüpft. Und dieser drohende, absehbare Verlust eines Elternteils, welches darüber hinaus für die finanzielle Stabilität der Familie gesorgt hat, kann ein möglicher Auslöser oder Verstärker der Ängste vor einer instabilen, nicht kalkulierbaren beruflichen Karriere sein, deren Erfolg nicht nur vom eigenen Engagement sondern auch von den Moden auf dem Musikmarkt abhängt. Stefan ist die Entscheidung schwer gefallen, sich ganz dem unsicheren Musikgeschäft zu widmen, wie sich aus dem sehr hohen argumentativen Anteil dieses Segments ablesen lässt. Den Entschluss, sich gegen die so wichtige, möglicherweise in der Erziehung vermittelte Sicherheit zu entscheiden, legitimiert er vor sich selbst über einen selbst auferlegten Wertmaßstab, auf sein Bauchgefühl zu hören und immer hundert Prozent hinter einer Entscheidung zu stehen.

In Stefans Leben wechseln sich unterschiedliche Prozessstrukturen ab; nach dem institutionellen Schulbesuch strudelt er konzeptlos in eine Verlaufskurve, beginnt sich auf der Straße herumzutreiben, wird von seinem Vater eingestellt, fängt sich und wird

selbständig in der Baubranche. Es gefällt ihm nicht auf dem Bau, die Perspektive fehlt, er rutscht wieder auf die Straße ab. Mit zweiundzwanzig fängt er sich erneut, hier findet ein Wandel statt. Er hat eine Freundin und beginnt sich im Filmgeschäft niederzulassen aus eigenem Antrieb. Über den Grund des Wandels ist nichts bekannt, ab diesem Zeitpunkt verläuft sein Leben in einer Handlungskurve. Ab jetzt wählt er seine berufliche Umgebung gezielt, zunächst den Film, später die Musik, trifft seine Entscheidungen sehr bewusst und immer auch im Hinblick auf seine Wertvorstellungen, an die er sich streng hält. Die ihn umgebenden Menschen nehmen einen zentralen Platz in seinem erinnerten und aktuellen Leben ein. Es liegt eine tatsächliche Übereinstimmung vor zwischen seinem Handeln und seinen nachträglich seine Entscheidungen begründenden Argumentationen und Kommentaren, die plausibel und authentisch erscheinen.

Seine gesamtbiographische Erzählung ist gekennzeichnet durch das Streben, etwas Eigenes aufzubauen und dabei stets die Bodenhaftung zu behalten. Er hat es nur mit einem Realschulabschluss ohne einen erlernten Beruf und auch ohne eine musikalische Grundausbildung in der Jugend geschafft, sich sein berufliches Wunschumfeld selbst zu suchen, zu gestalten und davon zu leben. Bis auf das eigentliche Produzieren von Musik oder die Gründung eigener Clubs schätzt er die Verwobenheit mit der Techno-Szene und den „Party-Menschen“ nicht, und es entspricht nicht seinem Wunsch, noch lange als DJ in den Clubs aufzulegen. Das, was in seiner Biographie nicht deutlich wird, ist eine unbedingte Hingabe an die Musik im Sinn eines Künstlers, der sein ganzes Leben buchstäblich in beziehungsweise mit der Musik verbracht hat. Die Erzähllinie Musik, das heißt die Anteile, die sich nur auf die Musik, die Begeisterung dafür, das Auflegen und den Prozess der Produktion oder Komposition konzentrieren, konkurriert stark mit anderen Erzähllinien wie Club- oder Label-Organisation. Musik erlangt ihre Bedeutung für ihn im sozialen Kontext. Diese Erzähllinien sind zwar mit der Musik verwandt, berühren aber viel eher eine organisatorische denn künstlerische Seite. Vielmehr, und das ist keine Bewertung, erscheint Stefan als überdurchschnittlich großer Musikliebhaber, der es geschafft hat, eines seiner Hobbys wie Fußball oder Film, zum Beruf zu machen im Kreis der Gemeinschaft seiner besten Freunde.

## 5. Biographische Verläufe und Techno-Szene

Das vorige Kapitel präsentiert zwei von vier Techno-DJs meiner Untersuchung mit unterschiedlichen Biographien, aber einem zum Zeitpunkt der Interviews weitgehend homogenen Lebensstil. Ihre Lebensläufe sind verknüpft mit einer Szene, die sich durch die Besonderheiten einer DJ-Kultur, eigene Clubs und Labels, und eine ausdauernde Feier-Kultur von den herkömmlichen Musikszenen wie der Klassik oder dem Rock unterscheidet.

Mittels des Verfahrens der kontrastiven Vergleiche (vgl. Schütze 1983, 287) war es in der Gesamtuntersuchung, möglich, unter Einbeziehung der weiteren, hier aus Platzgründen ausgesparten Interviews das Verhältnis zwischen den Individualbiographien der vier DJs und der Techno-Szene zu ermitteln und jeweils Form und Bedeutung des Einflusses der Szene auf die Einzelpersönlichkeiten und deren Entwicklung zu bestimmen. Als zentrale Untersuchungskategorien (vgl. Kelle/Kluge 1999, 89) wurden der familiäre Hintergrund, die Verankerung der Musik in der Biographie vor

Eintritt in die Techno-Szene, der Zeitpunkt und die Form des Hineingelagens sowie die Art und Weise der aktuellen Lebensführung bestimmt. Am Ende der Vergleiche stand die Absicht, aus den biographischen Verläufen der DJs Unterschiede, Ähnlichkeiten und Zusammenhänge herauszufiltern (vgl. Kelle/Kluge 1999, 101) mit dem Ziel, daraus Aussagen über Szene induzierte biographische Prozesse abzuleiten und sich anhand der herausgefundenen Einzelfall übergreifenden Strukturen (vgl. Kelle/Kluge 1999, 76) bzw. „Faktoren und Wirkkräfte“ (Gerhardt 1991, 22) der Herausbildung eines allgemeinen Typus Techno-DJ theoretisch zu nähern (vgl. Schütze 1983, 288). Für eine definitive gesamttypologische Bestimmung, also eine „Identifizierung der Bandbreite aller möglichen Varianten eines sozialen Phänomens oder Zusammenhang zwischen sozialen Phänomenen“ (Küsters 2006, 169, s.a. Gerhardt 1986, 91) ist indes die Zahl der durchgeführten Interviews zu gering. Im Folgenden werden Ergebnisse der Gesamtuntersuchung wiedergegeben, wobei im Bedarfsfall Informationen aus den hier nicht vorgestellten Biographien von Axel und Tom gegeben werden.

Die Gegenüberstellung<sup>27</sup> zeigt für alle interviewten DJs eine sehr ähnliche Lebensführung, ein Beleg für einen offensichtlich starken Effekt der Mechanismen der Lebenswelt ‚Techno‘ auf den jeweiligen biographischen Verlauf. Vor Szeneintritt einte alle vier eine frühe Vorliebe für Musik und ein grundsätzliches Interesse an künstlerisch-kreativen Bereichen wie Tanz, Film, Literatur und Grafik. Davon abgesehen verliefen ihre Biographien heterogen. Ungeachtet des jeweiligen familiären, gesellschaftlichen oder persönlichen Hintergrunds wirken die szeneeigenen Strukturen Biographie vereinheitlichend. Diese Homogenisierung lässt sich als Elementarkategorie der verlaufenen biographisch-sozialen Prozesse identifizieren (vgl. Schütze 1983, 288).

Wie ein Regelsystem bestimmt die Techno-Szene den Lebensrhythmus eines DJs, die Schauplätze, an denen er sich aufhält, und die Menschen, mit denen er sich umgibt. Für einen DJ ist es kaum möglich, seine Musik nur über Studioproduktionen zu vertreiben; er muss in die Clubs. Dabei erzeugt der Rhythmus des nächtlichen Auflegens an Wochenenden eine Teilseparation vom externen Szeneleben, erschwert Freundschaften oder Partnerschaften zu Menschen, die ihre Freizeit an den Wochenenden genießen, und bindet ihn stärker an einen Personenkreis mit einem ähnlichen Lebensrhythmus. Ein Unterschied zwischen Berufs- und Privatleben scheint kaum vorhanden, zumindest gibt es in den Interviews kaum eine Trennung zwischen beiden Sphären. Die häufigen Reisen in andere Städte, Länder oder Kontinente fördert die Abgetrenntheit der DJs von einem Techno fernen Alltag zusätzlich. Die Techno-Szene legt darüber hinaus auch die Anforderungen fest, die ein DJ erfüllen muss, um mit seiner Arbeit erfolgreich zu sein: eigene Produktionen, ein eigenes Label oder die Anbindung an ein Label und eine Booking Agentur. Die Szenestrukturen sind zwar äußerlich nicht vergleichbar mit den traditionellen, fest verankerten Rahmenbedingungen wie zum Beispiel denen der bildenden Kunst.<sup>28</sup> Dennoch haben sich auch hier längst Gesetzmäßigkeiten herausgebildet, die das DJ-Leben steuern. Und so erscheint

27 Die ausführliche Gegenüberstellung der Interviewpartner in Form des minimalen (Martin und Axel) und maximalen (Martin und Stefan) Kontrasts kann in der Langfassung dieses Aufsatzes eingesehen werden.

28 Kunstkritik, Museen, Galeristen oder Kunsthochschulen bilden einen fast übermächtigen und ausdifferenzierten Nebenblock, der die Künstler beobachtet, bewertet oder ausbildet.

die bei allen vier zuvor analysierten Biographien ermittelte Handlungskurve als dominierende Prozessstruktur fast wie eine unbedingt zu erfüllende Aufgabe oder vielmehr wie das institutionelle Ablaufmuster einer quasi-Institution ‚Techno‘ (vgl. Schütze 1983, 288). Denn ungeachtet aller biographischen, charakterlichen und persönlichen Unterschiede der einzelnen DJs verlangt die Szene als Grundvoraussetzung für einen erfolgreichen Verbleib Autodidaktentum, Kreativität und Eigeninitiative: um selbst zu produzieren, eigene Labels oder Clubs zu gründen.

Die untersuchten Biographien belegen, dass weder eine besondere Schul- oder Berufsausbildung noch ein Musikstudium notwendig sind, um als DJ oder mit Seitenunternehmungen erfolgreich zu sein. Die Do-it-yourself-Mentalität der Techno-Szene, insbesondere mit kleinen Unternehmungen ohne viel Personal arbeiten zu können, ermöglicht trotz kaufmännischem Bildungsmanko die Freiheit, Projekte nach dem eigenen Geschmack durchzuführen. Keiner der vier DJs verfügt über eine abgeschlossene Ausbildung oder ein Studium. Direkt nach Schulabschluss erschienen ihnen die üblichen Bildungskonzepte weder passend noch attraktiv, dennoch begonnene Ausbildungen und Studiengänge wurden nicht zu Ende geführt. Für drei von ihnen fiel die Zeit ihres Schulabschlusses zudem mit dem Aufkommen von Techno zusammen. Der Sog der neuen Musik, aber auch der Reiz der Techno-Bewegung an sich war stark genug, ihre Lebensführung ausschließlich mit diesen Inhalten zu füllen, abseits der klassischen Abfolge Schule, Ausbildung/Studium, Beruf.

Trotz der inzwischen vorhandenen strukturellen Vorgaben wirkt die Szene nach außen nach wie vor wenig gelenkt und begünstigt durch diese Offenheit das Hineingelangen neuer Mitglieder. Die freie Zugänglichkeit gilt besonders auch für die Herstellung der Musik. Stefan beweist, dass es nicht notwendig ist, eine musikalische Grundausbildung zu besitzen und ein Instrument zu beherrschen. Martin hat als Kind Klavier gespielt, genau wie Axel und Tom. Tom geht in seiner Aussage soweit, dass er, im Hinblick auf festgezurrte Konventionen der klassischen Schule, zum Beispiel beim Jazz, seine Kenntnisse manchmal sogar als hinderlich und kompositorisch einschränkend empfindet. Axel dagegen schätzt seine musikalische Ausbildung als wichtige Grundlage für das Arrangement von Techno-Tracks, die wie Stücke in der klassischen Komposition eine Entwicklung und ein schlüssiges Ende benötigen. Dennoch bekunden alle, dass der Erfolg als DJ mit eigenen Produktionen nicht an die Voraussetzung gebunden ist, ein Instrument zu beherrschen. Techno ist folglich offen auch für jene, denen eine Förderung des Musizierens durch das Elternhaus verwehrt war. Insbesondere im Bereich der klassischen Musik ist die frühe Unterstützung durch intensiven Musikunterricht eine Grundvoraussetzung für einen späteren Erfolg als professioneller Musiker. DJ-ing und die Herstellung von Techno ermöglicht dagegen einen vergleichsweise klassenlosen Zugang, der zusätzlich erleichtert wird durch die immer günstiger werdende Musikproduktions-Software. Diese These verlangt letztlich nach einer statistischen Unterfütterung, jedoch können für die aktuell erfolgreichen DJs zweifellos eine Herkunft aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten und unterschiedliche Bildungsabschlüsse und Berufsausbildungen wie zum Beispiel Friseur oder Elektriker festgestellt werden<sup>29</sup>.

---

29 Der DJ Steve Bug ist gelernter Friseur; Superpitcher (Aksel Schaufler) hat eine Lehre als Elektriker absolviert. Die Aussage stützt sich auf die Recherchen für diese Arbeit, in der unzählige Kurzbiographien von DJs im Internet oder in Print-Musikmagazinen ausgewertet wurden. Selbst abzüglich des Wahrheitsunsicherheitsfaktors des dort Gelesenen ergibt sich immer noch das Bild des einfachen Sze-

Bei allen interviewten DJs war seit der Kinderzeit ein große Liebe, Faszination oder sogar Hingabe zur Musik vorhanden. Der Auslöser jedoch, sich als Erwachsene in die Techno-Szene hineinziehen zu lassen, war bei Martin ebenso wie bei Axel und Tom die neue elektronische Musik Ende der 1980er Jahre. Die Faszination für den neuen Sound – hart, laut und monoton – war gewaltig und hatte eine magnetische Wirkung. Insbesondere das schnelle, „krasse“ (Tom 4; 1) Acid House wirkte wie ein „Kick“ (ebd.), man fühlte sich „angefixt“ (Axel 6; 7). Immer noch sind ihre Erinnerungen an diese Zeit stark und verknüpft mit der Faszination für bestimmte Clubs, die Menschen dort und vor allem die Musik, die dort gespielt wurde. Techno platzte bei ihnen dazu in die berufliche und persönliche Orientierungsphase nach Verlassen der Schule und bot einen inhaltlichen und sozialen Bezugspunkt. Bei Stefans Techno-Einstieg hat dieser Anfangssog gefehlt, weder Musik noch Szene waren neu. Dennoch hat auch er mit Mitte zwanzig das Risiko auf sich genommen, in einem Bereich zu arbeiten, bei dem sich die Dauerhaftigkeit der Perspektive nicht erahnen lässt.

Was macht die Szene, diese nach außen so „fremde und seltsame Welt“ (Hitler/Pfadenhauer 1998, 75) so attraktiv für den Einzelnen, dass sie nach und nach als biographisches Steuerungsmoment wirkt? Da ist zunächst die starke empfindungsauslösende Wirkung, die von der elektronischen Musik ausgeht, besonders in der Kombination mit dem verführerischen Abtauchen in das Nachtleben als eine „besondere(n) Sub-Sinnwelt“ (ebd.). Der Musikpsychologe Möller forschte zur Wirkung von Musik und kam zu dem Ergebnis, dass musikalische Phänomene die Funktionen des vegetativen Systems wie Atem- und Pulsfrequenz, Blutdruck oder Muskeltonus beeinflussen und in Korrelation mit psychischen Abläufen unter anderem Veränderungen der Bewusstseinsshelligkeit auslösen können (Möller 1971, 55). Experimente hatten gezeigt, dass die stärksten affektiven Reaktionen von stark rhythmusbetonter Musik ausgehen (ebda, 54), was auf Techno zweifelsfrei zutrifft. In einem Kontext außerhalb der Musik, bei der Untersuchung industrieller Arbeitsprozesse, bemerkte Hendrik de Man sowohl hypnotische als auch ästhetische, vom Rhythmus ausgehende Effekte. Die hypnotische Wirkung senkt die Bewusstseinshemmungen bei gleichzeitiger Anregung von Gefühlsassoziationen und triebhaft-spontanen Willensvorstellungen. Die Hypnose kulminiert dann als ästhetische Wirkung des Rhythmus in einer gesteigerten Empfänglichkeit für lustvolle Gefühlssuggestionen, die sich positiv auf den Arbeitsprozess auswirken (de Mann 1930, 41ff.). Mechthild von Schoenebeck stellte eine Übertragbarkeit dieser Ergebnisse auf den musikalischen Rhythmus fest (von Schoenebeck 1987, 315).

Neben dieser direkt auf die Musik zurückzuführenden Anziehungskraft ist es vor allem die Möglichkeit des freien Arbeitens, die Techno gewährt. Erstens, was die technischen Möglichkeiten und die genrevermischende Bandbreite bei der Erstellung der Musik betrifft. Der zweite, fast ebenso wichtige Grund, langfristig innerhalb dieser Subkultur zu verweilen, ist die schnelle Etablierung eigener Unternehmungen. Als weiterer Faktor wirkt die soziale Komponente, Teil eines sowohl lokalen als auch weltweiten DJ-, Club- Label- und Feiernetzwerkes innerhalb der Szenestrukturen zu sein.

---

nezugangs bzw. der starken Sogwirkung von Musik und Szene auf Träger unterschiedlichster Biographien.

Trotz ihrer starken Verschmelzung mit der Szene konnte bei den interviewten DJs keine Substitution ihrer Individualbiographien durch das DJ-Leben festgestellt werden. Keiner von ihnen hat sein Leben vor dem Szeneeintritt abgewertet zugunsten einer unverhältnismäßigen Höherbewertung des jetzigen (vgl. Küsters 2006, 170). Es gab keinen Versuch, eine gescheiterte oder abgelehnte wirkliche Biographie durch eine andere, konstruierte zu ersetzen oder diese zugunsten einer „Kollektivbewegung Techno“ aufzugeben, wie es die Soziologin Ruth Wagner bei den Aktivisten der Jugendzentrumsbewegung<sup>30</sup> in den siebziger Jahren feststellte (Wagner 2003). Die Szene bietet einen inhaltlichen, sozialen und wirtschaftlichen Bezugs- und Orientierungsrahmen, ist jedoch frei von ideologischer Verklärung und lässt sich nicht als Kollektivverbindung charakterisieren. Lediglich in den Techno-Anfangstagen existierte ein euphorisches Gefühl einer idealisierten Zusammengehörigkeit. Treffender ist heute der Begriff einer lockeren Gemeinschaft, deren Mitglieder räumlich voneinander getrennt leben und sporadisch zu bestimmten Anlässen zusammenkommen, in Clubs, bei großen Festivals oder Messen für elektronische Musik.<sup>31</sup> So stellt sich die Szene inzwischen insgesamt und insbesondere bei den DJs als deren Protagonisten zunächst als eine Zusammensetzung von (musikalischen) Einzelgängern dar, denn ein DJ ist in erster Linie Solist: bei seiner Arbeit im Studio, in der DJ-Kanzel und auf seinen Reisen von Club zu Club. Das Gefühl der Integration in eine Gemeinschaft erhalten DJs in ihrem direkten Umfeld. Die Interviews ergaben, dass sie sich meistens in einem kleineren Kreis aus engen, hauptsächlich ebenfalls muskschaffenden Bezugspersonen bewegen. Ähnlich einer Künstlergruppe schafft die Zugehörigkeit zu diesem Kreis gleichzeitig ein „Gemeinschaftsgefühl sowie Distanz gegenüber den bestehenden Verhältnissen der Gesellschaft“ (Herrmann 1971, 51).

Trotz der sich bei DJs und Clubgästen nach oben verschiebenden Altersstruktur in den Techno-Clubs der Großstädte ist es leicht abzusehen, dass es für die Tätigkeit als DJ aus körperlichen Gesichtspunkten eine natürliche Altersgrenze gibt. Irgendwann wird der Zeitpunkt kommen, das Auflegen einzuschränken und allmählich ganz auslaufen zu lassen. Und möglicherweise entwickeln sich die Biographien und die Lebensstile dann wieder heterogener und differenzierter. Bis dahin bietet der Status eines vollprofessionellen Techno-DJs eine Art der Lebensführung, die es ermöglicht, innerhalb der bestehenden Strukturen dieser Subkultur, jedoch jenseits bestehender gesellschaftlicher und musikalischer Konventionen das Leben zu gestalten.

## 6. Inhaltliche und methodische Reflexionen

Nach Fritz Schütze befindet sich der Autobiograph während seiner Stegreifrede am „Nullpunkt seines interessenmäßigen Relevanzsystems zur Motivation von Handlungen auf der einen Seite und zur Einschätzung von Ereignissen für die Gesamtereigniskonstellation und die eigenen Handlungsabsichten auf der anderen Seite“ (Schütze 1982, 577). Unter dem Einfluss der Zugzwangmechanismen der Gestaltschließung, Detaillierung und Kondensierung ergibt sich ein aktueller autobiographischer Status.

---

30 In den siebziger Jahren forderte die Jugendzentrumsbewegung in vielen Städten und Gemeinden selbstverwaltete Jugendzentren und Jugendhäuser, um sich eigene Treffpunkte ohne Kontrolle durch Institutionen und die Elterngeneration zu schaffen. Die Bewegung wird heute unter dem Begriff ‚Neue Soziale Bewegungen‘ klassifiziert. (Andersen/Woyke 2003).

31 Zum Beispiel das Sonar-Festival in Barcelona.

Methodenkritiker unterstellen eine hohe Gefahr des nachträglichen Umdeutens, des Weglassens oder Erfindens biographischer Begebenheiten (Vgl. Böttger 1995, 11 und Bude 1995). Schütze geht jedoch statt von einer Neukonstruktion von einem Wiedererleben der eigenen Vergangenheit aus, bei der die Erlebnisse unbewusst und ihrer Intensität und Bedeutung für das Leben der Biographen wiedergegeben werden (Schütze 1984,78). Im Gegensatz zu den Thesen einer bewussten oder unbewussten Verschleierung einzelner Lebenspassagen (vgl. Böttger 1995, 11) sprechen die Ergebnisse der hier geführten DJ-Interviews für Schützes Theorie. Schwierige Lebensperioden und innere Konflikte wurden von den Biographen ohne Ausnahme thematisiert und zum Teil ausführlich reflektiert.

Überraschend an den Analyseergebnissen der Stegreifbiographien war weniger die Homogenisierung ihrer Lebensstile bei Eintritt in die Szene als vielmehr das weitgehende Aussparen eines beziehungs geschichtlichen Bezugsrahmens außerhalb Techno. In den Erzählungen von Martin, Axel und Tom werden Eltern, Freunde oder befreundete Musiker kaum genannt, noch weniger wird über die Qualität dieser Beziehungen ausgesagt. Axel z.B. lebt in einer Partnerschaft, er wohnt mit seiner Freundin zusammen. Auch diese Beziehung findet, etwa als Bemerkung über die Dauer oder den Moment des Kennenlernens, keinen Niederschlag in seiner biographischen Stegreifrede. Das Aussparen des Beziehungsteils in den Interviews ist also kein sicheres Indiz für das Fehlen eines Privatlebens. Es kann jedoch, gemäß der Deckung von Erfahrungs- und Erzählstrom (vgl. Schütze 1984, 78) ein Zeichen sein, dass der persönliche Fokus immer auf der Musik lag und liegt und sich Privates unbewusst dabei unterordnet. Es ist die Musik, die sich vor allem bei Martin und Axel, die mit der Szene am stärksten verschmolzen sind, als alleinige in allen Erzählsegmenten an die erste Stelle drängt. Sowohl Beziehungen als auch der Lauf durch die Institutionen wie Schule, Wehrdienst oder Universität werden nur wenn notwendig für den Zusammenhang oder auf gezielte Nachfrage genannt. Stefan ist erst als Erwachsener in die Szene gestoßen ist und hat davor bereits Erfahrungen in zwei anderen „Szenen“ gesammelt: im Baugewerbe und beim Film. Er spricht als Einziger über Freundschaften und ihre Bedeutung und thematisiert ebenfalls als Einziger von sich aus Beziehungen zu Frauen, mit denen er, als Eckpfeiler in seiner Erinnerung, eine bestimmte Phase seines Lebens verbindet. Damit unterscheidet er sich von allen anderen interviewten DJs, deren Erinnerung sich durchgängig an direkt mit der Musik verknüpften Ereignissen orientiert.

Wie wäre es, wenn die Frage nach ihrer Biographie den musikalischen Fokus nicht enthalten hätte? Wären die musikalischen Anteile ebenso dominant? Laut Schütze funktioniert das narrative Interview, wie erwähnt, über die Erzählung des eigenen Lebens, so wie es erinnert wird. Demnach müssen subjektiv erlebte Großereignisse, Entscheidungsklippen, schwierige Lebenssituationen, die nicht direkt die Musik betreffen, auch bei einer hauptsächlich Betrachtung des DJ-Werdegangs zwangsläufig erwähnt werden, denn sie beeinflussen dieses Leben ebenso. Klären ließe sich dieser methodenrelevante Aspekt durch eine vergleichende Reihe narrativer DJ-Interviews ohne jegliche thematische Schwerpunktsetzung.

Das Forschen nach der Art und Weise des Zustandekommens autobiographischer Erinnerung sowohl in schriftlich-literarischer als auch in mündlich-narrativer Form ist eine hochgradig interdisziplinäre Aufgabe. Dabei wird die Gedächtnisfunktion analysiert, mit den möglichen Situationen und Sensationen eines Menschenlebens in Zu-

sammenhang gebracht und geprüft, welche Faktoren die Erinnerung an das eigene gelebte Leben beeinflussen und wie die Erinnerungen strukturiert sind. Aus diesen Studien resultiert unter anderem eine hierarchisierende Einteilung von Erinnerung (Gisbert 2001). Es wird versucht, das Phänomen autobiographischer Erinnerung zu systematisieren. Am Ende steht immer ein Zusammenspiel der Funktion (des Organs Hirn/Gedächtnis) und des Inhalts (der inhaltlichen Struktur der Erinnerungen nebst der Einflüsse auf diese). Nach welchen Kriterien wird biographische Wahrheit demnach bemessen bzw. wer legt fest, wie eine solche Wahrheit aussieht, was eine authentische Biographie ist? Abgesehen von den neuronalen Erinnerungsmechanismen gibt es eine derartig hohe Zahl an miteinander verwobenen Einflussgrößen, welche die Art und Weise der biographischen Erinnerung steuern, dass weder eine präzise wissenschaftliche Erfassbarkeit ihrer Mechanismen möglich erscheint, noch, gemäß dem konstruktivistischen Ansatz, eine Wiedergabe dessen, was sich tatsächlich zugezogen hat (z.B. Bruner 1994, 53). In einem Brief an Arnold Zweig stellte Freud fest: „Die biographische Wahrheit ist nicht zu haben“ (Freud 1960, 423). Auch die Sozio-Linguistin Bärbel Treichel empfiehlt, die Unterstellung einer „objektiv wahren Gegebenheit“ aufzugeben (Treichel 1996, 15ff. mit Verweis auf Iser 1991) und – ähnlich Schütze (1984, 78) – statt einer gegebenen Geschichte eine erfahrene Geschichte anzunehmen (Treichel 1996, 15). Noch deutlicher wird Harald Welzer: Erinnerungen an Erlebnis und Geschichte, die in Interviews erzählt werden, seien nicht Erlebnis und Geschehnisse, wie sie in historischen Situationen gelebt und erlebt worden sind (Welzer 2000, 53f). Abgesehen von der spezifischen Kritik am Funktionieren der Schütze-Methode besteht also ohnehin grundsätzlicher Zweifel an möglicher autobiographischer Wahrhaftigkeit (in Stegreiferzählungen).

So liegt es nahe, vom gewollt streng-systematisierten Betrachten menschlicher Lebenswege abzuheben und biographisches Erzählen vielmehr zu nutzen als eine „in Kultur eingebettete und Kultur hervorbringende Diskursform“ (Treichel 1996, 25 mit Verweis auf Bruner 1999, 29). Schützes Methode zur Auswertung und Deutung biographischer Interviews erlaubt, Erzählungen frei und individuell laufen zu lassen und dennoch strukturiert auszuwerten. Trotz einer unbewussten Lenkung der Erzählung durch die Präsenz, den Status und die Persönlichkeit des Interviewers (vgl. Welzer 2000, 52) bleibt der Einfluss des Interviewers, der sich ohnehin auch in anderen Alltagssituationen kaum eliminieren lässt, beim narrativen Interview gering.<sup>32</sup> Auch vermeidet das Prinzip biographischer Narration ohne Zwischenfragen eine Verdrehung der Perspektive oder Veränderung der Bedeutungsgewichtung durch die Interviewer. Die Konzentration zunächst auf das Individuum und die Dynamik seines Lebens, sein individuelles Erleben von Gesellschaft und das Erleben von sich innerhalb der Gesellschaft erzeugen einen enormen Datenreichtum bei der Erhebung. Es geht dabei um Individualität, die, wenn sie erfasst und dokumentiert wird, unsere Kultur und unser Wissen über Gesellschaft bereichert, wie im Fall der DJs, die eine neuartige, zeitgenössische Ausprägung des Musikerdaseins darstellen, eingebettet in eine neue Subkultur ‚Techno‘. Im Fall der Erforschung einer sozialen Gruppe oder eines Kollektivs treten die singulären Identitätskonzepte nach und nach zurück zugunsten eines eindeutiger konturierteren Lebenskonzeptes der Gruppe und ihrer ge-

---

32 Siehe Welzers Vergleich asymmetrischer Interviewsituation mit Alltagssituationen wie Beichte, Mandanten- oder Therapeutengespräch. (Welzer 2000, 52)

sellschaftlichen Verwobenheit. Die unterschiedlichen Perspektiven innerhalb einer Gruppe zeigen gleichzeitig deren Vielfältigkeit und verdeutlichen deren innere Struktur.

Mit der Methode des narrativen Interviews nach Fritz Schütze ist es gelungen, sich nicht nur einem „Typus Techno-DJ“ theoretisch zu nähern und Kenntnis über seinen besonderen Lebensraum, seine Strukturen und Besonderheiten zu erlangen, sondern vor allem einen eindeutigen Bezug zwischen dem Eintritt der DJs in die Techno Szene und der anschließenden Vereinheitlichung ihrer Lebensführung herzustellen, welche eine weitgehende Homogenisierung ihrer Biographien nach sich zieht. Zusammengefasst lässt sich der „Gesamtypus deutscher Techno-DJ“ (vgl. Küsters 2006, 168) charakterisieren als eine (männliche) Persönlichkeit, die neben einer überdurchschnittlichen Musikbegeisterung als elementare Eigenschaften (vgl. Schütze 1983, 288) Kreativität, Eigeninitiative und Gestaltungswillen ihr eigen nennt. Diese sind gleichzeitig Grundlage und Voraussetzung für das beschriebene übliche autodidaktische Herangehen an Techno sowohl was das DJ-en, die Herstellung der Musik als auch die Einflussnahme auf das Szenegeschehen durch Labels, Clubs, Partys oder Magazine betrifft. Dieses Ergebnis steht am Ende als theoretisches Modell, mit dem sich vom individuellen Biographieträger „erfolgreicher Techno DJ“ auf den Lebenszyklus der Personengruppe „erfolgreiche Techno-DJs“ mit gemeinsamen sozialen Merkmalen innerhalb der Szene schließen lässt (vgl. Schütze 1983, 283).

#### LITERATUR

- Adorno, Theodor W (1968): Einleitung in die Musiksoziologie. Reinbek.
- Adorno, Theodor W. und Hans Eisler (1976): Komposition für den Film. In: Theodor W. Adorno: Gesammelte Schriften Band 15, Frankfurt 1976, 11.
- Andersen, Uwe und Wichard Woyke (Hg.) (2003): Handwörterbuch des politischen Systems der Bundesrepublik Deutschland.
- Anz, Philipp und Patrick Walder (1999): Techno. Reinbek.
- Baumann, Zygmunt (1995): Ansichten der Postmoderne. Hamburg/Berlin.
- Becker, Howard Saul (1982): Art Worlds. London, Berkeley, Los Angeles.
- Böttger, Andreas (1995): Biographien gewalttätiger Jugendlicher. Konzeption eines Forschungsprojekts. KFN-Forschungsberichte Nr. 40. Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen. Hannover.
- Bourdieu, Pierre (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt am Main (frz. 1997).
- Bruner, Jerome (1994): The “remembered” self. In: Ulric Neisser und Robyn Fivush (Hg.): The remembering self. Construction and Accuracy in the self-narrative. Cambridge, 41-54.
- Bruner, Jerome (1999): Self-Making and World-Making. Wie das Selbst und seine Welt autobiographisch hergestellt werden. In: Journal für Psychologie 7, 11-21.
- Bude, Heinz (1995): Der Sozialforscher als Narrationsanimateur. Kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Nr. 2., 310-326.
- Cohen, Phil (1997): Sub-Cultural Conflict and Working Class Community. Working Papers in Cultural Studies, No 2. University of Birmingham Centre for Cultural Studies 1972. Zitiert in in: Shepherd, John; Wicke, Peter: Music and Cultural Theory. London 1997, 29.
- Corsten, Michael (2001): Was hält Event-Szenen in Schwung. In: Ronald Hitzler und Michaela Pfadenhauer: Techno Soziologie. Erkundungen einer Jugendkultur. Opladen, 97-118.
- Dahlhaus, Carl (1984): Ist die Unterscheidung zwischen E- und U-Musik eine Fiktion? In: Ekkehard Jost (Hg.): Musik zwischen E und U. Mainz, 11-24

- D' Andrea, Anthony (2007): *Global Nomads. Techno and New Age as transnational counter-cultures in Ibiza and Goa*. Oxon, New York.
- Diaz-Bone, Rainer (2002): *Kulturwelt, Diskurs und Lebensstil. Eine diskurstheoretische Erweiterung der bourdieuschen Distinktionstheorie*. Opladen.
- Feige, Marcel (2000): *Deep in Techno. Die ganze Geschichte des Movements*. Berlin.
- Freud, Sigmund (1960): *Briefe 1873-1939*. Frankfurt am Main.
- Gebhardt, Winfried (2001): *Wagalaweia, bumm, bumm, bumm. Über einige strukturelle Affinitäten zwischen den Kulturszenen der Wagnerianer und der Technoiden*. In: Ronald Hitzler und Michaela Pfadenhauer: *Techno Soziologie. Erkundungen einer Jugendkultur*. Opladen, 85-96.
- Gerhardt, Uta (1986): *Patientenkarrieren. Eine medizinsoziologische Studie*. Frankfurt am Main.
- Gerhardt, Uta (1991): *Gesellschaft und Gesundheit. Begründung der Medizinsoziologie*. Frankfurt am Main.
- Gisbert, Kristin (2001): *Das autobiographische Gedächtnis in der psychologischen Biographieforschung*. In: *Bios. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 14. Jg., 26-36.
- Goetz, Rainald (1998): *Rave*. Frankfurt am Main.
- Herrmann, Rolf-Dieter (1971): *Der Künstler in der modernen Gesellschaft*. Frankfurt am Main.
- Hitzler, Ronald und Michaela Pfadenhauer (2001): *Techno Soziologie. Erkundungen einer Jugendkultur*. Opladen.
- Hitzler, Ronald und Michaela Pfadenhauer (1998): „Let your body take control!“ Zur ethnographischen Kulturanalyse der Techno-Szene. In: Ralf Bohnsack und Winfried Marotzki (Hg.): *Biographieforschung und Kulturanalyse. Transdisziplinäre Zugänge qualitativer Forschung*. Opladen, 75-92
- Hoerning, Erika M. (1987): *Lebensereignisse: Übergänge im Lebenslauf*. In: Wolfgang Voges (Hg.): *Methoden der Biographie und Lebenslaufforschung*. Opladen, 231-260.
- Iser, W. (1991): *Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie*. Frankfurt.
- Kallmeyer, Werner und Fritz Schütze (1977): *Zur Konstitution von Kommunikationsschemata. Dargestellt am Beispiel von Erzählungen und Beschreibungen*. In: Dirk Wegner (Hg.): *Gesprächsanalysen. Vorträge gehalten anlässlich des 5. Kolloquiums des Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik, Bonn, 14. bis 16. Oktober 1976*. Hamburg, 159-274.
- Kaufmann, Jean-Claude (1999): *Das verstehende Interview. Theorie und Praxis*. Konstanz.
- Kelle, Udo und Susann Kluge (1999): *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. Opladen.
- Kneif, Tibor (1980): *U-Musik, ein falsches Streitobjekt*. In: *Neue Zeitschrift für Musik*, Heft 1, 29 f.
- Küsters, Ivonne (2006): *Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen*. Wiesbaden.
- Meyer, Erik (2000): *Die Techno-Szene. Ein jugendkulturelle Phänomen aus sozialwissenschaftlicher Perspektive*. Opladen.
- Man, Hendrik de (1930): *Die Wirkung des Rhythmus im Vollzug industrialisierter Werkarbeit*. In: *Musik und Gesellschaft*, 2, 41 ff.
- Möller, Hans-Jürgen (1971): *Musik gegen Wahnsinn*. Stuttgart.
- Müller, Kai Uwe (2000): *Vorwort*. In: Marcel Feige: *Deep in Techno. Die ganze Geschichte des Movements*. Berlin, 7-9.
- Nieswandt, Hans (2002): *Plus minus acht. DJ Tage, DJ Nächte*. Köln.
- Poschardt, Ulf (1995): *DJ Culture*. Hamburg.
- Rapp, Tobias (2008): *Extrafettheit im Bergain*. Taz Online. (Tag des Auffindens: 9.11.2009) <http://www.taz.de/1/archiv/digitaz/artikel/?ressort=ku&dig=2008%2F07%2F05%2Fa0105&cHash=bdcbc1df0c>.

- Reinecke, Hans-Peter (1977): Funktionelle Musik. In: Harm Willms (Hg.): Musik und Entspannung. Stuttgart/New York, 21-28.
- Reinecke, Hans-Peter (1980): Musikalische Unterhaltung, eine Lebensform. In: Neue Zeitschrift für Musik, 1, 10.
- Rudlof, Matthias (2003): Ich weiß, dass ich jetzt bestimmt die Kindheit verkläre. In: Klaus-Jürgen Bruder: Die biographische Wahrheit ist nicht zu haben. Gießen, 117-138.
- Rummenhüller, Peter (1978): Einführung in die Musiksoziologie. Wilhelmshaven.
- Schoenebeck, Mechthild von (1987): Was macht Musik populär? Untersuchungen zu Theorie und Geschichte populärer Musik. Frankfurt am Main.
- Schütze, Fritz (1980): Prozessstrukturen des Lebenslaufs. In: Joachim Matthes, Arno Pfeiffenberger und Manfred Stosberg (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg, 67-156.
- Schütze, Fritz (1982): Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit. In: Eberhardt Lämmert (Hg.): Erzählforschung. Ein Symposium. Stuttgart.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis. Kritische Zeitschrift für Sozialarbeit und Sozialpädagogik, Jg. 13, 283-293.
- Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Martin Kohli und Günther Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart, 78-117.
- Schütze, Fritz (1987): Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien. Studienbrief der Universität Hagen, Teil 1. Hagen.
- Schütze, Fritz (1996): Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Heinz-Hermann Krüger und Winfried Marotzki (Hg.): Erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. Opladen, 116-157.
- Straub, Jürgen (1998): Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Erinnerung, Geschichte, Identität 1, Frankfurt am Main.
- Treichel, Bärbel (1996): Die linguistische Analyse autobiographischen Erzählens in Interviews und die Anwendung narrationsanalytischer Erkenntnisse auf Probleme von Studienkarrieren. Tübingen.
- Tschuggnall, Karoline (1997): Das Selbst als Geschichtenerzähler. Autobiographisches Erzählen als kulturelle und soziale Praxis. In: Rüssen, J. (Hg): Jahrbuch 1997/98 des kulturwissenschaftlichen Instituts Essen. 303-320.
- Volkwein, Barbara (2003): What's Techno. Geschichte, Diskurse und musikalischer Gestalt elektronischer Unterhaltungsmusik. Philosophische Dissertation. Osnabrück.
- Wagner, Ruth (1982): Kollektive Bewegung und individuelle Selbstverwirklichung: der Beitrag der Jugendzentrumsbewegung zur Identitätsfindung und Identitätsveränderung ihrer Aktivistinnen. Kassel (Diplomarbeit im Supervisionsstudiengang der Gesamthochschule Kassel).
- Welzer, Harald (2000): Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung. In: Bios. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 13. Jg., 53-64.

# Zur Produktion von Geschlecht in lebensgeschichtlichen Interviews<sup>1</sup>

Helga Amesberger

Geschlecht spielt in der Mainstream-Geschichtsschreibung und -wissenschaft nach wie vor keine bedeutende Rolle. Dies ist nicht – wie vielfach behauptet – auf das Fehlen von weiblichen Erfahrungsberichten zurückzuführen. Maria Ecker (2004) und Constanze Jaiser<sup>2</sup> weisen für den US-amerikanischen Raum und für Deutschland nach, dass bis Anfang der 1960er Jahre weibliche Überlebende ähnlich viele, teilweise sogar mehr Erfahrungsberichte und Memoiren publizierten wie Männer. Aber es gibt deutlich weniger mündliche Berichte von Frauen. Frauen sind also anfänglich seltener befragt worden. Ab den 1990er Jahren publizierten weitaus mehr Frauen als Männer ihre Erinnerungen.

Das bedeutet zweierlei: Frauen haben nicht weniger gesprochen bzw. geschrieben, sondern ihren Bezeugungen ist weniger Aufmerksamkeit gewidmet worden. Selbst wenn es nur männliche Quellen gegeben hätte, hätten diese auf ihre Geschlechtsspezifität hin gelesen und analysiert werden können – was innerhalb der feministischen Geschichtswissenschaft auch gemacht wurde. Aber meist ist Geschlecht nur ein Aspekt in der Forschung und Geschichtsschreibung, wenn Frauengeschichte das Thema ist. Das heißt weiters, dass die allgemeine Geschichte scheinbar geschlechtslos ist und damit die Geschichte von Männern den Standard darstellt; die Norm, von der weibliche Erfahrungen abweichen.

So richtig dieser allgemeine Befund ist, sollten wir uns dennoch bewusst sein, dass die Verwendung der Kategorie Geschlecht, um Frauengeschichte sichtbar zu machen sowie Männergeschichte als Norm zu dekonstruieren, immer auch die Gefahr birgt, geschlechtsspezifische Stereotype zu produzieren bzw. zu reproduzieren.

Ich möchte in diesem Beitrag über die Notwendigkeit geschlechtsspezifischer Analysen in der Oral History reflektieren, und zwar anhand einiger ausgewählter lebensgeschichtlicher Interviews. Primäres Ziel des Artikels ist es, die Produktion von Geschlecht in der konkreten Interview-Situation nachzuzeichnen. Ich werde zum einen der Frage nachgehen, wie bzw. in welcher Art und Weise die Interviewten Geschlecht produzieren und über welche geschlechtsspezifischen Themen sie sprechen.

---

1 Dieser überarbeitete Artikel erschien zuerst in englischer Fassung (Amesberger 2009) Ich danke Benjamin Publishers für die freundliche Genehmigung der Wiederveröffentlichung.

2 Constanze Jaiser, mimeogramm, Workshop “Experiences of Sexualised Violence during National Socialism”, organisiert vom Institut für Konfliktforschung, Wien im November 2007. Constanze Jaiser kommt für den deutschsprachigen Raum zu ähnlichen Ergebnissen. Die Hälfte der zwischen 1945 und 1949 verfassten Memoiren stammte von weiblichen Überlebenden, dieser Anteil sank bis 1960, hat aber seit den 1970er Jahren wieder gleichgezogen.

Zum anderen werde ich die Rolle der Interviewer und Interviewerinnen bei der (Re-)Produktion von Geschlecht analysieren. Das heißt: Welche Fragen stellen sie Männern, welche Frauen? Und: Produzieren geschlechtssensitive Fragen ansonsten unerwähnt bleibende Themen, oder reduzieren solche Fragen die Interviewten auf deren vermeintliche Geschlechtsrollen?

Für diesen Beitrag analysiere ich lebensgeschichtliche Interviews mit jeweils sechs männlichen und weiblichen Überlebenden des Konzentrationslagers Mauthausen.<sup>3</sup> Für die Auswahl der Lebensgeschichten war die Zeichnung ambivalenter Geschlechterbilder ein Kriterium. Ein weiteres war, ob die Interviewten zum Zeitpunkt der Verfolgung Kinder hatten (dies trifft für zwei Frauen zu). Für die Auswahl von Interviews mit Männern standen mir nur zwölf transkribierte Interviews (in Deutsch und Englisch) zur Verfügung; unter diesen Interviewten befand sich keiner, der bei der Verhaftung schon Vater gewesen war. Wenngleich ich bei der folgenden Analyse den nationalen und kulturellen Hintergrund der Befragten sowie der Fragenden nicht berücksichtige, versuchte ich dennoch, eine gewisse nationale/kulturelle Streuung mit der Auswahl zu erreichen. Die zwölf Frauen und Männer wurden als Jüdinnen/Juden oder aus politischen Gründen verfolgt. In den Artikel fließen jedoch auch Analyseergebnisse anderer Oral-History-Projekte, wie die Dokumentation der Lebensgeschichten von 42 Österreicherinnen, die im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück inhaftiert waren (Amesberger/Halbmayer 2001) oder die Studie zur sexualisierten Gewalt in NS-Konzentrationslagern (Amesberger/Auer/Halbmayer 2004) ein, ohne sie hier explizit zu zitieren. Die für die zwölf Mauthausen-Interviews gestellten Befunde zur Produktion von Geschlecht lassen sich auch in vielen dieser anderen Interviews nachzeichnen.

### Prämissen

Bevor ich in medias res gehe, möchte ich in Bezug auf das Verständnis und die Klassifikation der durch lebensgeschichtliche Interviews erhältlichen Daten und Informationen dreierlei vorausschicken.

(1) Lebensgeschichten sind nie ausschließlich subjektive Konstruktionen noch sind sie vollkommen „wahre“ Ereignisse. Vielmehr reflektieren sie soziale Konventionen, Normen, Werte sowie gesellschaftlich sanktionierte Erzählweisen (Scholz 2003, 141-144; vgl. auch Scheffer 2003, 99) und damit auch Geschlechterverhältnisse.

(2) Jedes Interview – somit auch das biographisch-narrative Interview – muss als Interaktion von mindestens zwei Personen gelesen werden. Selbst wenn das Interview so wenig als möglich gelenkt wird, sind die Interviewenden als Co-Produzentinnen bzw. Produzenten (Scholz 2003, 143; Ecker 2004) der Lebensgeschichte, der biographischen Konstruktion zu sehen. Sozio-demographische Eigenschaften der Interviewten und der Interviewenden, wie das Alter, das Geschlecht, die Klassenzugehörigkeit, der ethnische Background, Bildung usw. beeinflussen Inhalt und Verlauf des Interviews ebenso wie die aktuelle soziale, politische und wirtschaftliche Situation. Ebenso haben Erwartungen an das Gegenüber bzw. an die Adressatinnen und Adressaten der Erzählung Auswirkung auf die (Re-)Konstruktion der Lebensgeschichte. Die

<sup>3</sup> Die Interviews wurden zwischen 2002 und 2003 im Rahmen des „Mauthausen Survivors Documentation Project“ (vgl. Botz/Amesberger/Halbmayer 2003) geführt. Insgesamt wurden ca. 860 Lebensgeschichten gesammelt, davon rund 90 von Frauen.

erzählte Lebensgeschichte ist daher vielmehr eine Geschichte „darüber, was ihr Leben ist und, wichtiger noch, was ein Leben sein sollte. (...) [Sie] ist viel enger an die konkrete und unmittelbare soziale Situation des Interviews gebunden als an das, was wir mit den historischen Gegebenheiten gelebten Lebens korrelieren würden.“ (Welzer 2003, 186) Die Erstellung einer Biographie kann also nicht vollkommen willkürlich geschehen. Durch unsere spezifische soziale Situation nehmen wir Dinge auf eine ganz bestimmte Art und Weise wahr, interpretieren sie individuell und bauen sie, indem wir sie mit unseren anderen Erinnerungen abgleichen, in unsere Erinnerungen ein. Das heißt weiters, dass biographische Identitäten in ihrer Betonung variieren. In diesem Sinne ist das autobiographische Gedächtnis – wie Welzer (2003, 199) herausgearbeitet hat – auch ein soziales Gedächtnis.

(3) Eine grundlegende Konstante moderner Gesellschaften ist die Vergeschlechtlichung von Individuen, wobei die Geschlechtsidentität strikt zweigeschlechtlich und hierarchisch entworfen ist. Zum einen schließen wir vom Aussehen – Kleidung, Frisur, Figur – auf das Geschlecht, da die biologischen Kriterien wie Chromosomen und Genitalien üblicherweise nicht gesehen werden können. (vgl. Goldemeister/Wetterer 1992, 209; West/Zimmerman 1998, 169-170) Gleichzeitig gehen diese Geschlechtszuordnungen mit scheinbar intrinsischen, genetisch bedingten verhaltensmäßigen und psychologischen Merkmalen einher. Als Grundlage hierfür werden die unterschiedlichen reproduktiven Funktionen der Geschlechter herangezogen. Obwohl die Zweigeschlechtlichkeit ein Resultat der Geschichte ist, wird sie als naturgegeben angesehen und bleibt so unhinterfragt.

Wenn nun die Vergeschlechtlichung eine Grundkonstante unserer Gesellschaft ist und die Erzählungen essentiell die Gegenwart sowie die soziale Situation reflektieren, dann ist auch die Produktion von Geschlecht Teil jeglicher Kommunikation und Interaktion. Dieser Prozess der Geschlechts(re)produktion ist dabei aber weitgehend ein unbewusster Akt.

Wir müssen daher fragen, wie Geschlecht während eines Interviews produziert wird, und zwar sowohl von Seiten der Befragten wie auch der Fragenden. Ebenso müssen wir fragen, wie Prozesse der Geschlechtsproduktion die lebensgeschichtliche Erzählung mitgestalten.

### **„Produktion von Geschlecht“ – eine Definition**

Der Begriff „Produktion von Geschlecht“ – im Englischen wird von „doing gender“ gesprochen – betont, dass Geschlecht nicht durch biologische Merkmale, welche wiederum Geschlechterrollen und geschlechtsspezifisches Verhalten etc. produzieren würden, bestimmt wird, sondern durch die Bedeutung, die diesen unterschiedlichen Merkmalen – insbesondere den reproduktiven Funktionen – zugemessen wird. Es handelt sich hierbei um Zuschreibungen, die von Männern und Frauen gleichermaßen getätigt werden. Geschlecht zu produzieren verweist daher auf die alltägliche Wiederherstellung geschlechtsspezifischer Stereotypen, auf die Schaffung von Unterschieden zwischen Mädchen und Buben, zwischen Frauen und Männern, die keineswegs natürlich und biologisch sind. (vgl. West/Zimmerman 1998, 178)

## Die Produktion von Geschlecht in Interviews

Obwohl die Produktion von Geschlecht nicht auf die Phase des Interviewens beschränkt ist, will ich mich im Folgenden auf die Interviewsituation konzentrieren. Hierbei kann prinzipiell zwischen der inhaltlichen Ebene, also was von den Befragten wie Fragenden thematisiert wird, und der Interaktionsebene, d.h. wie durch die Kommunikation Geschlecht produziert wird, unterschieden werden. (Scholz 2003) Innerhalb beider Ebenen ist wiederum nach direkten und indirekten Geschlechtsbezügen zu differenzieren.

### *Die Produktion von Geschlecht auf inhaltlicher Ebene*

Die Produktion von Geschlecht auf inhaltlicher Ebene werde ich anhand der Themen soziale Bindungen/Netzwerke, Solidarität versus Aggression/Gewalt, Familie und Kinder (also Themen, die meist geschlechtsspezifische Konnotationen aufweisen) – als indirekte Geschlechtsbezüge – und der Darstellung von Täterinnen sowie den Repräsentationen von Müttern und Vätern – als direkte Geschlechtsproduktion – illustrieren.

Während Myrna Goldenberg (1998, 335) in der Analyse von Memoiren und Interviews zum Ergebnis kommt, dass Frauen viel häufiger die Bedeutung von sozialen Netzwerken und Bindungen während der Verfolgung thematisieren würden als Männer, konstatiert Constanze Jaiser (2005, 130), dass in den frühen Erfahrungsberichten von Frauen deutlich seltener das Bild größerer Solidarität und geringerer Gewalt unter den Frauen gezeichnet wird. Das hieße, dass die Frauen ihre Erzählungen über Frauen mit der Zeit geglättet haben, um sie in allgemeine Vorstellungen von Weiblichkeit einzupassen.

Meine Analyse der Interviews mit weiblichen und männlichen Überlebenden kann die Ergebnisse von Goldenberg ebenfalls nicht bestätigen. Frauen wie Männer sprechen gleichermaßen über Freunde und Verwandte, mit denen sie zusammen den Alltag im Konzentrationslager meisterten, mit denen sie das wenige Essen und die Kleidung teilten, die sie auf verschiedenste Weise unterstützten. Es gibt keine Hinweise, dass Männer sich häufiger als „einsame Kämpfer“ zeichnen würden als Frauen; aber zählt man, wie viele Personen jeweils genannt werden, so erwähnen Männer deutlich weniger andere Personen als Frauen.

Wie steht es um die Erwähnung von Gewaltausübungen durch Mithäftlinge und Funktionshäftlinge? Diesbezüglich erwähnen Frauen deutlich seltener physische Gewalttaten unter den Häftlingen als Männer dies tun. Zudem werden Aggression und Rache, ausgeübt von weiblichen Mithäftlingen – sofern sie überhaupt berichtet werden –, von den Frauen als weitaus weniger gravierend dargestellt. Wie kann dieser Unterschied erklärt werden? Heißt das, dass Frauen weniger gewalttätig handelten als Männer? Nicht notwendigerweise, denn alle Frauen reden zumindest über gewalttätige weibliche Funktionshäftlinge. Es besteht daher die Möglichkeit, dass Frauen über Aggressionen, Gewalttätigkeiten nicht erzählen, weil sie als unweiblich eingestuft werden und nicht dem Ideal der friedvollen Frau entsprechen. Alle männlichen Interviewten berichten zudem über Racheakte, die während der Haft und nach der Befreiung stattgefunden hätten. Sie verneinen lediglich die eigene Beteiligung an solchen Racheakten gegenüber Mithäftlingen, Kapos und SS-Angehörigen. Offensichtlich haben Männer nur das Bedürfnis, sich selbst von Gewaltausübung zu distanzieren,

aber nicht die Gruppe der Männer an sich. Daraus kann geschlossen werden, dass die männlichen Interviewpartner ein Bild von Männern bzw. Männlichkeit zeichnen, das mit traditionellen Merkmalen von Männlichkeit korrespondiert und zumindest indirekt auf die „Idee des Kampfes“ (Enloe 1983, 12) zurückgreift. Das heißt weiters, dass sich sowohl Frauen als auch Männer zumindest bis zu einem gewissen Grad auf traditionelle geschlechtsspezifische Rollenmodelle beziehen.

Ronit Lentin (1999, 72) konstatiert in ihrem Artikel über die Vergeschlechtlichung des Genozids durch die Massenmedien, dass Frauen und Kinder zum Symbol der Barbarei des Völkermords geworden sind. Frauen werden demnach nur als Opfer und nicht als Täterinnen oder Mitläuferinnen gesehen, wobei Mutterschaft und die zerstörte weibliche Schönheit als Chiffren, als Verkörperung des Leidens fungieren. Anhand der Thematisierung von Kindern, Müttern und Täterinnen kann herausgearbeitet werden, ob sich solche Chiffren auch in den lebensgeschichtlichen Erinnerungen von weiblichen und männlichen Überlebenden finden.

Die Analyse der zwölf Interviews hat ergeben, dass fast ausschließlich Frauen über das Schicksal von Kindern in Konzentrationslagern reden. Trotz der Tatsache, dass Männer ebenso mit ihren Kindern deportiert wurden und auch Kinder in so genannten Männer-Konzentrationslagern inhaftiert waren, spricht kaum ein Mann von Kindern. Unsere weiblichen Interviewpartnerinnen – unabhängig vom Alter oder davon, welcher Verfolgtengruppe sie angehörten – gehen hingegen immer auf das Leiden der Kinder ein, sie erwähnen die gewaltsame Trennung der Kinder von den Müttern, den Missbrauch der Kinder zu medizinischen Experimenten, die Tötung von Neugeborenen usw. Hier ein Ausschnitt aus dem Interview mit Ljudmilla Stanewa, als ein Beispiel von vielen:

*Mit den Kindern haben sie sie hergebracht! [Klagend] Sie haben [ganze] Familien mitgenommen, da waren Kinder dabei. Na, der Mann war bei den Partisanen, sie haben das erfahren/. Na, manch einen haben sie umgebracht und manch einen/. Und die letzte Zeit haben sie die meisten von ihnen nach Auschwitz gebracht. Mit den Kindern. Die Kinder haben sie ihnen weggenommen. Oh, das ist ein Albtraum, was da geschehen ist! Wie kann man denn? Ein kleines Kind, und sie nehmen es der Mutter weg! (Stanewa 2002, 26)*

Solche Erzählungen von Frauen über Kinder verweisen auf drei Aspekte: Aus der Perspektive der Frauen gibt es Opfer, die mehr litten als sie, nämlich Kinder. Entsprechend dieser Narrative sind die „wahren“ Opfer die unschuldigen Kinder. Das heißt weiters, dass Frauen sich in der Hierarchie der Opfer nicht als die bedauernswertesten, die macht- und hilflosesten darstellen wollen. Tatsächlich zeichnen sich insbesondere Widerstandskämpferinnen als Frauen, die selbst während der Konzentrationslagerhaft widerständig waren. Außerdem verweisen solche Interviewpassagen auf den Aspekt, dass, gemeinsam mit den Kindern, den Müttern unter den Frauen am meisten zugesetzt wurde. In diesen Narrativen symbolisieren Mütter und Kinder die Barbarei des NS-Regimes.

Bezieht man Interviews mit Männern in die Analyse mit ein, so lässt sich zeigen, dass Interviewte beider Geschlechts auf stereotype Repräsentationen von Frauen und Männern in ihren Erzählungen zurückgreifen, indem die einen – die Frauen – auf das Schicksal von Kindern hinweisen und die anderen – die Männer – Kinder kaum er-

wählen. Frauen, und nur Frauen, ordnen sich der reproduktiven Sphäre zu und verweisen auf ihre Sorgepflichten, wohingegen Männer der öffentlichen Sphäre, der Politik, zugewiesen werden, wie dies ebenfalls im vorigen Zitat deutlich wird (und dies, obwohl Frau Stanewa selbst im Widerstand tätig war).

Dennoch finden wir auch Hinweise, die dem eben Gefolgerten widersprechen, wenn wir Interviewpassagen zur Trennung von eigenen Kindern, Heirat und Familiengründung analysieren. Viele Interviewpartnerinnen erzählen nicht von der Trennung von ihren eigenen Kindern durch die Verhaftung und während der Haft. Sie erwähnen kaum, dass sie Kinder hatten und/oder verheiratet waren.<sup>4</sup> Obwohl wir nach der Lebensgeschichte fragten, erhielten wir solche Informationen meist nur, wenn wir spezifisch nachfragten.<sup>5</sup> Wie kann dieser Widerspruch, dass von den Frauen Kinder im KZ sehr wohl thematisiert werden, eigene Kinder jedoch nicht, interpretiert werden? Können wir überhaupt von einem Widerspruch sprechen?

Zunächst müssen wir dies im Kontext des gesamten Interviews betrachten. Die Interviewpartnerinnen erzählen generell sehr wenig von ihrem Leben vor der Verfolgung und dem Leben danach. Da sie um ein Interview als Überlebende des Konzentrationslagers Mauthausen gefragt wurden, fokussieren sie ihre Erzählung auf diese Periode der Verfolgung. Dies könnte ein Grund für die Nichtthematisierung von Familiengründung sein. Ein anderer Grund könnte sein, dass, im Rückblick betrachtet, dieser Teil des Lebens nicht so wichtig erscheint. In diesem Fall würde die seltene Erwähnung von eigenen Kindern, die Trennung von diesen etc. Ausdruck einer ambivalenten Verkörperung von geschlechtsspezifischen Normen, Werten und Konzepten von Weiblichkeit sein. Bei den Männern entspricht die Nichtthematisierung den gängigen Vorstellungen von Männlichkeit. Des Weiteren ist es möglich, dass Frauen die gesellschaftliche Entwertung von Reproduktionsarbeit teilen, so dass sie es auch für nicht von Wert befinden, (ausführlicher) über diesen Teil ihres Lebens zu reden. Hier finden wir durchaus eine Parallele zur Schilderung der Berufstätigkeit von Männern. Männer, die keine außergewöhnliche Berufskarriere hatten, also Elektriker, Tischler oder ähnliches waren, sprechen ebenso wenig über ihr berufliches Leben.

Bislang habe ich Beispiele zur Produktion von Geschlecht anhand von indirekten geschlechtsspezifischen Verweisen (Netzwerke, Kinder, Familie) gebracht. Im Folgenden werde ich mich anhand der Darstellung von Frauen und Männern – im Spezifischen an den Beispielen der Zeichnung von Täterinnen, Müttern und Vätern – den direkten geschlechtsspezifischen Repräsentationen zuwenden. Die folgende Passage aus dem Interview mit der belgischen Widerstandskämpferin Clementina Ulrix illustriert die Produktion von Bildern über Frauen, Mütter und Täterinnen – und damit indirekt auch von Väterbildern – auf eindrückliche Weise:

*Da habe ich ein Mädchen gesehen -- das in der Senkgrube gearbeitet hat. Ich habe auch in der Senkgrube gearbeitet. Ich sage, ‚pass auf, sie schaut auf uns‘, und auf einmal wurde das Mädchen ohnmächtig, und wir brachten sie wieder*

4 Diese Ergebnisse korrespondieren auch mit der Studie von Amesberger, Auer und Halbmayer (2004, 275-287) sowie Amesberger und Halbmayer (2001, 182). Ecker (2004) kommt in diesem Zusammenhang zu leicht anderen Resultaten. Demnach sprechen weibliche Interviewpartnerinnen tendenziell häufiger über die Gründung einer Familie und ihre Kinder, als dies Männer tun.

5 Keiner unserer männlichen Interviewpartner hatte Kinder zum Zeitpunkt der Verfolgung. Aber sie sprachen auch kaum über Familiengründung nach der Befreiung.

zu sich, aber die SS-Frau verlor sie nicht aus dem Auge. Das waren weibliche SS-Soldaten. [gebieterisch] -. Und [4 Sek. Pause] kurz danach wird sie wieder ohnmächtig /. ‚Oh‘, sagt die Frau, ‚wenn sie nicht arbeiten kann, dann soll sie verrecken‘, und sie schubst das Mädchen in die Senkgrube und drückt sie mit dem Fuß runter, bis das Kind ertrunken war. [stampft aufgeregt mit dem Fuß auf den Boden]. Das sind Nazis. [getragen] Das ist Faschismus. Das ist Faschismus. Und dann sieht man dieselbe Frau, wie sie eine Viertelstunde später einen Vogelkäfig für einen kleinen Vogel in einen Baum aufhängt. Da möchte man sie am liebsten umbringen. [getragen] Nachher wurde sie ja auch umgebracht. - Und dann kam man zurück und musste der Mutter erzählen, denn das hatten wir einander versprochen, dass ihr Kind [langsam] gestorben ist. Das kann man einer Mutter doch nicht erzählen. Ich habe aber gelogen, ich habe gesagt, dass sie eingeschlafen ist. Dass sie wie alle den Erschöpfungstod gestorben ist. So etwas kann man doch einer Mutter nicht erzählen. (Ulrix 2003, 11)

Die SS-Aufseherin in diesem Zitat steht für die Grausamkeit des Regimes und des Faschismus. Dies wird betont durch die zweifache Wiederholung „Das ist Faschismus“ und durch die körperliche Unterstreichung, indem sie mit dem Fuß mehrmals aufstampft. Der Ausdruck „Das ist Faschismus“ impliziert, dass nur Faschismus solch grausame Frauen produzieren kann; Frauen in einer demokratischen Gesellschaft sind nicht grausam, gewalttätig etc. Die Unmenschlichkeit der SS-Aufseherin und des Regimes wird nochmals durch die dramatische Setzung gesteigert, indem erzählt wird, wie nett und fürsorglich sich die Aufseherin um einen Vogel, ein Tier, kümmerte.

Ein weiterer sprachlicher Mechanismus, mit Hilfe dessen die Brutalität weiblicher Funktionshäftlinge und SS-Aufseherinnen besonders nachdrücklich gezeichnet wird, ist, die Gewalttätigkeit in Verbindung mit der Schönheit der Täterinnen und/oder der Schönheit der weiblichen Opfer zu thematisieren. Der Hinweis auf die Schönheit, welche hier für Weiblichkeit – im Falle des Opfers auch für Jungfräulichkeit und Unschuld – steht, bewirkt, dass die Gewalttätigkeit der Frau nochmals nachhaltig verstärkt wird.

In Zusammenhang mit der Erwähnung des Aussehens wird auch bei weiblichen Täterinnen – insbesondere bei SS-Aufseherinnen – auf die Kleidung hingewiesen. Auf diesen Aspekt werde ich jedoch später noch ausführlicher eingehen. Zudem wird vielfach die Beschreibung gewalttätiger Frauen mit dem Satz abgeschlossen: „Die deutschen Frauen waren schlimmer als die Männer.“ (Vrachoritou 2002, 13)

In den Interviews mit männlichen Überlebenden, in denen auch von der Brutalität männlicher Kapos die Rede ist, habe ich weder Aussagen gefunden, die Vergleiche mit der SS führen, noch wurde die Gewalttätigkeit gemeinsam mit der Schönheit des Kapos, des SS-Aufsehers oder des männlichen Opfers angesprochen. Männliche Zeitzeugen verweisen höchstens auf den Körperbau der Täter und die Jugend des Opfers – ebenfalls eine häufige Kombination in Interviews mit Frauen –, um die Grausamkeit und das Machtungleichgewicht besonders wirkungsvoll zu illustrieren, aber niemals auf die Schönheit des Opfers oder des Täters.

In Bezug auf die Produktion von Geschlechterbildern bedeutet dies, dass das Aussehen der Personen nur in Hinblick auf Frauen eine relevante Kategorie ist. Frau-

Sein/Weiblichkeit wird somit über Eigenschaften konstruiert, denen männlich-patriarchale Vorstellungen/Normen zugrunde liegen. Zudem wird der Topos Schönheit zur Dramatisierung von zweierlei Aspekten herangezogen: Zum einen zeitigt der Hinweis den Effekt, dass die Täterinnen noch brutaler erscheinen, und zum anderen bewirkt er – wie Ronit Lentin analysierte –, dass die Opfer noch eindeutiger Opfer sind. Nicht nur ihrem Körper wird Leid zugefügt, sondern auch ihre Schönheit wird zerstört, welche in der bildlichen Darstellung als „zerbrochene weibliche Schönheit“ erscheint, in der aber die ursprüngliche Schönheit noch sichtbar ist. Es scheint, als ob die Gewalttätigkeit von und gegenüber Frauen eines zusätzlichen Impetus bedürfte, um glaubhaft zu werden. Des Weiteren verdeutlicht die von Frauen getroffene Gegenüberstellung von Täterinnen und Tätern, dass hier Erwartungen in Bezug auf gesellschaftlich konformes geschlechtsspezifisches Verhalten und Geschlechterbilder der friedfertigen, sorgenden und fürsorglichen Frau zutiefst verletzt wurden, von Männern ausgeübte Gewalt hingegen als „normal“ und somit dem Geschlechterbild konform erscheint. (vgl. Amesberger/Auer/Halbmayer 2004, 78-79) Daraus folgt auch, dass Täterinnen nicht notwendigerweise grausamer sein mussten als die Täter; sie erschienen den Betroffenen möglicherweise nur so, weil sie drastisch im Widerspruch zu den gesellschaftlich zugeschriebenen und akzeptierten Rollen von Frauen stehen bzw. standen.

Die Produktion von Geschlecht beschränkt sich nicht auf die Repräsentationen von Frauen. In Interviews mit weiblichen Überlebenden finden sich auch Darstellungen von Männern, sowohl Tätern als auch Mithäftlingen. Frau Ulrix erinnert sich an folgende Situation bei der Ankunft in Mauthausen:

*Ja dann kamen wir unten an und dann gab es etwas, das ich auch nie vergessen werde. Als die Gefangenen, die Männer von Mauthausen, die Gefangenen, die uns gesehen haben, als wir ankamen ---, die Männer --- hatten äh Mitleid mit uns Frauen natürlich. Aber ihr Mitleid wurde von einem -- anderen Gefühl unterdrückt. Und man konnte es in ihren Augen lesen, das Gefühl der Unfähigkeit, uns zu retten. [betont] Ich weiß nicht, ob ich mich richtig ausdrücke, um es Ihnen [zu verdeutlichen]. Das konnte man lesen [betont] in den Augen dieser Männer. Die Ohnmacht, die diese Menschen erfuhren, da sie nichts für uns tun konnten. Und die Armen waren selber nur mehr lebende Leichen. (Ulrix 2003, 18)*

Frau Ulrix bekundet hier neben der Sympathie für die Frauen vor allem, was sie unter zivilen Umständen als das richtige, passende Rollenverhalten und die Pflicht von Männern versteht, nämlich Frauen zu schützen und zu retten. Deren nicht selbst verschuldete Unfähigkeit verursacht bei den männlichen Häftlingen Verzweiflung und Gefühle, die tiefer gehen als das Mitleid für die Frauen. Diese Ohnmacht macht sie nicht nur unmännlich, sondern gleichzeitig auch geschlechtslos und nicht-menschlich, wenn Frau Ulrix mit dem Satz schließt: „Und die Armen waren selber nur mehr lebende Leichen.“

Nun möchte ich mich der Repräsentation von Müttern in den Interviews zuwenden. Die bereits zitierte Erzählung über die grausame SS-Aufseherin, welche ein Mädchen in der Jauchegrube ertränkte, folgt die Erinnerung der Interviewpartnerin über die schwierige Pflicht, der Mutter vom Tod der Tochter zu erzählen. Folgt man

dieser Darstellung, dann kann eine Mutter, eine „richtige“ Mutter, den Tod eines Kindes nicht ertragen. Es ist ein Leichtes, sich die Verzweiflung der Mutter wie auch die Bedrängnis der Nachrichtenüberbringerin vorzustellen. Gleichwohl werden in dieser Erzählung ganz spezifische Bilder von Müttern und von Geschlecht konstruiert und rekonstruiert. Die Interviewpartnerin nimmt an, dass jede Mutter ihr Kind lieben muss, und indirekt kommt zum Ausdruck, dass Väter nicht gleichermaßen vom Verlust eines Kindes betroffen sind. Frau Ulix sagte nicht: „So etwas kann man doch Eltern nicht erzählen“, sondern betont mehrmals, dass man dies einer Mutter nicht sagen könne.

Ähnliche Mütterbilder finden wir auch in den Interviews mit männlichen Überlebenden. In ihren Erzählungen beispielsweise über die Heimkehr nach der Befreiung und das Wiedersehen mit den Familienangehörigen reagieren die Mütter und andere weibliche Verwandte immer äußerst emotional. Sie wurden demnach „ohnmächtig“ oder wurden „beinahe verrückt“, weil ihr geliebter Sohn, Bruder, Neffe etc. zurückkehrte. Väter kommen in den Interviewpassagen über die Heimkehr selten vor, was zum einen auf deren tatsächliche Abwesenheit hinweisen kann, aber unter Umständen auch darauf, dass Familie gedanklich primär mit der Mutter verknüpft wird. Wie dem auch sei, wenn Väter doch zu Hause sind, dann reagieren sie in der Erinnerung der Zeitzeugen niemals derart emotional wie die Mütter. Sie freuen sich, behalten aber einen kühlen Kopf, verlieren nicht den Verstand oder das Bewusstsein.

In der Zeichnung von Müttern (und Vätern) greifen die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner auf gesellschaftliche Vorstellungen und Normen zurück. Das heißt, sie schaffen keine neuen Bilder, sondern es findet eine neuerliche Bestärkung statt. Mögliche andere Wirklichkeiten, welche nicht mit den dominanten Vorstellungen adäquaten Rollenverhaltens korrespondieren, werden nicht erinnert oder können nicht zum Ausdruck gebracht werden. Die Interviewparten beziehen sich hierbei auf durch Sozialisation in bestimmten Gesellschaften und sozialen Schichten erworbenes Wissen. Diese Repräsentationen sind daher auch immer Ausdruck geteilter Weltbilder und von Geschlechterverhältnissen.

In den Interviews mit Männern ist von Frauen deutlich seltener die Rede als in Interviews mit Frauen. Dieses kaum überraschende Faktum kann zum einen mit der Segregation der Geschlechter in der Zivilgesellschaft der 1930er und 1940er Jahre und insbesondere in den Konzentrationslagern erklärt werden. Zum anderen macht dies auch Machtverhältnisse sichtbar, da Frauen – trotz Segregation – sehr wohl von Männern sprechen, während Frauen von Männern – abgesehen im Zusammenhang mit ihren reproduktiven Funktionen – nicht thematisiert werden. Frauen als Teil von Widerstandsgruppen, als Mitgefangene in Ghettos, Gefängnissen und Konzentrationslagern kommen nicht vor. In den Erzählungen der Männer kommen vorwiegend weibliche Verwandte vor, wohingegen Frauen auch von nichtverwandten Personen – Widerstandskämpfern und Mitgefangenen – erzählen. Üblicherweise sprechen männliche Überlebende von weiblichen Mitgefangenen nur, wenn sie danach gefragt wurden. Eine solche Frage evozierte dann meist eine Erzählung über das Häftlingsbordell in Mauthausen bzw. Gusen und die Frauen, die darin zu arbeiten hatten. Die Existenz eines Frauenlagers im Hauptlager Mauthausen ab September 1944 wurde nur in den seltensten Fällen erwähnt, auch nicht, dass Frauen über das Hauptlager in Nebenlager oder andere Konzentrationslager deportiert wurden.

Analysiert man die Liste jener Personen, die in den Interviews erwähnt werden, dann stechen zwei Eigenheiten besonders heraus: Männer sprechen signifikant weniger von anderen Personen als Frauen, und wenn Männer von anderen erzählen, dann sind dies überwiegend „berühmte“ und „angesehene“ Männer. Dieses Erzählmuster ist bei Frauen nur selten zu finden, und wenn, am ehesten unter Widerstandskämpferinnen. Dies kann nicht nur als unbewusste Strategie der Selbsterhöhung gelesen werden, vermittelt wird damit ebenso, dass die „Welt der Männer“ insgesamt mehr Gewicht und Bedeutung habe.

#### *Die Produktion von Geschlecht auf der Ebene der Interaktion*

Geschlecht wird nicht nur von unseren Interviewpartnerinnen und -partnern produziert. Die Forschenden und Interviewenden tragen während des Forschungsprozesses ebenso dazu bei.

Für die Analyse der Interaktionsebene ging ich der Frage nach, wer was gefragt wird. Obwohl alle Interviewerinnen und Interviewer das gleiche Trainingsprogramm absolviert hatten und mit den gleichen Interviewleitfäden ausgestattet waren, war das Ergebnis sehr unterschiedlich. So fragten beispielsweise nicht alle nach dem Leben nach der Befreiung, insbesondere was das so genannte private Leben betraf – Kinder und Familie. Und es gibt eine Tendenz, dass männliche Überlebende seltener nach der Familiengründung gefragt wurden, Frauen hingegen weniger häufig nach ihrem späteren beruflichen Leben. Ein ziemlich gängiges Muster ist, dass nach dem politischen Leben des Vaters gefragt wurde, aber nicht nach jenem der Mutter. Nicht nur erfahren wir so nichts über die politischen Einstellungen der Mutter, Frauen erscheinen so apolitisch und ihr Leben wird auf die so genannte private Sphäre, auf weibliche Bereiche (wie z.B. Religion) reduziert, wie dies folgende Interviewpassage mit Herrn Kononenko gut illustriert:

*Interviewerin: Doch Ihr Vater war Kommunist*

*Kononenko: Ja, ja, ja.*

*Interviewerin: Ja. Und wie war die Beziehung Ihrer Mutter zur Religion? Wie war eure Haltung gegenüber der Religion?*

*Kononenko: Meine Mutter war zu ihrer Zeit Chorsängerin in unserer Kirche. Mit 16 war sie das einzige Mädchen, man hat sie wegen ihrer schönen Stimme in den Chor aufgenommen. Meine Mutter hat außerordentlich gesungen. (Kononenko 2003, 16)*

Obwohl die Interviewerin die Frage nach der Religion sofort auf die gesamte Familie ausgedehnt hat, beantwortete der Interviewte die Frage nur in Hinblick auf seine Mutter. Es folgt im Interview eine lange Erzählung über die schöne Stimme der Mutter – im Zitat sind nur die ersten beiden Sätze wiedergegeben –, aber wir erfahren im gesamten Interview nichts über ihr politisches Leben, noch lernen wir etwas über das religiöse Leben der anderen Familienmitglieder.

Die Geschlechterbilder der Interviewenden erhellen sich nicht nur durch die Reflexion, wer was gefragt wurde, sondern auch durch die Codes, die bestimmten Fragen inhärent sind. Zum Beispiel scheint die einfache Frage „Wie war die SS-Aufseherin gekleidet?“ nicht sonderlich geschlechtsspezifisch zu sein. Man könnte diese Frage auch in Bezug auf männliche SS-Angehörige stellen. Aber ich bin mir

sicher, dass die Frage nach der Kleidung der SS-Männer nur in sehr wenigen Forschungen von Interesse ist, und tatsächlich wurde sie in allen analysierten Interviews nie gestellt. Vielmehr wurde das propere und modische Outfit der SS-Aufseherinnen zu einem Code für deren Bösartigkeit. Vermutlich wollten die Interviewenden mit derartigen Fragen Erzählungen von erfahrener oder miterlebter Gewalt provozieren; womit sie auch erfolgreich waren. Aber diese Frage trug ebenfalls dazu bei, dass die Gewalt durch die Referenz auf die weibliche Schönheit nochmals gravierender und abstoßender erscheint.

### **Abschließende Bemerkungen**

Nach geschlechtsspezifischen Bildern zu fragen verdeutlicht, dass Geschlecht neben anderen Faktoren ein relevanter Faktor in der Art und Weise der Darstellung historischer Ereignisse ist. Die Frage nach Geschlechtlichkeit birgt jedoch auch die Gefahr in sich, dass die scheinbar strikte Dualität der Geschlechtskategorien reproduziert und gestärkt wird. Wenn wir beispielsweise fragen, wie Frauen und Männer die nationalsozialistische Verfolgung erlebten, ist unser Ausgangspunkt zum einen diese meist unhinterfragte Zweiteilung der Geschlechter und zum anderen gehen wir von der impliziten Annahme aus, dass eine eindeutige Zuordnung zu einem Geschlecht möglich ist (vgl. West/Zimmerman 1998, 173f.). Wir nehmen damit auch an, dass das Geschlecht Teil ihrer Identität ist und dass es ein geschlechtsspezifisches Erleben gibt. Bereits in diesem Sinne tragen wir Forschenden und Interviewende zur Produktion von Geschlecht bei. Wir können diesem Dilemma jedoch nicht entgehen. Geschlecht als sozial relevante Kategorie nicht zu inkludieren würde sowohl einer Nichtberücksichtigung existierender Machtverhältnisse und Ungleichheiten als auch einem Verlust an Informationen mit der Konsequenz inadäquater Analysen gleichkommen. Aber wir haben die Möglichkeit, meines Erachtens sogar die Verpflichtung, darüber zu reflektieren, wie wir im Forschungsprozess Geschlecht produzieren und wie wir unsere Interviewpartnerinnen und -partner durch unsere Fragen zur Produktion von Geschlecht ermutigen, genauso wie wir zu berücksichtigen haben, dass andere Identitäten – wie etwa nationale oder kulturelle – beider Seiten die lebensgeschichtliche Erzählung, das Interview, mit gestalten können. Die Vermeidung geschlechtssensibler Fragen löst das Problem keinesfalls.

### LITERATUR

- Amesberger, Helga (2009): Doing Gender within Oral History, in: Marta Kurkowska-Budzan and Krzysztof Zamorski (Ed.): Oral History. The challenges of dialogue, Studies in Narrative 10, Amsterdam.
- Amesberger, Helga, Katrin Auer und Brigitte Halbmayr (2004): Sexualisierte Gewalt. Weibliche Erfahrungen in NS-Konzentrationslagern, Wien.
- Amesberger, Helga und Brigitte Halbmayr (2001): Vom Leben und Überleben – Wege nach Ravensbrück. Das Frauenkonzentrationslager in der Erinnerung, Band 1: Dokumentation und Analyse, Wien.
- Botz, Gerhard, Helga Amesberger und Brigitte Halbmayr (2003): Das „Mauthausen Survivors Dokumentation Projekt“ (MSDPP), in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 16. Jg., 297-306.

- Ecker, Maria (2004): The Impact of Gender on Oral Testimonies of Holocaust Survivors, unveröffentlichtes Manuskript des Vortrages bei der jährlichen Tagung der Oral History Association, Portland, OR.
- Enloe, Cynthia (1983): *Does Khaki Become You? The Militarization of Women's Lives*, London.
- Gildemeister, Regine und Angelika Wetterer (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung, in: Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer (Hg.): *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, Freiburg i. Br., 201-254.
- Goldenberg, Myrna (1998): *Memoirs of Auschwitz Survivors: The Burden of Gender*, in: Dalia Ofer and Lenore J. Weitzman (Ed.): *Women in the Holocaust*, New Haven und London, 327-339.
- Jaiser, Constanze (2005): Repräsentationen von Sexualität und Gewalt in Zeugnissen jüdischer und nichtjüdischer Überlebender, in: Gisela Bock (Hg.): *Genozid und Geschlecht. Jüdische Frauen im nationalsozialistischen Lagersystem*, Frankfurt/Main, 123-148.
- Lentin, Ronit (1999): (En)Gendering Genocide. Die Feminisierung der Katastrophe, *Zeitschrift für Genozidforschung*, Jg. 1, Heft 1, 70-89.
- Scheffer, Bernd (2003): Verschweigen eher Ja, Kontrolle eher nein. Zu den biographisch-emotionalen Driften bei Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, in: Klaus-Jürgen Bruder (Hg.): „Die biographische Wahrheit ist nicht zu haben“, Gießen, 89-113.
- Scholz, Sylka (2003): Das narrative Interview als Ort eines 'männlichen Spiels'? Prozesse des Doing Gender in der Interviewinteraktion, in: Klaus-Jürgen Bruder (Hg.): „Die biographische Wahrheit ist nicht zu haben“, Gießen, 139-161.
- Welzer, Harald (2003): Was ist autobiographische Wahrheit? Anmerkungen aus Sicht der Erinnerungsforschung, in: Klaus-Jürgen Bruder (Hg.): „Die biographische Wahrheit ist nicht zu haben“, Gießen, 183-202.
- West, Cancade and Don H. Zimmerman (1998): *Doing Gender*, in: Kristen A. Myers, Barbara J. Risman and Cynthia D. Anderson (Ed.): *Feminist Foundations: Toward Transforming Sociology*, Thousands Oaks, London/New Delhi, 167-190.

#### INTERVIEWS

- Kononenko, Vasilij (2003): Interview von Alena Koslowa, 16. Januar 2003, Aufnahme und Transkript, Archive of Mauthausen Memorial (AMM), Wien, AMM OH/ZP1/654.
- Stanewa, Ljudmila (2002): Interview von Alena Koslowa, 25. September 2002, Aufnahme und Transkript, Archive of Mauthausen Memorial (AMM), Wien, AMM OH/ZP1/491.
- Ulrix, Clementina (2003): Interview von Frank Aarts, 2. Februar 2003, Aufnahme und Transkript, Archive of Mauthausen Memorial (AMM), Wien, AMM OH/ZP1/544.
- Vrachoritou, Sarina (2002): Interview von Alexios Menexiadis, 22. Februar 2002, Aufnahme und Transkript, Archive of Mauthausen Memorial (AMM), Wien, AMM OH/ZP1/624.

## Kreuz Ostbahn / Krzyż Wielkopolski Kreuzung deutscher und polnischer Erinnerung

Piotr Filipkowski und Anna Wylegała  
Mitarbeit und Übersetzung Roland Borchers

Im Nordwesten Polens, im Schnittpunkt dreier Regionen – Großpolen, Pommern und das Land Lebus – liegt die Kleinstadt Kreuz Ostbahn (Krzyż Wielkopolski). Die Stadt ist nicht groß, bezieht aber ihre besondere Bedeutung aus der Tatsache, dass sich hier zwei Eisenbahnlinien kreuzen: eine Nord-Süd- sowie eine Ost-West-Verbindung. Alle Züge der Strecke Stettin-Posen halten in Krzyż.

Die Stadt bemüht sich um ein modernes Image, unterhält eine zeitgemäße Webseite und bemüht sich, Touristen in die Stadt zu locken, indem sie die landschaftliche Umgebung bewirbt. Auf der Webseite findet sich auch ein kurzer Abriss der Stadtgeschichte. Wir erfahren dort, dass eine Siedlung an der Netze erst im 18. Jahrhundert entstand und dass diese auch 100 Jahre später immer noch inmitten eines Urwaldes aus Sümpfen und Moor lag. Der „Zivilisationssprung“ erfolgte erst Mitte des 19. Jahrhunderts mit dem Bau der Eisenbahnlinien von Posen nach Stettin und von Berlin nach Bromberg. „Ihre Entwicklung und ihren Namen Kreuz verdankt die Stadt der günstigen Lage an der Kreuzung dieser Verkehrswege. Die Eisenbahn war hier 150 Jahre lang Motor der Entwicklung. [...] Im Laufe von anderthalb Jahrhunderten hat der hiesige Bahnhof Millionen Fahrgäste und ungezählte Güterladungen abgefertigt. [...] Aufgrund ihrer Lage wurde die Siedlung Kreuz genannt. Die um die Bahnstation gelegene Ortschaft entwickelte sich schnell. Anfangs zählte sie nur 17 Häuser und 350 Einwohner. Jedes Jahr kamen neue hinzu. Auf den Eisenbahnstrecken nahm der Güter- und Personenverkehr zu, landwirtschaftliche Produkte aus Großpolen wurden auf diesem Wege nach Stettin transportiert. Der Bedarf an Transportmöglichkeiten war groß, so dass 1912 in der Nähe von Kreuz mit dem Bau eines Hafens an der Netze begonnen wurde, was zur weiteren Entwicklung der Ortschaft beitrug.“ Im Weiteren lesen wir, dass 1882 eine evangelische Gemeinde entstand und eine evangelische Kirche gebaut wurde. 1936 erhielt Kreuz Stadtrecht.

Erst am Ende dieses Abrisses über die lokale Wirtschaftsgeschichte, die Entwicklung der Eisenbahn und den gesellschaftlichen Fortschritt erfahren wir, dass diese Kleinstadt polnische Nachbarn jenseits der Netze hatte und dass diese Nachbarn 1918 im so genannten Großpolnischen Aufstand revoltierten, den Fluss aber nicht überschritten. Jedoch erfahren wir nichts darüber, wessen Nachbarn die Polen auf der anderen Seite der Netze waren, nichts über die Bewohner von Kreuz selbst. Es wird nur erwähnt, dass ihre Anzahl 5.000 überstieg.

Der Jahreswechsel 1944/45 wird dargestellt als eine Zeit, „die für Kreuz und seine Umgebung sehr schwer war. Durch die Stadt und den Bahnknotenpunkt kamen ge-

waltige Transporte deutschen Militärs und evakuierter Bevölkerung aus dem Osten. Die Stadt wurde nach schweren Kämpfen am 27. Januar 1945 befreit.“

Aus der gesamten Darstellung geht an keiner Stelle hervor, dass Kreuz bis 1945 einfach eine deutsche Stadt war, die nie zu Polen gehört hatte und nie von Polen bewohnt worden war – abgesehen von polnischen Saisonarbeitern, in der Kriegszeit Zwangsarbeitern. Es drängt sich die Frage auf, wer hier wen und von welcher Herrschaft befreit hat? In der offiziellen Geschichte der polnischen Stadt Krzyż findet man darauf keine Antwort.

Auf der Internetseite der Stadt findet sich noch eine weitere Kreuzer Erzählung über die Vergangenheit: Im November 2008 wurde in Polen der 90. Jahrestag der Unabhängigkeit gefeiert. Das Jahr 1918 spielt im polnischen kollektiven Gedächtnis eine entscheidende Rolle. Es symbolisiert, anders als in vielen Ländern Westeuropas, nicht das Ende eines langen und blutigen Krieges, der Millionen Opfer forderte, sondern die Wiedergewinnung der Unabhängigkeit nach über 120 Jahren der Teilung. Aus Anlass des runden Jahrestags der Ereignisse vom November 1918 wurden 2008 zahlreiche Feierlichkeiten und Veranstaltungen organisiert. Dies gilt auch für Krzyż. Eine Messe für das Vaterland wurde hier gehalten. Und wie an jedem Jahrestag legten die Einwohner von Krzyż auch 2008 in einem feierlichen Akt Blumen am Denkmal der „Rückkehr der Länder zum Mutterland“ nieder. Dies gilt als einer der Höhepunkte der lokalen Feierlichkeiten.

Vielleicht wäre das alles gar nicht der Rede wert, doch erinnert das Denkmal, das im Zentrum der Erinnerungsrituale steht, nicht an das Jahr 1918 und die Wiedererlangung der Unabhängigkeit. Er wurde in der Stadtmitte aufgestellt, um eines vollkommen anderen Ereignisses zu gedenken, das nur scheinbar ähnlich ist: die „Wiedergewinnung“ von Kreuz aus den Händen der Deutschen 1945, nachdem in Potsdam vereinbart worden war, dass die polnisch-deutsche Grenze entlang der Oder verläuft, rund 100 Kilometer westlich von Kreuz.

Als das Denkmal aufgestellt wurde, war es unwichtig, dass diese Länder mehrere hundert Jahre lang nicht zu Polen gehört hatten und die Stadt Kreuz bis 1945 mit Polen nur so viel zu tun hatte, dass es eine deutsche, genauer gesagt preußische Grenzstadt zu Polen war, Polen sich hier also sicherlich aufgehalten haben – vor dem Zweiten Weltkrieg freiwillig, während des Krieges unter Zwang als Arbeiter bei der Eisenbahn, in der Landwirtschaft oder in Fabriken. All dies erfahren wir jedoch nicht aus dem offiziellen Geschichtsbild, in dem es keinen Platz gibt für derartige Nuancen wie die verworrene Geschichte der Bewohner – die, die hier vor der Befreiung lebten, und jene, die hier gleich danach angesiedelt wurden.

Allerdings ist die Erzählung von der „Rückkehr zum Mutterland“ schon seit langem dekonstruiert und kompromittiert. Erheblichen Anteil daran hatten polnische und deutsche Historiker. Das nationale Zugehörigkeitsgefühl mithilfe der inaktuellen und unmodernen Vorstellung der „Wiedergewonnenen Gebiete“ zu stärken wirkt gerade hier, in Krzyż, besonders eigenartig, wo keiner der heutigen Einwohner – auch die ältesten, die sich 1945 hier niederließen – von jemandem etwas „zurückbekommen“ hat, insbesondere kein Land von Deutschen. Man konnte allenfalls etwas erhalten oder sich selbst aneignen als Entschädigung für etwas, was man woanders verloren oder zurückgelassen hatte. Doch ist „Entschädigung“ in Anführungszeichen zu setzen – nicht nur, weil der Verlust sich tatsächlich nicht ersetzen ließ.

Krzyż gehört zu den zahlreichen Orten in diesem Teil Europas, in denen nach dem Zweiten Weltkrieg ein vollständiger Bevölkerungsaustausch stattfand. Die Deutschen verließen die Stadt während und nach dem Ende des Krieges; die dort heute ansässigen Polen ließen sich nach dem Krieg in Krzyż nieder. Einige trafen noch auf die früheren Bewohner von Kreuz. Während der Begriff „Bevölkerungsaustausch“ jedoch eine einmalige Aktion oder zumindest einen geordneten und gut organisierten Prozess suggeriert, handelte es sich tatsächlich wohl eher um den chaotischen Zerfall einer Gemeinschaft für die einen und um einen ebenso chaotischen, komplexen Aufbauprozess in der gesellschaftlichen Leere für die anderen.

Über diese menschlichen Erlebnisse der Einwohner des früheren Kreuz und des heutigen Krzyż erfahren wir in der offiziellen und mythologisierten Stadtgeschichte nichts oder wenig. Um diese Erfahrungen kennenzulernen und zu verstehen, muss man mit den Menschen sprechen, Deutschen und Polen, die sie durchlebt haben. Wir hatten Gelegenheit, ihnen zuzuhören.

Von Mai 2007 bis zum Sommer 2009 führt die Stiftung Zentrum Karta in Krzyż ein Forschungsprojekt durch, dessen Ziel es war, die Biographien früherer und heutiger Bewohner von Kreuz bzw. Krzyż zu dokumentieren.<sup>1</sup> Karta ist eine Nichtregierungsorganisation mit Sitz in Warschau, die sich mit der Dokumentation und Verbreitung der neuesten Geschichte Polens und Mitteleuropas befasst. Ein wesentliches Anliegen dieser Arbeit besteht darin, den Zeitzeugen eine Stimme zu geben – vor allem denjenigen, deren Biographie zu „normal“ ist, um Eingang in ein Geschichtsbuch oder das Programm einer Akademie zu finden. So war es auch im Fall der Erzählungen, die wir in Krzyż aufgenommen haben. Dem ersten Projektteil – der Erfassung von Biographien der älteren Einwohner der Kleinstadt – liegt das Interesse an den Erlebnissen der Menschen zugrunde, die aus unterschiedlichen Gründen, oft gegen ihren Willen nach 1945 nach Krzyż kamen. Wie sind sie dorthin gekommen, was mussten sie zurücklassen, wie verlief der Anpassungsprozess an die neuen, teilweise vollkommen entgegengesetzten materiellen und kulturellen Bedingungen?

Die Polen, die direkt nach dem Krieg nach Krzyż kamen, kann man in verschiedene Gruppen unterteilen: Als erste kamen Einwohner aus umliegenden Dörfern und Kleinstädten, jene Nachbarn „hinterm Fluss“, die die Stadt aus der Vorkriegszeit kannten und die nicht auf offizielle Entscheidungen warteten, sondern sich auf eigene Faust in der entleerten Stadt, aus der die deutsche Bevölkerung vor der Roten Armee geflüchtet war, niederließen. Ein Teil von ihnen hatte während des Krieges als Zwangsarbeiter in Kreuz gearbeitet und kam nach dem Durchzug der Front aus eigenem Antrieb in die Kleinstadt zurück. Die zweite Gruppe bildeten die so genannten Repatriierten aus Ostpolen – Bewohner der östlichen Wojewodschaften, die bis 1939 zu Polen und ab 1945 den Sowjetrepubliken Litauen, Ukraine und Weißrussland angehörten. Ähnlich wie den Kreuzer Deutschen hatte ihnen der Krieg ihre „Heimat“ genommen. Die ersten Transporte von Ostpolen nach Kreuz kamen dort in den ersten Tagen des Mai 1945 an, also noch vor Kriegsende, die letzten im Herbst 1947. Als dritte Gruppe kann man jene Einwohner fassen, die aus wirtschaftlichen Gründen nach Krzyż kamen, sich hier also bessere Lebensbedingungen erhofften, wie es ihnen

---

1 Das Projekt wurde finanziert von der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit. Insgesamt wurden 60 Audiointerviews geführt, 13 in Deutschland mit ehemaligen Bewohnern von Kreuz und 47 mit heutigen Bewohnern des polnischen Krzyż. Weitere Informationen auf Deutsch finden sich auf der Website des Projektes: [www.kreuz-krzyz.pl/de](http://www.kreuz-krzyz.pl/de).

die neuen Machthaber der Volksrepublik versprochen hatten, die somit die neu gewonnenen West- und Nordgebiete schnellstmöglich bewirtschaftet wissen wollten. Dieser Teil der Siedler kam vor allem aus Groß- und Zentralpolen, aber auch aus den Gegenden von Rzeszów und Lublin.

Was verband alle diese Menschen, als sie in Kreuz aus dem Zug ausstiegen und die Stadt betraten, in der noch alle Schilder deutsche Aufschriften trugen und in die die deutschen Bewohner schrittweise zurückkehrten, weil diese damit rechneten, dass nach dem Durchzug der Front die Stadt deutsch bleiben würde? Alle waren konfrontiert mit der Notwendigkeit, sich an dem neuen Ort niederzulassen und einzurichten, in einer Stadt, die erst durch sie zu einer polnischen Stadt gemacht werden sollte. Für viele der neuen Bewohner war eine der ersten Erfahrungen in Krzyż der Kontakt mit „früheren“ Bewohnern der Stadt – mit den Deutschen.

In einem zweiten Projektteil konnten wir dank der Unterstützung der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit auch die Erfahrungen der deutschen Bewohner von Kreuz kennenlernen, weil die Stiftung die finanziellen Mittel bereitstellte, Interviews in Deutschland zu führen.

Der Kreuzer Exodus begann bereits Ende 1944, als ein großer Teil der Bevölkerung auf die Nachricht hin, dass die Rote Armee sich näherte, nach Westen flüchtete. Einige kamen nach dem Durchmarsch der Front zurück, fanden ihre Stadt aber bereits unter polnisch-sowjetischer Verwaltung vor. In dieser politisch weiterhin unsicheren Zeit war jedoch nicht absehbar, welches Schicksal Kreuz und seine deutschen Bewohner ereilen würde. Ein Teil der Deutschen verließ Kreuz freiwillig. Sie fanden sich damit ab, dass die Stadt nunmehr zu Polen gehörte. Andere warteten ab, was passieren würde.

Nach der Potsdamer Konferenz im August 1945 und den dort erfolgten Festlegungen bezüglich der neuen Grenzen Europas begann die organisierte Aussiedlung der deutschen Bevölkerung aus Kreuz/Krzyż, ein Prozess, der jedoch recht lange dauerte. Der letzte Transport verließ den Bahnhof in Krzyż erst im Oktober 1946. Bis dahin lebten die Deutschen in Kreuz mit den Polen zusammen, oft in einem Haus oder in einer Wohnung; sie arbeiteten zusammen, verbrachten den Alltag zusammen. Die Kontakte zwischen den beiden Gruppen sahen jedoch verschieden aus. Sehr oft wurden Deutsche von Polen schlecht behandelt, zu schwerer Zwangsarbeit herangezogen, gedemütigt. Viele Polen sahen in den Deutschen einzig und allein Angehörige der früheren Besatzungsnation, die jetzt für die deutschen Verbrechen in der Kriegszeit büßen sollten. Es gab jedoch auch Polen, für die die Deutschen ganz normale Menschen waren, Menschen, die gerade ihr Haus verlieren – genau so, wie sie es selbst vor nicht allzu langer Zeit erlebt hatten. Derartige Eindrücke ermöglichten Verständnis und Mitgefühl.

Für den Verbleib in Krzyż entschied sich eine einzige deutsche Familie. Diejenigen Deutschen, die Krzyż frühzeitig verließen, kamen in die westlichen Besatzungszonen; die in den Jahren 1945/46 Ausgesiedelten hingegen kamen größtenteils in die sowjetische Besatzungszone. Es folgte ein langer und teilweise schwieriger Integrationsprozess mit den eingesessenen Deutschen am neuen Wohnort, begleitet von Sehnsucht nach Heimat und Schwierigkeiten bei der Anpassung an die neuen Lebensbedingungen – sowie ein Gefühl der Ungerechtigkeit. In diesem Punkt treffen sich, so scheint es, die Biographien polnischer und deutscher, heutiger und früherer Bewohner von Krzyż. Sowohl erste als auch letztere standen nach dem Krieg vor der Notwen-

digkeit, ihr Leben von neuem aufzubauen – an einem neuen Ort, mit neuen Menschen versuchen, wieder heimisch zu werden. Wie sah dieser Prozess aus? Kann man sagen, dass er erfolgreich war? Wie erinnern sich unsere Gesprächspartner an diese schwierige Zeit – etwa an das Verlassen des Hauses und die Ankunft und Eingewöhnung am neuen Ort? Und in welcher Erinnerung haben sich die beiden Gruppen, die sich 1945/46 in Krzyż begegneten, gegenseitig behalten?

Eine weitere Gruppe ist besonders zu erwähnen, die das Durcheinander der Jahre 1944-46 in den „Wiedergewonnenen Gebieten“ und das Aufeinandertreffen mit den Polen umgangen hat. Es sind dies die jungen Männer, die während des Krieges zur Wehrmacht und an die (Ost-)Front eingezogen wurden. Als sie das Ende des Krieges „erlebten“, wussten sie oft nicht, zu wem und wohin sie zurückkehren sollten. Auf der Suche nach ihren geflohenen oder umgesiedelten Angehörigen fuhren sie weiter in den Westen.

Wir wollen und können nicht für alle diese Menschen sprechen – wir wollen unseren Gesprächspartnern, Polen und Deutschen, heutigen und früheren Einwohnern von Kreuz, eine Stimme geben. Wir stellen vier Biographien vor – vier Erzählungen, zwei polnische und zwei deutsche. Sie sind nicht repräsentativ, aber doch typisch. Vielleicht wird aus den Fragmenten dieser Erlebnisse eine Geschichte von Kreuz/Krzyż – und vom Wandel von Kreuz zu Krzyż – sichtbar, wie sie in der offiziellen Darstellung der Stadt nicht zu finden ist.

### **Die erste Lebensgeschichte<sup>2</sup>**

Hans-Joachim wurde 1927 in Kreuz geboren. Das war alles, was ich über ihn wusste, als wir uns trafen, denn eigentlich war diese Begegnung nicht vorgesehen. Bevor ich im März 2008 nach Deutschland fuhr, um Zeitzeugen aus Kreuz aufzusuchen, hatte ich vergeblich versucht, ihn telefonisch zu erreichen. Auch als ich es von Deutschland aus nochmals versuchte, hatte ich kein Glück. Doch dann rief mich Hans-Joachim zurück, weil sein digitaler Anrufbeantworter meine Handynummer gespeichert hatte. Ich erklärte ihm, dass wir Erinnerungen von Einwohnern des früheren Kreuz aufnehmen, und er war sofort mit einem Interview einverstanden. Da ich gerade in der Nähe war, verabredeten wir uns noch für denselben Abend bei Hans-Joachim in Hamburg.

Wir verstanden uns gut, das Gespräch war offen und herzlich. Als Quelle für die Geschichte von Kreuz lässt sich das Interview jedoch nicht ohne Weiteres verwenden. Mein Gesprächspartner präsentierte mir keine fertige, chronologisch geordnete biographische Erzählung, der der Zuhörer folgen könnte, wenn er die Geschichte der Kleinstadt – wenn auch nur in Annäherungen – rekonstruieren möchte, wenn er erfahren will, „wie es dort tatsächlich gewesen ist“, oder wenn er das Leben des Gesprächspartners nachvollziehen möchte.

Mein Interviewpartner versuchte nicht einmal, ein solches Narrativ zu schaffen. Problemlos rief er Erinnerungen an verschiedene Momente in seinem Leben ab, auch aus der Kreuzer Zeit, aber diese Erzählungen fügten sich nicht zu einer schlüssigen Lebensgeschichte zusammen. Sie bildeten eher eine lockere Sammlung sich überschneidender und miteinander korrespondierender Bilder, die nicht durch eine Chro-

---

2 Das Interviews mit Hans-Joachim führte Piotr Filipkowski, der auch die hier präsentierte Lebensgeschichte verfasst hat.

nologie oder eine Ursache-Folge-Beziehung verbunden waren, sondern durch Interpretationen und Sinnstiftungen des Interviewpartners.

Die erste Episode, die Hans-Joachim im Interview erinnerte, war seine erste Reise nach Krzyż, die er 1991 mit seiner Frau, seinem Sohn und einem Cousin unternahm. Kurz nach der politischen Wende in Polen und der deutschen Wiedervereinigung, ist das ein vielsagendes und kein zufälliges Datum. Die deutsch-deutsche Grenze war verschwunden, die deutsch-polnische nunmehr eine Grenze zwischen „Freunden“. Endlich konnte man problemlos nach Polen fahren, auch mit dem eigenen Auto. Die Strecke von Hamburg nach Krzyż ist lang, doch kann man sie ohne Weiteres an einem Tag zurücklegen. Die Familie wollte jedoch in Deutschland direkt an der polnischen Grenze übernachten und nur für einige Stunden nach Krzyż fahren. Es ging ihnen lediglich um eine kurze Visite der heimatlichen, aber inzwischen doch fernen Kleinstadt, um dann schnell wieder in die eigene, vertraute Welt zurückzukehren. Hans-Joachim wollte seiner Frau und seinem Sohn seinen Geburtsort und die Plätze seiner Kindheit zeigen – den See, in dem sie einst gebadet hatten und auf dem sie Schlittschuh gelaufen waren. Das ist gelungen – all die früheren Erzählungen bekamen endlich ein Gesicht, einen konkreten Ort.

Jedoch gelang es nicht, sich an diesem Ort von neuem heimisch zu fühlen. Es gelang nicht, mit den Polen, die heute diesen Orte mit Leben erfüllen, in Kontakt zu kommen. Trotz guten Willens und einiger Versuche kam ein solcher Kontakt nicht zustande. Es fehlte die gemeinsame Sprache – sicher auch im wörtlichen, einfachsten Sinne.

*Und dann waren wir in Kreuz, wo ich geboren bin. Schillerstraße, ehemals Schillerstraße, wo die katholische Kirche ist. In dem Nachbarhaus vom Pfarrhaus, da haben wir gewohnt drin. Und da haben wir davor gestanden, aus dem Pfarrhaus guckte jemand raus, aber sah auch nicht so aus, als wenn man sich mit dem unterhalten kann, der war nur aus Neugier da. Ich hätte mich gerne mit den Leuten unterhalten, und ich konnte nun nicht Polnisch und man hat nun auch keinen getroffen, der nun sagte: „Ich kann dolmetschen.“ Ich wäre gerne ins Haus gegangen und hätte den Leuten gesagt: „Ich freue mich, dass ihr das Haus so erhalten habt, wie es früher war, und es instandhaltet.“ Und mehr wollte ich gar nicht. Aber wir hatten das Gefühl, wir wurden von allen Seiten böse angeguckt, als wenn wir denen was wegnehmen wollen.*

Aus anderen Erinnerungen wissen wir, dass ein solcher Dialog möglich war und ist. Zahlreiche Bewohner des früheren Kreuz und des heutigen Krzyż stehen in Kontakt.

Die Erinnerung an die Reise erleichterte es meinem Interviewpartner, sich andere Begebenheiten aus der fernerer Vergangenheit ins Gedächtnis zu rufen. Hans-Joachim stammt aus einer Familie, die in Kreuz tief verwurzelt war – „das war ein ganzer Klan“. Seine Eltern und Großeltern sind hier geboren, sie wohnen und arbeiten hier. Die Familie war weit verzweigt und in der Gegend bekannt. Der Vater war Schuhmachermeister und führte mit der Mutter ein Schuhgeschäft mit Schusterwerkstatt, das sich in ihrem Wohnhaus direkt bei der katholischen Kirche befand. Der Großvater betrieb mit einem Onkel einen Getreide- und Kartoffelgroßhandel sowie eine Mühle. Der andere Großvater handelte mit Kohle und eine Tante hatte ein kleines Kolonialwarengeschäft, „von der Kopfschmerztablette bis zur Kuhkette und Peit-

sche gab's da alles, und Petroleum“. Ein anderer Onkel war Konkurrent des Vaters, denn auch er führte ein Schustergeschäft in Kreuz.

Für die verschiedenen Geschäfte der Familie spielte die geographische Lage von Kreuz sicher eine große Rolle: Knotenpunkt wichtiger Eisenbahnverbindungen und gleichzeitig direkt an der Grenze zu Polen. Der kleine Grenzverkehr habe, so mein Gesprächspartner, Kunden nach Kreuz gebracht, denn aus polnischer Sicht sei Kreuz damals ein „Mittelpunkt“ gewesen. Er selber habe jedoch vor Kriegsausbruch 1939 nie Gelegenheit gehabt, auf die polnische Seite jenseits der Netze zu gelangen.

„Wir waren selbstständig“, so antwortete er auf meine Frage nach der materiellen Lage seiner Familie. Anders als in den Erzählungen anderer Einwohner des deutschen Kreuz spielte dieses Thema überhaupt keine Rolle. Ob der Vater für die Schule des Sohnes zahlen musste, weiß mein Interviewpartner nicht einmal.

Das Jahr 1939, der Kriegsausbruch, bildet für die verstreuten Erinnerungen von Hans-Joachim keinen Einschnitt. Das ist verständlich, denn weder er noch andere Einwohner von Kreuz erlebten damals etwas Außergewöhnliches. Mich interessierten jedoch auch ganz alltägliche Aspekte, wie Erwachsenwerden und Schulbesuch im NS-Staat.

*Einige Lehrer, die trugen Uniform, manchmal. Das waren Parteigenossen, irgendwie. Die mussten wohl in der Partei sein. Es war ja damals so: Wer öffentliche Ämter ausübte, der musste in einer Parteiorganisation sein. Nicht direkt, der kann in so einer Nebenorganisation oder irgend sowas sein. Auf jeden Fall musste erkenntlich sein, dass er nicht dagegen war. So wie es in der DDR ja auch war, da hat man ja auch immer versucht, sich so das Beste rauszusuchen, damit man mit dem Strom geschwommen ist. Denn wer sich aufgelehnt hat, war ja weg. Das ist ja überall so.*

*Hitlerjugend, da hat man das gemacht – in etwa, erst mal – was man heute bei den Pfadfindern auch macht: Geländespiele und so, was den Jungen Spaß macht. Zuerst. Und dann nebenbei musste marschiert werden, und Appell, Lager machen, Zeltlager und so. Ja, man hat dann die Partei verherrlicht, der Nationalsozialismus wurde dann verherrlicht. Und wenn die Jungs nichts anderes sehen, nicht anderes hören, dann musste man das glauben, was man ihnen sagt.*

Statt Einzelheiten aus der eigenen Biographie haben wir hier Verallgemeinerungen über totalitäre Systeme auf provinzieller Ebene und – vielleicht überraschend – eine Gegenüberstellung mit der DDR. Dies erklärt sich jedoch im weiteren Verlauf des Interviews. Um trotzdem etwas Konkretes zu erfahren, fragte ich nach einem jüdischen Geschäft in Kreuz, da ich bereits wusste, dass es eines gegeben hatte. Mein Interviewpartner erinnert sich gut an den Inhaber, auch kennt er aus Erzählungen die weitere Geschichte dieses Ladens.

*Bis zum Krieg. Also das jüdische Geschäft, das hat der Besitzer verkauft, ich möchte sagen 1938. Das hat er wohl 1938 verkauft und ist dann weggezogen, ausgewandert – weiß ich nicht. Und das hat dann jemand anderes übernommen, der hat das gekauft. Dass das gekauft worden ist, das weiß ich, weil ich*

*mit der Tochter von dem Nachfolger zur Schule gegangen bin, in eine Klasse. Und wir haben heute noch Kontakt. Und die hat mir das erzählt, wie das früher war.*

Ähnlich wie unsere anderen deutschen Gesprächspartner, frühere Einwohner von Kreuz, weiß auch Hans Joachim nicht, was mit dem früheren Besitzer geschehen ist, und versuchte auch nie, es herauszufinden. Ein Nachbar, der plötzlich verschwand. Von einem anderen Zeitzeugen erfahren wir, dass dies nicht „einfach so“ geschehen ist.

Dass 1939 nicht als besonderer Einschnitt erinnert wird, bedeutet nicht, dass der Zweite Weltkrieg insgesamt nicht zu den Erfahrungen meines Interviewpartners gehört. Er befindet sich sogar im Mittelpunkt – die Erinnerung an ihn ist ausgeprägt und nimmt einen zentralen Platz in den biographischen Erzählungen ein. Nur hat diese Erfahrung einen anderen Zeitrahmen als die übliche Datierung des Zweiten Weltkrieges. Sie beginnt 1944 mit der Einberufung zur Wehrmacht und endet 1949 mit der Entlassung aus dem sowjetischen Kriegsgefangenenlager im Kaukasus, Hans-Joachims letzter Station seiner Lagerbiographie. Es ist charakteristisch, dass die Erzählung über die Erlebnisse in den Kriegsgefangenenlagern viele Ähnlichkeiten mit Berichten Gefangener in NS-Konzentrationslagern aufweist, mit denen ich im Rahmen eines anderen Projekts Interviews durchgeführt habe.

In die Erzählung über die eigene Kriegserfahrung ist der gleichzeitig ablaufende Lebensweg der Familie eingeflochten, den er jedoch erst aus späteren Erzählungen kennt. Wir erfahren, dass der Vater ebenso zur Wehrmacht eingezogen wurde, später in sowjetische Gefangenschaft geriet und 1947 entlassen wurde. Die Mutter blieb mit den Schwestern vorerst in Kreuz, flüchtete aber vor dem Einmarsch der Roten Armee. Wie viele andere kehrte sie 1945 zurück. Das Haus stand zwar noch, war jedoch „unbewohnbar“.

*Das Haus, da waren die Fenster raus und die Türen hat man weggenommen, hat man total ausgeräumt. Und die Möbel waren alle – das hat man gleich alles nach der Flucht geplündert.*

Die Mutter arbeitete nun wie andere Deutsche bei Polen, um Nahrungsmittel zu erhalten. Es folgte die endgültige Ausweisung der deutschen Bewohner von Krzyż; ihren Platz nahmen Polen ein, die aus ehemals polnischen Gebieten jenseits des Bug kamen. Obwohl dies gar nicht Teil seiner persönlichen Erfahrung ist, berichtet mein Gesprächspartner von dem „Transfer“, der sich damals in seiner Heimat vollzog, die nun „Wiedergewonnene Gebiete“ genannt wurde.

*Und dann wurden ja alle Deutschen ausgewiesen. Weil ja auch die Polen aus Russland ausgewiesen worden sind, was der Russe von Polen einvernommen hat. Und die wurden dann wieder dahin [nach Kreuz] geschickt. Da waren beide nicht glücklich.*

*Die [Deutschen im poln. Krzyż] haben sich alle Arbeit bei den Polen gesucht und haben für Essen gearbeitet. Da gab's nur zu Essen für die Arbeit. Sie hatten eine ganz schwere Zeit gehabt. Obwohl die für den Krieg auch nichts konn-*

*ten. Wer konnte schon was für den Krieg? Die Zivilbevölkerung ist doch immer die angeschierte dabei. Und die kleinen Leute.*

In diesem Plädoyer für den „kleinen Mann“ entgeht der Aufmerksamkeit des Erzählers jedoch, dass nicht alle „kleinen Leute“ unschuldige Opfer waren, sondern ihre Lage zu unterschiedlichen Zeitpunkten des Krieges verschieden war.

Nach der Entlassung aus dem Kriegsgefangenenlager konnte mein Interviewpartner nicht ins polnische Krzyż zurückkehren. Seine Eltern fand er in der DDR. Auffällig ist, dass er über ihren Wohnort mehrfach spricht als „in der DDR“. Er verwendet diesen Begriff auch für die Zeit, als es die DDR noch gar nicht gab. Für den Interviewten hat dieses Detail keine Bedeutung – wichtig ist jedoch die Distanz, mit der er über die sowjetische Einflussphäre spricht. Mit diesem Raum wollte er nach der Erfahrung in den sowjetischen Lagern nichts zu tun haben.

Er erzählt dies aus der Perspektive eines Beobachters von außen, eines Outsiders. Kurz nachdem er aus dem Lager zurückgekehrt war und seine Eltern gefunden hatte, zog er nach Hamburg, wo Verwandte wohnten. Dort gründete er eine Familie, machte eine Ausbildung und fand Arbeit als Spezialist für die Herstellung von Elektromaschinen.

In Hamburg stellt Hans-Joachim ab 1951 auch den Kontakt zu anderen ehemaligen Kreuzern wieder her. Er fand Schulfreunde wieder – mit einem steht er bis heute in Kontakt. Auch lernte er neue Leute kennen, die ebenfalls aus Kreuz stammten. Hätte es nicht die landsmannschaftlichen Verbände und den Verlust der Heimat gegeben, hätte er sich mit ihnen sicherlich nie getroffen. Doch ist die Landsmannschaft nicht die wichtigste Angelegenheit im Leben meines Gesprächspartners.

Die deutsche Nachkriegsspaltung in einen östlichen und einen westlichen Teil erlebte er intensiv, da sie ihn von seinen Angehörigen trennte und den Kontakt mit ihnen erschwerte.

*Die waren schon in der DDR, und ich habe mich entlassen lassen nach den Verwandten hier [in Hamburg], also ich wollte mit den Russen nichts mehr zu tun haben. Die kannte ich nun jetzt. Mit dem Regime hatte ich nichts mehr im Sinn. Und ich bin dann hier geblieben. Besucht und so, das ist klar. Die Eltern sind dort geblieben, in der DDR. Und sind dort auch verstorben. Nein, das war auch nicht einfach. Man musste immer eine Aufenthaltsgenehmigung von dort kriegen, eine Einreisebewilligung, eine Einladung sowieso. Das war nicht einfach. Aber es war möglich. Also von hier dorthin. Und für sie als alte Leute, sie durften mich auch hier besuchen einmal im Jahr. Ich glaube, nicht jedes Jahr, aber einmal im Jahr.*

Nun wissen wir auch, warum die DDR in den Erinnerungen über die Schulzeit in Kreuz auftaucht. Für den Interviewten ist dies ein Etikett zur Bezeichnung verschiedener Erfahrungen mit totalitärer und autoritärer Macht.

Geleitet durch meine Fragen, kehrt die unlineare Erinnerung wieder nach Kreuz zurück. Ich wusste bereits, dass seine Mutter als Zwangsarbeiterin bei Polen beschäftigt war – auch wenn der Zwang vielleicht „nur“ ökonomisch war. Ich möchte wissen, ob in den ruhigen Kriegsjahren in Kreuz Zwangsarbeiter waren. Wie sich zeigt, waren sie nicht nur in Kreuz, sondern auch bei den Eltern in der Werkstatt.

*Ich möchte nicht sagen, dass das Zwangsarbeiter waren. Man kannte sich. Also, bei uns war, das kann man fast sagen, ein Zwangsarbeiter. Da hat man gesagt: „Hier werden Schuhmacher gebraucht.“ Ich weiß nicht, aus welchem Ort der war. Der hat dann bei uns gearbeitet, war bei uns. Auf jeden Fall hat er's einigermaßen gut gehabt, möchte ich sagen. War in Kost und Logis, er wurde verpflegt von meiner Mutter und hatte eine Unterkunft – war nicht besonders schön, aber er hatte ein Dach über dem Kopf gehabt. Und wenn wir in der Familie gefeiert haben, haben wir die Haustür zugeschlossen, und dann war er bei uns am Tisch. Das war verboten. Aber das ist auch bei anderen so gewesen. Ganz selten, das waren Ausnahmen, wo man die Polen diskriminiert hat. Im Grunde war das gar nicht so. Und bei meinem Onkel, da hat auch ein Pole gearbeitet, von Drażgiz [einem Nachbardorf], die kannten sich schon vor dem Krieg. Ehe die irgendwo anders waren, sind sie lieber dahin gegangen, wo sie die Leute vorher schon kannten. Arbeiten musste jeder, egal wer, ob das nun ein Deutscher oder ein anderer war. Und dann sind sie lieber dorthin gegangen. Und zwei Haushaltshilfen – eine bei meiner Tante, und bei meinem Onkel war eine. Da war ein französisches Kriegsgefangenenlager, der hatte da auch gearbeitet bei meinem Onkel. Aber die liefen alle frei rum, da gab's gar nichts. Und die waren ... Man sagt Familienanschluss dazu, sowieso. Die haben auch mit am Tisch gegessen. Man kannte sie ja, man wusste ja, wer da kommt. Und in so einem kleinen Ort, da kennt ja jeder jeden. Und da weiß man: „Aha, vor dem da muss du dich vorsehen, da musst du den Mund halten.“ Und wenn dann gerade Mittagszeit war und man sah, da kommt irgend so ein Spezi an: „Bitte du, geh doch mal eben nach nebenan.“*

Diese positive Erinnerung an Zwangsarbeit muss nicht unbedingt eine Form der Rechtfertigung der Eltern sein. Mancher polnische Arbeiter, der damals für Deutsche arbeitete, hat in seiner Erinnerung ähnliche Bilder. Vor allem, wenn er das Glück hatte, zu einer guten Familie zu kommen, auf eine kleine Landwirtschaft, in eine Werkstatt oder ein Geschäft. An solchen Arbeitsplätzen war es leicht möglich, Vertrauen und ein etwas näheres Verhältnis aufzubauen.

Von diesem Bild guter, freundschaftlicher Beziehungen zwischen gutmütigen einfachen Menschen, über deren Kopf ein verrückter Krieg stattfindet, wechselt mein Gesprächspartner problemlos zu nostalgischen Erinnerungen an die sorgenfreie Kindheit in Kreuz.

*Wie alle anderen: Dummes Zeug gemacht. Ja, im See viel geschwommen, und dann im Winter waren wir viel unterwegs. Da waren die Netzwiesen, die waren überschwemmt. Man konnte auf Schlittschuhen weit laufen. Und dann haben wir uns mit noch einem Kumpel Eissegler gebaut. Von Muttern ein Laken geklaut, eine Stange, das Laken da angebunden. Jeder hat ein paar Schlittschuhe, einer vorne, einer hinten. Und dann sind wir losgesegelt. Plötzlich, gegen Abend, als es dunkel wurde, war der Wind nicht mehr da. Oder in der verkehrten Richtung. Und wir mussten dann wieder zurück. Weiß ich noch genau wie heute. Da haben wir die Schlittschuhe abgemacht, das Laken abgemacht. Und dann sind wir zur Bahnstrecke gegangen, da ist ja die Ostbahn*

*von Berlin nach Königsberg. Die einzelnen Stationen: Kreuz, Filehne, Ascherbude, Stieglitz, Schönlanke, Stöwen, Schneidemühl. So ungefähr waren die Bahnstationen. Und wir waren an der Netze lang, die Netze ist ja auch parallel zur Bahn so in etwa. Und hin zum Bahnhof, haben uns da rumgedrückt, und dann kam der nächste Zug. Weil Kreuz ja auch eine Eisenbahnerstadt war, waren da viele Eisenbahner. Da hat man einen gesehen, irgendein Kreuzer war dann da. „Wie kommen wir wieder nach Hause?“ und so. Dann wollten wir mit einem Güterzug – hält der auch in Kreuz? Nachher hält der ganz woanders? Da ins Bremserhäuschen rein. Früher hatten einige Güterwagen hinten so ein Bremserhäuschen dran, wo eine Bremse dran war. Das war der letzte Waggon dann immer. Und da wollten wir uns verstecken. Sie haben uns aber erwischt und uns dann im Packwagen versteckt. „Aber keinen Mucks!“ Und dann in Kreuz, als er gehalten hatte, sind wir zur anderen Seite raus. Wir konnten ja nicht durch, da war 'ne Sperre, da musste man eine Fahrkarte vorzeigen. Da sind wir zur anderen Seite über die Schienen rüber. Auf der anderen Seite war früher die Kleinbahn, die nach Schloppe fuhr. Der Schlopper. Er hat gesagt: „Hier, husch rüber. Guckt, ob da einer kommt, und dann aber Abfahrt! Und erzählt nicht, wer euch mitgenommen hat.“ Aber nächsten Tag wusste mein Vater das auch schon. Das haben wir nur einmal gemacht. Man macht solche Streiche nur einmal.*

Im Tonfall dieser Erinnerungen gibt es nicht einen Hauch von Zorn, dass diese Zeit zusammen mit dem Ort, an dem sie stattfand, unwiderruflich vergangen ist. Das ist eine, wenn man so will, positive Nostalgie, die sich gegen nichts und niemanden richtet. Es zeigt sich sogar, dass diese Jugendzeit in Kreuz als Vorstufe zum Erwachsenenleben in Hamburg interpretiert wird. Während des Krieges beherbergten die Eltern Verwandte aus der Hansestadt, die sich längere Zeit von den ständigen Bombardierungen Hamburgs erholten. Hier fanden sie Schutz vor dem Krieg. Und bei der Gelegenheit luden sie – damals vielleicht etwas unreal anmutend – zum Besuch in Hamburg ein.

*Und als in Hamburg die großen Angriffe waren, da sind die Hamburger in Kreuz gewesen, paar Monate. Weiß ich noch. Und da hat mein Großonkel, der hier in Hamburg war, zu mir gesagt: „Du Junge, du kommst mal nach Hamburg. Hier in Kreuz, in einer Kleinstadt, das ist nichts für dich. Du kannst nur in Hamburg was werden.“ Der war auch Elektriker, und ich habe mich für alles Mögliche interessiert, für jede Technik und alles. Und da sagt er: „Du musst in eine Großstadt.“ Deswegen hat sich das so ergeben, dass ich hier nach Hamburg gekommen bin.*

Das Überreden erwies sich als erfolgreich – nicht in Kreuz, sondern in Hamburg ist Hans-Joachim seit Jahrzehnten zu Hause. Nur musste er, um dorthin zu gelangen, einen langen und schwierigen Weg zurücklegen.

Vergangenen Erlebnissen Sinn zu geben ist eine der wichtigsten Aufgaben der Erinnerung, auch der autobiographischen Erinnerung. Doch nicht immer sind diese sinngebenden Leistungen so deutlich zu erkennen wie in dieser Erzählung – oder eher in den kleinen Erlebnissen, die keine großes Narrativ ergeben.

### **Die zweite Lebensgeschichte<sup>3</sup>**

„Es war furchtbar.“ Diese Worte sagt Irmgard am häufigsten. „Es war furchtbar.“ Sie meint ihre Flucht vor der Roten Armee im Januar 1945 nach Potsdam. Nach Kriegsende kehrte sie nach Kreuz zurück, doch war Hinterpommern inzwischen polnisch geworden. Im April 1946 ging sie abermals auf die Flucht, um aus Polen herauszukommen. „Es war furchtbar“, sagt sie, „es war furchtbar.“

Die Flucht war für sie das Schlüsselerlebnis ihres Lebens. Als ich sie im März 2008 aufsuchte, um von ihr etwas über Kreuz zu erfahren, erzählte sie mir vor allem zwei Geschichten: ihre beiden Fluchterlebnisse im Januar 1945 und im April 1946. Es sind diese beiden Ereignisse, die sich am tiefsten in ihr Gedächtnis eingepägt haben. Obwohl sie damals sehr jung war und heute nicht mehr alle Erinnerungen an Kreuz vollständig rekonstruieren kann, lassen sich diese beiden Fluchterfahrungen in allen Details abrufen. Als ihre Mutter sie im Januar 1945 Hals über Kopf mit dem neunjährigen Bruder und der vierjährigen Schwester in den Zug Richtung Westen setzte, wurde sie schlagartig erwachsen. Plötzlich waren nicht mehr die Mutter oder der Vater verantwortlich für sie und ihre Geschwister, sondern sie allein. Und dabei ging es um Leben und Tod – der Zug wurde von sowjetischen Tieffliegern beschossen, mehrmals sind sie in der eisigen Kälte, die in jenem Winter tausende Flüchtlinge das Leben kostete, beinahe erfroren. Die gesamte Verantwortung lang in Irmgards Händen. Damals war sie 15 Jahre alt.

Wer ein Treffen von Vertriebenen und Flüchtlingen besucht und mit ihnen über die Vergangenheit redet, der hört vor allem eine Geschichte: die Flucht. Nicht nur bei Irmgard, bei Millionen Deutschen, vor allem Frauen, hat sich diese Erinnerung am tiefsten eingepägt, es war das schlimmste und traumatischste Ereignis ihres Lebens. Viele haben ihre Erinnerungen später aufgeschrieben, um sie ihren Kindern und Enkeln zu hinterlassen. Verarbeitet haben sie die Erlebnisse damit aber nicht. Sie wollen darüber reden, sie müssen darüber reden, und sie werden darüber reden, bis sie verstummen. Dass in den letzten Jahren die Erlebnisse dieser Menschen ausschließlich unter dem Stichwort „Vertreibung“ der Deutschen aus den Ostgebieten öffentlich behandelt worden sind, tut ihnen Unrecht. Für sie war es die Flucht, und nicht die spätere Ausweisung, Umsiedlung oder Vertreibung aus Polen, der Sowjetunion, der Tschechoslowakei und anderen Staaten, die ihr Leben geprägt hat.

Die meisten Deutschen in den Ostgebieten hatten bis Ende 1944 vom Krieg noch nicht viel mitbekommen – vielmehr wurden aus den ausgebombten Städten im Westen Menschen hierher gebracht, weil es hier ruhiger war. Natürlich, die meisten Männer waren im Krieg, zurück blieben die Frauen, Kinder und Alten, es mangelte an allen Ecken und Enden. Je länger der Krieg dauerte, desto mehr stand das öffentliche Leben still – alles wurde auf die Zeit nach dem „Endsieg“ verschoben. Doch der Krieg im eigentlichen Sinne – die Front – war weit weg. Im Herbst 1944 erreichte die Rote Armee das deutsche Reichsgebiet und marschierte in Ostpreußen ein: Mit einem Schlag war alles Gerede vom entscheidenden Gegenschlag, der kurz bevor stehe, Makulatur. Der Krieg verließ die Leinwände der Wochenschau und wurde zur Realität auch der Deutschen im Osten des Reiches. Die Propaganda hatte viel von sowjeti-

---

3 Das Interviews mit Irmgard führte Roland Borchers, der auch die hier präsentierte Lebensgeschichte verfasst hat.

schen Gräueltaten gegenüber der deutschen Zivilbevölkerung berichtet. Sie waren vermutlich größtenteils nicht einmal erfunden und sollten den Kampfgeist der Deutschen stärken, führten nun aber dazu, dass Millionen Deutsche im Osten unter keinen Umständen den Einmarsch der sowjetischen Truppen erleben wollten und deshalb überstürzt die Flucht ergriffen. Unvorbereitet, im tiefsten Winter.

Anfang 1945 näherte sich die Front der Stadt Kreuz. „Ich hatte auch eine Wahnsinnsangst, es liefen ja furchtbare Gräuelparolen, nicht Parolen, was ja auch Tatsachen waren, was die Russen mit den deutschen Frauen machten. Und ich sag: ‚Ich will hier weg! Ich will hier weg!‘“, erinnert sich Irmgard. Die Mutter wollte jedoch nicht flüchten; sie blieb in Kreuz, um auf das Haus aufzupassen. Sie setzte die 15-jährige Tochter mit den beiden Geschwistern in einen überfüllten Lazarettzug.

*Dann fuhr der Zug bis ungefähr Driesen, ein Stück, dann kamen russische Tiefflieger, ja, Tiefflieger sagte man. Und dann wurde dieser Zug mit MGs beschossen! Also, Sie glauben gar nicht, es war furchtbar! Obgleich der ganz groß gekennzeichnet war als, als ... mit Rotkreuz. Und diese MGs, da saßen bloß zwei oder drei Russen drin, ja. Das waren so kleine Flugzeuge. Und die, die flogen so, dass sie in die Scheiben schießen konnten. Also, es war ein Schreien in dem Zug. Und der hielt natürlich an, der konnte auch nicht weiterfahren ... [...]. Wir sahen dann, wie diese, diese Flugzeuge – da konnte man die Chaussee einsehen, wo die Trecks, die Flüchtlingstrecks unterwegs waren, wie die Flugzeuge dann im Tiefflug den Treck beschossen haben, wo die Menschen auf ihren Wagen saßen, und die Pferde galoppierten hoch und kippten um. Also, Sie können sich das nicht vorstellen, wie furchtbar das alles war ...*

Im Lazarettzug ging es bis Küstrin an der Oder. Nach einigem Warten ging es mit einem Güterzug Richtung Berlin. Zwar ging die Fahrt weiter, doch gab es in dem Güterwaggon ein anderes Problem: „Und diese Kälte. Also wir waren fast alle am Erfrieren, wir sind dann ganz dicht zusammen gekrochen, haben uns alle umklammert ...“ Die Fahrt endete hinter Königs Wusterhausen südöstlich von Berlin. Mit verschiedenen Zügen kamen sie schließlich zu Verwandten nach Potsdam.

*Und dann war mein Cousin an der Tür, der Hansi, der war ein Jahr jünger, oder zwei Jahre jünger als ich ... Der war sprachlos. Ich sag: ‚Hansi, wir mussten flüchten, der Russe steht vor Kreuz.‘ Da sagt der Hansi: ‚Wat denn, wat denn? Det glob ich nech.‘ Das hör ich noch: ‚Det glob ich nech.‘ Der konnte das gar nicht begreifen! Der Russe ist ja damals so schnell vorgerückt.*

Eine Woche später kamen auch die Eltern nach Potsdam. Die Mutter war wenig später doch geflüchtet; der Vater war Lokführer und mit einem Zug in den Westen gelangt. Am 14. April 1945 erlebte die Familie die Bombardierung Potsdams:

*Also, das war die Hölle! Wir saßen in den Kellern ... das Ganze, der Keller war wie ein Schiff, so ging das immer. Und diese, diese, diese Bomben, dieses Getöse! Wir waren ... Das brannte draußen auch alles. Wir waren mit den Köpfen so, dass die Köpfe auf dem Fußboden, immer tiefer. So ein Druck, diese Druckwellen ...*

Kaum war der Krieg vorbei, fuhren die Eltern per Rad nach Kreuz zurück. Niemand hatte damals erwartet, dass die Gebiete direkt hinter der Oder polnisch werden würden. Also machten sich viele wieder auf nach Hause. Nach mehreren Wochen holte die Mutter auch die Kinder nach. Diesmal fuhren sie mit dem Zug. Dreimal wurden sie überfallen – zweimal von sowjetischen Soldaten, die alle Koffer mitnahmen und anschließend mehrere Frauen aus dem Zug holten und vermutlich vergewaltigten; schließlich folgten polnische Jugendliche, die die Reisenden ausraubten. „Mit Rasiermessern haben die nach unseren Handgelenken geschnitten, dass wir nicht festhalten durften. Alles weggenommen, was wir noch hatten. Also, es war furchtbar“, erinnert sich Irmgard.

Als sie in Kreuz ankam, fiel sie aus allen Wolken: Kreuz gab es nicht mehr – die Stadt hieß jetzt Krzyż. „Und die ist ja voller Polen“, musste sie erstaunt feststellen. Das Wohnhaus ihrer Eltern war schwer beschädigt, die Möbel waren alle weg. Ihr Vater und sie selber mussten schwere Zwangsarbeit leisten, für Polen oder für Sowjets. Der Vater fuhr keine Loks mehr, sondern musste sie nun reparieren. Irmgard wurde zum Verlegen von Gleisen und zur Demontage von Fabriken eingesetzt, die in die Sowjetunion geschafft wurden. „Wir durften nicht auf dem Bürgersteig gehen, wir mussten auf'm Fahrdamm gehen. Und Schuhe hatten wir überhaupt keine mehr, wir liefen mit Holzpantoffeln rum. Und wurden auch bespuckt. Aber von jungen Polen, ja, die waren ja natürlich auch alle aufgehetzt“, erinnert sich Irmgard. Die Mutter fand Anstellung im katholischen Pfarrhaus als Wirtschafterin des Pfarrers. Bei vielen polnischen Katholiken stieß es auf wenig Gegenliebe, dass gerade eine Deutsche dem polnischen Pfarrer den Haushalt führte, doch konnte sie diese Stellung bis zur Ausreise im Oktober 1946 behalten. Ihr war sogar angeboten worden, mit ihrer Familie in Polen bleiben zu können, doch sie wollten nach Deutschland.

Im April 1946 hieß es in Krzyż, dass die jungen Deutschen zum Wiederaufbau nach Warschau geschafft werden sollen. Irmgard entschied sich daraufhin, ihre traumatische Erfahrung vom Januar 1945 zu wiederholen und abermals auf die Flucht zu gehen – eine ebenso traumatische Flucht. Zusammen mit ihrer Schulfreundin Ingrid versteckte sie sich im Kohlentender eines Zuges, der Richtung Westen fuhr. „Und dann sind wir da rein gekrochen, in diesen Werkzeugkasten, beide. Wurde der Deckel zugemacht, da lag natürlich Hammer und alles Mögliche drin, und da lagen wir nun drin auf diesem Werkzeug.“ Doch waren die beiden Freundinnen nicht die einzigen Flüchtlinge in dem Zug. Weitere Zivilisten versteckten sich in den Waggons, aus Gefangenenlagern geflüchtete deutsche Soldaten hingen unter dem Zug:

*Und in Küstrin, das war ja nun vor der Oder noch, hielt der Zug lange. Und da haben sie die alle rausgeholt, die sich da – och, diese, diese Frau auch mit den Kindern aus dem, die da versteckt war in dem Waggon, wo die Eisenbahner drin waren. Und ein Geschrei, und dann haben die die, die sich auch unter die Züge, unter die Waggons gebunden hatten, die Soldaten ... Und dann hörte man immer, wie das klatschte, da mit Gummiknüppel drauf. Und ein Geschrei. Und auf Polnisch. Und wir da in dem Kasten! Na, haben wir gedacht: „Jetzt holen sie uns auch raus.“ Was glauben Sie, da hatte sich ein Russe drauf gesetzt, auf den Kasten, oben auf den Tender. Auf diesen Werkzeugkasten. Wo wir drin lagen.*

Entdeckt wurden sie jedoch nicht, sondern fuhren bis Strausberg nordöstlich von Berlin. Als sie aus ihrem Versteck herauskamen, wurden die sowjetischen Soldaten, die im nächsten Waggon ihr Quartier hatten, auf sie aufmerksam: „Und da wollten sie uns mit Gewalt in ihren Waggon rein haben, ja. Und die Ingrid hatten sie schon gepackt.“ Weshalb die Russen an den jungen Frauen interessiert waren, kann man sich denken, doch wurde nichts daraus. Der Zug war bereits in Strausberg, und alle Flüchtlinge wurden von der russischen Polizei verhaftet. Nach einigen Tagen kamen Irmgard und ihre Freundin wieder frei und in ein Auffanglager in Berlin-Lichtenberg. Von dort schlugen sie sich durch bis in den Harz, wo sie die Grenze zwischen der sowjetischen und der britischen Besatzungszone überqueren wollten, denn die ältere Schwester war seit 1944 in Braunlage. Der erste Versuch misslang; drei Tage lang saßen sie im sowjetischen Arrest. Beim zweiten Anlauf bezahlten sie zwei junge Männer, die sie über die Grenze führen sollten. „Und dann sind wir die ganze Nacht gelaufen, gelaufen! Wir konnten schon nicht mehr. Durch kleine, kleine Bäche da durch. Ingrid hat 'nen Schuh verloren. Es war furchtbar!“ Schließlich erreichten sie aber die britische Zone und später auch Braunlage. Damit war ihre Odyssee, die anderthalb Jahre vorher begonnen hatte, beendet. Weiter wollte Irmgard nicht mehr, sie hatte genug. Noch heute lebt sie im Harz.

#### Die dritte Lebensgeschichte<sup>4</sup>

Leon wurde 1931 in Wronki in der damaligen Wojewodschaft Posen geboren. Seine Kindheit verbrachte er in Drahzig (Drawsko), einem Nachbardorf von Kreuz. Sein Vater war Eisenbahner, die Mutter führte den Haushalt. Bereits vor dem Zweiten Weltkrieg hielt sich Leon mit seinem Vater mehrfach in Kreuz auf – die Grenzüberquerung war kein Problem; nach Kreuz ging man zum Einkaufen oder zum Friseur.

*Kreuz war vor dem Krieg sehr ordentlich, sehr schön. Ich erinnere mich, wenn ich hier zum Friseur ging, sagte meine Mutter: „Oh, da gehen wir besser nach Kreuz, da ist es billiger, nur für ein paar Groschen da.“ Hier auf der Seite hatten sogar Polen Felder, hier, auf dieser Seite, in Deutschland. Denn die Netze war die Grenze, die Netze fließt direkt bei Drahzig, und da auf der Brücke waren die Grenzbeamten. Von der Seite war ein polnischer Grenzbeamter, und von der anderen ein deutscher. Es war nicht so, dass sie nicht durchließen. Meine Mutter konnte Deutsch, das war fast normal, dass sie rüber gingen.*

Im September 1939 herrschte in Drahzig Chaos. Schon Ende August gingen Gerüchte, dass die Deutschen alle polnischen Beamten verhaften würden, auch die Eisenbahner. Also entschied sich die Familie von Leon, vor der einmarschierenden Armee zu fliehen. In überfüllten Zügen gelangten sie bis nach Lemberg (Lwów), doch stellte sich heraus, dass sowjetische Truppen bereits dort einmarschiert waren. Nach einigen Wochen kehrte die Familie nach Drahzig zurück. Ihr Haus war bereits belegt, ihr Besitz teilweise geplündert. In dem Dorf war bereits eine deutsche Verwaltung installiert. Die Schule, die Leon wieder besuchte, wurde geteilt: Eine Hälfte war für polni-

---

4 Das Interviews mit Leon führte Anna Wylegała, die auch die hier präsentierte Lebensgeschichte verfasst hat.

sche, die andere für deutsche und volksdeutsche Kinder. Im Frühjahr 1941 kamen Vertreter des Arbeitsamtes in die Schule: Leon, der gerade zehn Jahre alt geworden war, wurde deutscher Zwangsarbeiter.

*Da hat mich niemand gefragt: „Willst du gehen, hast du das richtige Alter oder nicht?“ Nur als wir da in der Schule waren, da in Drahzig, kamen sie vom Arbeitsamt gefahren, hier aus Kreuz, und nahmen dieses Klassenbuch vom Lehrer. Und da im Klassenbuch war, „dann und dann geboren“, alle in dem Klassenbuch. „Aha, der ist noch nicht zehn Jahre alt“, und der Lehrer sagt: „Wird er aber. Ist er nicht, dann wird er.“ Dann haben sie mich auch gleich auf die Liste genommen. Alles nach Hause zu bringen, haben sie befohlen, Hefte, ich sollte gleich zurück sein, und schon nach Kreuz. Wir gingen ins Arbeitsamt, und die Landwirte haben schon auf uns gewartet. „Diese hier, diese hier“, jeder hat sich einen Jungen ausgesucht, wir wurden zu elft dorthin geführt. Mich hat da auch so eine Frau genommen. Denn nicht weit von ihr war mein älterer Bruder in Arbeit bei Deutschen, und als er erfuhr, dass sie uns zum Dienst holen, da sagte er dort, wenn sie dorthin fährt, dass sie diesen und diesen nehmen soll. Sie hatte da schon Bescheid gegeben, angerufen, denn sie hatten ein Telefon da in der Försterei, rief sie dieses Arbeitsamt an, wenn da ein Leon sein wird, dass sie ihr so einen Jungen lassen sollen. Als wir dann in das Arbeitsamt, als sie uns zu elft in dieses Arbeitsamt brachten, in diesem Zimmer aufstellten, fragten sie gleich, „Leo, wer ist das?“, auf Deutsch, „Leo, wer ist das?“ Ich sage: „Ich.“ Ich sollte mich an die Seite stellen. Und sie, diese Landwirte, nahmen die anderen und mich nicht. Aber sie kam dann gleich und nahm mich, unterschrieb, und nahm mich und dann durch den Wald, am Friedhof längs, durch den Wald, ins Forstamt fuhren wir. Sie nahm mich aufs Fahrrad, auf den Gepäckträger, und wir fuhren.*

Leon kam ins Forstamt in Kienwerder (Brzegi), ein Dorf bei Kreuz. Man kann sagen, dass er Glück hatte: Die Familie, bei der wohnte und arbeitete, behandelte ihn gut; sie zwang ihn zu keiner Arbeit, die seine Kräfte überstieg.

*Ich hatte es nicht schlecht. Die Frau war alleine, ihr Mann war nicht da, sie hatten nur ein kleines Mädchen, und das Mädchen war damals wohl drei Jahre alt, Anita hieß sie. Und die Frau war sehr gut zu mir. Morgens war was zu essen da, immer Milchsuppe, Brot. Wenn ich später die Kühe trieb, da bekam ich noch ein Brot für die Wiese, mit Schinken oder mit irgendwas. Später Mittagessen, um vier wieder Vesper; bevor ich die Kühe ein zweites Mal auf die Wiese trieb, konnte ich mich nochmals sattessen, oder sie gaben mir Brot auf die Wiese mit. Ja, ich hatte mehr zu Essen als zu Hause, zu Hause hatten wir das nicht.*

Zwangsarbeit bleibt jedoch Arbeit – die Arbeit eines noch kleinen, mit Gewalt von der Familie getrennten Kindes. Der Aufenthalt in Kreuz war auch mit Schikanen von deutscher Seite verbunden, mit der demütigenden Pflicht, auf der Kleidung den Buchstaben „P“ zu tragen, der zeigen sollte, zu welcher Gruppe man gehört.

*Nur, als ich die Kühe weidete, hatte ich nicht mal Schnürschuhe. Woher auch? Und das Gras auf der Weide war so hoch und nass! Im Sommer, warm ist warm, aber im Herbst oder im Frühsommer noch morgens um acht, das ist kalt. Wäre ich da in Socken gegangen, da wären diese Socken im Gras für einen Tag gewesen. Da habe ich mir die Socken sogar selbst gefüttert, immer unter die Sohle so ein Material, damit sie rundum geschützt sind, so habe ich mir die genäht. Aber das reichte mir für eine Woche und ich musste wieder. Aber wen interessierte das? Kleidung gaben sie nicht, wenn man bei ihnen arbeitete. Wenn mich auf dem Weg von Kienwerder nach Drazig so junge Deutsche erwischt haben, dann hätten sie mich geschlagen. Denn solche Jungen auf die Polen, die waren nicht gut, diese Hitlerjungen, das waren Scheißkerle, dass ... Aber ich fuhr nicht durch die Stadt, nur außen rum, über die Dörfer, und da war's schon ruhig. Aber hier durch die Stadt fürchtete ich mich zu fahren. Ich hatte so ein „P“, dieser gelbe Buchstabe bedeutete, dass das ein Pole war. Und wenn ich hier in die Stadt ging oder irgendwas, dann musste ich das „P“ haben, „P“ wie „Pole“. Wenn die Jungen manchmal über uns herfielen ... Ich erinnere mich, dass wir mal ins Kino gingen, da haben sie uns später nach dem Film gefragt, denn sie wussten schon, dass da Polen waren.*

Eine wichtige Erinnerung von Leon aus der Zwangsarbeitszeit in Kreuz ist das Kriegsgefängenenlager, das sich in Kreuz in der Mehlfabrik befand.

*Denn hier in Kreuz war ein Lager, aber nicht groß. Da, wenn man hinter der Möbelfabrik rein geht, zu deutscher Zeit war da eine Mehlfabrik. Und sie haben da alle gearbeitet in dieser Mehlfabrik und wohnten in so einem Gefängnis. Aber das war ein Gefängnis für die Russen, denn es gab noch Amerikaner und Franzosen, da waren gleich neben der Mehlfabrik auf der anderen Seite so zwei gebaute Baracken, und da haben sie gewohnt. Nur dass diese Amerikaner nicht zu arbeiten brauchten. Nur die Russen, die mussten in der Mehlfabrik wie Büffel arbeiten – und sie da, ich habe immer gesehen, wie sie sich auf Decken sonnten. Und die Franzosen, die haben teilweise wohl auch gearbeitet. Und die Amerikaner nicht, sie hatten diese unterschriebene Konvention. Russen mussten normal arbeiten, sie haben da so Wagen gezogen, solche schweren, die sonst Pferde ziehen, das haben sie da, einige zusammen. In der Fabrik mussten sie alles machen. Denn mein Onkel aus Drazig war da auch, im Magazin arbeitete er, in der Mehlfabrik; so bin ich da manchmal gewesen, ich ging ihm was zu essen bringen. Und diese Amerikaner kamen nach Drazig, elegant angezogen, und gingen so durchs Dorf, ein Wächter mit ihnen, so ein älterer, die Älteren waren mehr vor Ort und die Jüngerer beim Militär. Und sie, wo sie hin wollten, da gingen sie hin, und er hinter ihnen her. Sie gingen ins Restaurant, haben sich alles auf den Tisch gelegt, Schokolade, Bonbons, Zigaretten, haben den Leuten noch was angeboten, Polen. Nur ein Pole hatte Angst, ins Restaurant zu gehen, dann kam gleich die Polizei.*

Im Winter 1944 näherte sich die Front. Die Familie, bei der Leon arbeitete, flüchtete gen Westen, wozu der Mann seine Frau überredet hatte. Dem jungen polnischen Ar-

beiter schlugen sie vor, mit ihnen zu fahren, doch Leon nutzte die erste Gelegenheit und floh zu seiner Familie.

*Sie sind auch schon früher geflohen, die Deutschen von dem Hof. Denn ihr Mann hatte ihr geschrieben, er war in Polen, irgendwo in einer großen Stadt, und kam hier in Polen wahrscheinlich rum ... Und er schrieb Briefe an seine Frau, dass „wenn ihr flieht, dann nehmt bloß nicht so teure Sachen mit“, damit sie nichts mitnehmen, damit es nicht so aussieht, dass sie so reich sind. Denn wenn die Russen sie erwischen und das sehen würden: „Oh, Bourgeoisie, erschießen.“ Und sie sagte, dass er geschrieben hatte, alles zu vergraben. Und sie haben das irgendwo vergraben. Aber ich war da nicht bis zum Schluss, denn ich bin schon ein paar Tage eher aus diesem Dienst geflüchtet.*

Die Försterfamilie aus Kienwerder war nicht die einzige, die aus Angst vor der Roten Armee geflüchtet ist. Die meisten Einwohner von Kreuz flohen ebenfalls. Die Häuser in der Stadt standen leer und wurden sofort von Polen aus den umliegenden Dörfern geplündert, die auf diese Weise Vergeltung an den ehemaligen Besatzern übten. Die Soldaten der Sowjetarmee gingen mit dem deutschen Besitz noch schlechter um.

*Als die Russen kamen, da erinnere ich mich, dass sie am Sonntagmorgen kamen oder so ähnlich. Ich erinnere mich, dass es morgens war. Als wir dann am zweiten oder dritten Tag nach Kreuz gingen, da waren hier schon keine Deutschen mehr, alles war geflüchtet! Und in den Wohnungen hatten sie alles stehen und liegen gelassen. Alles hatten sie dagelassen. Auf den Tischen waren sogar noch diese Essteller, das Essen war auf den Tischen, und sie waren alle geflüchtet, alle in den Westen, ich weiß nicht, mit Zügen oder wie. Die Landwirte, alles auf Wagen, und sind geflüchtet. Aber das alles, wenn man in die Wohnungen kam, so wie hier, alles, alles war da, nichts haben sie mitgenommen! Aber die Leute sind da jeden Tag reingegangen, und wer was brauchte, der nahm es. Denn die Russen haben sich abends nur Feuer gemacht, haben irgendein Haus angesteckt, und schon haben sie sich gewärmt. So wussten wir aus Drahtzig, „oh, Kreuz brennt schon“. Nach und nach fingen die Russen an, alles wegzubringen. Hier war so eine Stärkefabrik, als sie später schon anfangen, diese Maschinen aus der Stärkefabrik ... sie schlugen die Wände raus, und diese Maschinen, alles haben sie auf das Nebengleis geschleppt, die Gleise gehen da gleich an der Stärkefabrik lang, das alles auf dieses Nebengleis und auf Waggons verladen, und alles ging nach Russland, diese Maschinen. Hier auf dem Bahnhof, daran erinnere ich mich, diese Nähmaschinen, das haben sie alles gesammelt, auf dem Bahnhof standen hunderte. Da wollte einer die, also wurde verladen. Das Gleis nach Küstrin, denn überall waren irgendwann zwei Gleise, und nach Küstrin waren auch zwei, da haben sie eins zerlegt und verladen. „Wofür braucht ihr zwei Gleise?“, nein. Erst später haben die Polen die Gleise wieder gemacht, und so haben sie alles genommen, wo eine Maschine war, wo irgendwas war. Sogar Kühe haben sie zusammengetrieben, alles da in ihre Richtung, zu ihnen. Manchmal haben sie hunderte dieser Kühe durch Drahtzig getrieben. Pferde, sogar Gänse haben sie getrieben, alles.*

Für Leon war das Zusammentreffen mit den Sowjets die erste richtige Begegnung mit der Grausamkeit des Krieges und der Front. Zwar hatten die Deutschen ihn zu Arbeit gezwungen, aber sie haben nicht gemordet – in Kreuz gab es in der Regel keine erwachsenen Männer, auch gab es keine Soldaten. Leon erinnert sich an seine Verwunderung, als er die sowjetische Armee sah, die Drażyżig „befreite“: schäbige, unrasierte Soldaten, die einfach in die Häuser gingen, um sich zu wärmen. Aus der Verwunderung wurde Abneigung, als er sah, wie sich die Soldaten in Kreuz und Drażyżig verhielten, als er die ersten deutschen Toten sah.

*Hier in Kreuz gab es einige erschossene Deutsche, dort, wo jetzt der Markt ist, da war so ein Zaun, und sie saßen da wohl irgendwo im Garten oder sonst was und wollten durch diesen Zaun flüchten, da gab es drei Erschossene. Und später hier, beim Präsidium, wo dieser Weg bei der Post ging, dort auf der Straße lagen auch drei oder vier. Aber da haben sie sie gefunden, irgendwo aus dem Keller waren sie gekommen, oder sie haben sie im Keller erwischt, sie kamen raus und auf die Straße und haben sie gleich erschossen. Die haben keine Gefangenen gemacht, die Russen! Nur erschossen, und das war's. Ich erinnere mich, in Drażyżig, ein Deutscher war auch irgendwo rausgekommen, ein Pole hatte ihn dort gefunden und sagt zu ihm, dass er sich ergeben soll, denn er hatte sich da irgendwo im Schuppen versteckt, bei diesem Hase, diesem Deutschen, der da in Drażyżig war. Dieser Hase war früher geflüchtet, und er war da versteckt, und schon da hat ihn dieser Pole zu den Russen geführt. Und die Russen gleich: „Hände hoch!“ Da erinnere ich mich dran. Seine Taschen haben sie durchsucht, was er hat. Er hatte noch ein Portemonnaie und Bilder, und dieser Russe hat ihm alles aus diesem Portemonnaie geworfen, und er sagt: „Das ist meine Frau, das sind meine Kinder“, dass er aus München ist, aus der Gegend. Und er hat ihm alles rausgeworfen, Portemonnaie in der Tasche, eine kleine Schere, auch in der Tasche, ein Messer, haben sie ihm auch weggenommen. Und der eine Russe, so höheren Ranges, sagt, dass er ihn nach Drażyżig zur Mühle bringen soll, da wird eine Sammelstelle sein, sie werden sie sammeln, in den Zug, und irgendwohin ... Und der führte ihn, wir ihm hinterher, er ging schnell, hinter dem Friedhof in Drażyżig lang, hinter den Friedhof brachte er ihn, da war so ein Graben, und er sagt, dass er fliehen soll. Und der flüchtete, und er erschoss ihn, diesen Deutschen, dieser Russe. Weil sonst was, einen, dachte er sich, wird er vier Kilometer nach Drażyżig zur Mühle bringen?*

Nach der Rückkehr nach Drażyżig beendete Leon die Schule, in der es keine Unterteilung in polnische und deutsche Klassen mehr gab, denn die verbliebenen deutschen Kinder wurden zusammen mit den Eltern aus Drażyżig und aus Kreuz ausgesiedelt. 1948 zog die Familie von Leon nach Kreuz um – weiterhin gab es dort viele leere Häuser, die man für wenig Geld kaufen konnte. Leon schloss eine Berufsschule ab, arbeitete in der Möbelfabrik, die den Platz der deutschen Mehlfabrik eingenommen hatte, die durch die Sowjets in den Osten gebracht worden war. Später war er bei einem staatlichen Busunternehmen beschäftigt. Seine Nachbarn waren so genannte „Repatriierte“ aus dem Osten – damals schien es ihm, als wären das vollkommen andere Menschen. Obwohl auch Polen, dachten sie anders, zogen sich anders an, sie

kochten an Heiligabend sogar andere Gerichte. Erst mit der Zeit fand er mit ihnen eine gemeinsame Sprache.

Vor einigen Jahren kam zu dem Forstamt in Kienwerder ein deutsches Auto. Eine ältere Dame suchte mit ihrer Tochter und dem Schwiegersohn einen polnischen Jungen namens Leon. Leider war Leon damals nicht in Kreuz, und die heutigen Bewohner des Forstamtes konnten sich mit den Deutschen nicht verständigen. Leon bereut es bis heute, dass es ihm damals nicht möglich war, mit der kleinen Anita zu reden.

*Denn das muss doch das kleine Mädchen gewesen sein, das ich damals auf dem Hammel geführt habe, die kleine Anita!*

### Die vierte Lebensgeschichte<sup>5</sup>

Walentyna wurde 1915 in einer Kleinstadt bei Nowgorodek (heute Weißrussland) in einer wohlhabenden Bauernfamilie geboren. Noch vor dem Zweiten Weltkrieg schloss sie ein Lehrerseminar ab und arbeitete in einer allgemeinbildenden Schule auf dem Lande. 1939 erhielt sie einen Studienplatz an der Pädagogischen Fakultät der Lemberger Universität, doch der Kriegsausbruch durchkreuzte ihre Pläne, und sie musste nach Hause zurückkehren. Während der sowjetischen und der deutschen Besatzung arbeitete sie in einer Schule mit weißrussischer Unterrichtssprache. Als Nowogrodek 1944 erneut von der Roten Armee eingenommen wurde, ordneten die neuen Behörden die „Repatriierung“ der Polen an – alle Polen sollten die Ostgebiete verlassen und nach Polen in die so genannten „Wiedergewonnenen Gebiete“ ausreisen. Walentyna entschied sich mit ihrem Mann und der zweijährigen Tochter im April 1945 für die Ausreise.

*Die Ausreise nach Polen, die Repatriierung, war nicht unter Zwang. Aber wer sich als Pole fühlte und Patriot war, nutzte diese Gelegenheit gerne. Damals, als mein Mann sich schon eingetragen hatte und meine Familie größtenteils auch, kam so ein sowjetischer Beamter und sagte zu meinem Mann auf Russisch: „Herr J., warum fahren Sie da nach Polen?“ Mein Mann sagt: „Da sind Polen, polnische Schulen, ich werde in meinem Land arbeiten.“ Und er sagte: „Dieser Fuß, der hier geht, wird auch da gehen.“ Das sagte er. Aber mein Mann sagte trotz allem: „Aber das wird anders sein.“ – „Nichts wird anders sein, das Gleiche wie bei uns.“ Und es war so, wie er sagte ... Und deswegen fuhren wir mit gemischten Gefühlen. Ich hatte schon ein zweijähriges Kind, ich war schwanger, hochschwanger, nach der Ankunft kam im September das Kind. Jeder hat geguckt und gesagt: „Na, Mädchen, wo willst du denn hin? Hier hast du dein Heim, hier wurdest du geboren, sind deine Geschwister.“ Aber meine Schwestern machten sich auch fertig für die Ausreise. Und alle reisten aus.*

Es war nicht leicht, sich für die Ausreise zu entscheiden – man musste seine Heimat für immer verlassen, das Haus, vertraute Orte. Man hatte Angst vor dem, was einen am neuen Wohnort erwartete. Die sowjetische Propaganda sprach von reichen, unbe-

<sup>5</sup> Das Interviews mit Walentyna führte Anna Wylegała, die auch die hier präsentierte Lebensgeschichte verfasst hat.

wohnten Städten, die auf die Umsiedler warten. Aber die Nachrichten von denen, die bereits ausgereist waren, klangen ganz anders – es war die Rede von zerstörten Häusern und von Menschen, die den Umsiedlern gegenüber feindlich eingestellt waren. Auch die Reise selbst war nicht einfach, insbesondere für eine Schwangere mit einem kleinen Kind.

*Schließlich reisten wir aus. Man gab uns solche Güterwagen, vielleicht so bessere. Es fuhr Bauern und Landwirte, sie nahmen also auch ihr Vieh mit, Pferde, landwirtschaftliche Geräte, es fuhr also so ein großer Zug. Die Vorbereitungen dauerten lange. Ich habe Zwiebäcke getrocknet, denn wir wussten nicht, wie das werden würde. Meine Mutter machte ein ganzes Glas Butter. Wir fuhr los, wir fuhr wohl über eine Woche, am 9. Mai kamen wir an, am Tag der Befreiung. Wir, mein Mann, ich und unsere Tochter, wir hielten uns an die Familie der älteren Schwester. Sie kamen vom Bauernhof, da hatten sie Kühe, zwei wohl, da hatten wir Milch. Wir fuhr zusammen in einem Waggon. Wir schliefen auf Stroh, so gepolstert, wer Matratzen hatte, schlief auf Matratzen. Wenn wir hielten, gingen wir raus, das Vieh versorgen, wir hielten oft. Sie mussten füttern, den Kindern musste man was kochen, sie machten Feuer.*

Am 9. Mai 1945 kam der Transport in Krzyż an. Die ersten Tage am neuen Ort waren sehr schwierig, denn in der Stadt gab es noch keine polnische Verwaltung; nur das Staatliche Repatriierungsamt existierte bereits. Die Menschen waren desorientiert, sie wussten nicht, was sie tun sollten.

*Am 10. Mai waren wir schon am Bahnhof in Krzyż. Das kam uns alles hier komisch vor, die Aufschriften waren überall noch in Deutsch, am Bahnhof stand „Kreuz“. Wir haben gezeltet auf dem Platz neben dem Bahnhof. Später wurden wir verteilt auf verschiedene größere Gebäude. Von meinem Transport, der überwiegend aus meinen Nachbarn und meiner Familie bestand, übernachteten wir, zelteten wir bei der Schule, an der der Name „Hermann Göring Schule“ stand. Das war die deutsche Mittelschule. Hier übernachteten wir einige Nächte, und als das Wetter nicht mehr entsprechend war, hat man uns mit den Kindern Schlafquartiere in der Schule vorgeschlagen. Dort haben wir für die kleinen Kinder auch Essen gekocht. In der Stadt entstand schon das Repatriierungsamt, das so genannte Staatliche Repatriierungsamt. Da sind unsere Männer hingegangen, um einen Arbeitsplatz und eine erste Möglichkeit zu finden, wo wir uns niederlassen können. Mein Mann – obwohl wir Lehrer waren – mein Mann war nicht erpicht darauf, in einer Schule zu arbeiten, da das System schon sozialistisch war, kommunistisch. Und gerade wir hatten schon Erfahrung, wir waren im Osten, wir hatten also keine Lust auf Arbeit im Schulwesen. Na, und er bekam einen ehemals deutschen Bauernhof zugeteilt, und dahin haben wir uns mit der Familie meiner Schwester und dem Schwager aufgemacht.*

Die Stadt in den von den sowjetischen Behörden gepriesenen „Wiedergewonnenen Gebieten“ machte auf Walentyna einen sehr schlechten Eindruck. Krzyż war zerstört, es fehlte an Grundnahrungsmitteln, Reinigungsmitteln, Medikamenten. Die Häuser

und Geschäfte im Stadtzentrum waren leer – die Bewohner waren vor der näher rückenden Front geflohen, und die Einrichtung hatten sich die Polen aus den umliegenden Dörfern geholt. In der Stadt war es nicht sicher, durch den Bahnhof kamen zahlreiche Militärtransporte, durch die Straßen streuten zurückgebliebene sowjetische Soldaten, mit denen die junge polnische Verwaltung nicht umzugehen wusste. Auch deswegen entschied sich die Familie, sich auf dem Lande außerhalb von Krzyż niederzulassen. Auf dem Bauernhof, den sie zugeteilt bekommen hatten, lebten noch Deutsche.

*Das Zusammentreffen mit den deutschen Bauern, die dort noch lebten, war sehr spannend. Mein erster Eindruck war sehr traurig, denn die Deutschen, das ist verständlich, begegneten uns mit Abneigung, geradezu wie Usurpatoren, wie Angreifer auf ihr Gebiet. Aber wir haben ihre Lage verstanden, denn wir haben im Osten etwas Ähnliches erlebt. Denn zu uns waren auch schon Leute aus dem Osten gekommen, aus der Gegend von Minsk und entfernten weißrussischen, sowjetischen, russischen Ortschaften. Das Zusammentreffen mit dem deutschen Bauern war sehr traurig, aber schon irgendwie versöhnlich. Er kam zu uns und schlug uns selber vor, seinen Hof zu übernehmen. Ich erinnere mich, dass das Bauer I. war, an den Namen erinnere ich mich. Ein sehr freundlicher älterer Herr. Zusammen mit meinem Mann sind wir herumgegangen. Sehr genau zeigte er uns seine Ländereien, seine Nutzflächen und Wiesen. Denn die Ländereien lagen an der Netze, die Höfe lebten eher von der Viehzucht, denn hier waren ertragreiche, schöne Wiesen. Na, er hat uns genau herumgeführt, zeigte die Grenzen, alles war noch ausgesät. Traurig war das. Ich weiß, dass ihn das sehr mitgenommen hat, er hat gute Miene zum bösen Spiel gemacht, aber es fiel ihm schwer, das ist verständlich. Danach gingen wir ins Haus, da saßen die Frauen. Und Frauen gehen mit allem immer sehr emotional um, erleben das tief, sie wollten einfach nicht mit uns reden. Ich habe fünf Jahre lang, ja sieben Jahre lang Deutsch gelernt, ich konnte mich verständigen, also legte ich los ... Da saß so eine Großmutter und eine junge Frau, deren Mann an der Front war, sie wartete auf seine Rückkehr. Na und irgendwie habe ich mich mit den deutschen Frauen unterhalten, und irgendwie wurden sie sanfter, sie begannen mir zu zeigen, wo sie die vorbereiteten Obstvorräte haben, sie haben uns sogar etwas angeboten, sie erzählten, wie sie das gemacht hatten, und ich zeigte, dass ich mich für alles interessiere ... Ich erinnere mich, dass der Deutsche erklärte, warum er zu uns gekommen war und uns selbst den Hof angeboten hat. Weil er wissen und sich einprägen wollte, wer auf den Hof kommt. Er hat sich sogar unsere Namen und Vornamen notiert. Und er sagte, dass es ihm angenehm sei, denn „Sie sind Lehrer, also gehe ich davon aus, dass Sie ehrlich arbeiten werden, und ehrlich den gesamten Besitz, den wir zurücklassen, nicht zerstören.“*

Die Erfahrung der eigenen Ausreise aus der Heimat ermöglichte es Walentyna, die deutschen Bauern zu verstehen und ihnen mit Mitgefühl zu begegnen. Aus ihren weiteren Erzählungen geht allerdings hervor, dass sich bei weitem nicht alle in ihrem Umfeld den Deutschen gegenüber so verhalten haben.

*Die Deutschen wurden ein halbes Jahr nach unserer Ankunft in den Westen ausgesiedelt. Das waren sehr, sehr schmerzliche Momente, denn die sowjetischen Soldaten haben sich nicht immer anständig verhalten. Es gab Plünderungen, Vergewaltigungen. Ich erinnere mich, es gab so ein Fräulein, die Tochter, sie hatte Angst, alleine zu ihrer Freundin zu gehen, die noch in irgendeinem der Häuser wohnte, und bat mich immer, sie zu begleiten, weil sie Angst hatte. Das waren schmerzliche Momente. Sehr schmerzlich war es, als aus unserem Hof, den wir übernommen hatten, der Großvater mit der Großmutter und eine junge Frau hinter einem Soldaten hergingen, mit drei Kindern. Ich weiß nicht mehr, wie sie zum Bahnhof in Krzyż gekommen sind. Am nächsten Tag kamen sie weinend zurück, weil, wie sie erzählten, „sie uns ausgeraubt haben“, sie hatten keine Schuhe mehr, nichts, „und auf dem Dachboden“, sagten sie, „haben wir noch welche“, wie sich auf Dachböden immer etwas finden lässt. Sie fragten uns also, ob sie auf den Dachboden könnten. Ich sagte: „Das ist alles noch euer. Geht und nehmt, was ihr braucht.“ Na, sie nahmen die alten Schuhe, zogen sie an, sie fanden irgendwelche alten Jacken. Was sie fanden, zogen sie an, wenn es denn ging. Und dann sind sie wirklich zum Bahnhof gegangen oder mit irgendeinem Wagen, weiß ich nicht mehr, und fuhren alle nach Deutschland.*

Nach der Aussiedlung der Deutschen aus Krzyż kamen mehr und mehr Siedler – nicht nur aus dem Osten. In der Hoffnung auf ein besseres Leben kamen Menschen aus Groß- und Zentralpolen, aber vor allem Polen, die vor dem Krieg direkt auf der anderen Grenzseite gewohnt hatten. Leidvoll bildete sich eine neue lokale Gemeinschaft. Obwohl alle die gleiche Nationalität hatten, unterschieden sie sich in ihrer Kultur und Sprache und misstrauten einander. Den „Repatriierten“ aus dem Osten fiel es schwer, sich an dem neuen Ort einzugewöhnen. Die deutschen Häuser schienen ihnen ungemütlich, die Kirchen fremd, selbst das Land wurde hier anders bestellt.

*Sie, die von hier waren und vor dem Krieg unweit von Kreuz gewohnt hatten, traten uns ein bisschen mit Spott entgegen, als hätten die das Gefühl, dass ihre Kultur irgendwie höher sei. Die Bäuerinnen fühlten sich sicher im Vergleich zu unseren Landfrauen besser, höher, das konnte man merken. Sie begannen, uns spöttisch „Hadziaje“ zu nennen, denn auf Russisch heißt „hazajin“ Landwirt. Und unsere Sprache war auch nicht das Polnisch der gebildeten Schichten. Es kamen Leute aus Dörfern, oft Dialekt, eine weißrussisch-russische Mischung. Wenn sie das hier gesprochen haben, dann nannte man die schon „Hadziaje von hinterm Bug“ („zabużańscy hadziaje“). Und wenn unsere loslegten, dass man hier auf dem Lande nicht „Kartoffel“ („kartofle“) sagt, sondern „Pyry“, dann nannten sie sich gegenseitig „Pyry“. Hier trafen sich „Hadziaje“ und „Pyry“. Schon von sich aus ein großer Unterschied. Die Dörfer sind hier so geordnet, wie aufgereiht. Ich schaue auf diese Häuser ... Sie haben Kanten, Ecken, rechte Winkel, weil das alles gemauert war. Und bei uns im Osten eher so leicht, weil aus Holz, Holzplanken. Eher so eine weiche Bauweise, wohlwollend, leicht. Und hier so steife, geordnete, gerade Dörfer. Jetzt hat sich das schon ausgeglichen nach so vielen Jahre, schon 60 Jahre. Sie haben sich schon miteinander verheiratet, es gleicht sich schon aus. Aber irgendwo sind*

*noch solche Echos von den „Hadziaje“ und „Pyry“. Die Leute aus dem Osten sind herzlicher, überschwänglich, nachbarschaftlich, würde ich sagen. Hier – die deutsche Art, alles wird abgezählt, sie geben dir nichts, stellen dir nicht sofort einen Kaffee hin, bewirten nicht. Bei uns kommt sofort alles auf den Tisch. Aber hier rechnen sie.*

Walentyna wohnte mit ihrer Familie vier Jahre auf dem Land. Unter den Bedingungen der Stalinisierung des polnischen Bildungssystems wollte sie nicht in den Lehrerberuf zurückkehren. Doch mangelte es in den „Wiedergewonnenen Gebieten“ an Lehrern, Kinder gingen nicht in die Schule, weil es niemanden gab, der sie hätte unterrichten können. 1949 entschied sich Walentyna mit ihrem Mann, in der örtlichen Grundschule zu arbeiten. Weil sie als Landlehrer verpflichtet waren, die Eltern der Kinder zum Beitritt zur Kolchose zu werben, zogen sie 1951 nach Krzyż um. In der dortigen Grundschule arbeitete Walentyna bis zur Rente.

### **Offene Fragen**

In der Stadt Kreuz/Krzyż kreuzen sich nicht nur Eisenbahnlinien, sondern auch menschliche Schicksale. Unsere Gesprächspartner sprechen nicht übereinander, und es ist gut möglich, dass sie sich nie getroffen haben. Aber seit Mitte der 1930er Jahre – als der junge Leon erstmals von seiner Mutter nach Kreuz mitgenommen wurde, zum Einkaufen, zum Schuster oder zum Friseur – bis 1946, als die Familien unserer deutschen Gesprächspartner endgültig Krzyż verließen, kann man sich viele Situationen vorstellen, in denen diese Leute sich hätten treffen können. Leons Mutter kaufte ihre Schuhe eventuell im Geschäft der Familie von Hans-Joachim, so dass dieser damals dem polnischen „Kollegen“ hätte begegnen können. Und vielleicht nutzte Leons Mutter manchmal die Dienste von Irmgards Vater, der im Nachkriegs-Krzyż Schlosser war. Es kann gut sein, dass der um einige Jahre ältere Hans-Joachim einst Leon auf der Straße begegnete, als er – mit dem aufgenähten „P“ – zum Bauernhof in Kienwerder ging, wo er als Zwangsarbeiter eingesetzt war. Was hätten die beiden im Vorbeigehen übereinander gedacht? Hätte der ältere Bruder von Leon nicht auf einem Nachbarhof gearbeitet und sich um einen Platz für seinen kleinen Bruder bemüht, hätte Leon nicht im Forstamt, sondern in der Werkstatt des Vaters von Hans-Joachim landen können. Als Walentyna am Bahnhof aus dem Zug stieg, hätte sie dem Vater von Irmgard begegnen können, der bis Kriegsende als Lokführer arbeitete und im polnischen Krzyż als einfacher Bahnschlosser eingesetzt wurde. Hätte sich der Ehemann von Walentyna nicht für eine Wohnung auf dem Lande entschieden, hätten sie bei Irmgard's Familie einquartiert werden können – tatsächlich wurden dort die Vorkriegsnachbarn von Walentyna aus Ostpolen eingewiesen, die mit demselben Transport in die Stadt gekommen waren. Die Freundin, zu der die junge Deutsche aus dem Haus von Walentyna Angst hatte zu gehen, hätte Irmgard oder eine der Schwestern von Hans-Joachim gewesen sein können.

Man kann sich viele weitere solcher zufälligen Begegnungen ausdenken. Und obwohl es in der Wirklichkeit wohl zu keinem dieser Treffen gekommen ist, hätte es viele ähnliche geben können. In einem bestimmten Moment ihres Lebens wohnten unsere Gesprächspartner – deutsche und polnische – in demselben Raum, schufen – für einen Moment – ein gemeinsames Feld gesellschaftlicher Beziehungen. Doch das

Eigentum an diesem Raum war nie gemeinsam; er wurde schließlich den einen genommen und den anderen „für immer“ gegeben – im „Tausch“, wie es damals hieß, für eine andere Heimat, die ihnen vorher genommen worden war.

In diesem gesellschaftlichen Raum wirken unsere Interviewpartner sehr unscheinbar – als hätten sie sich ihre Rollen nicht ausgesucht, sondern seien mit Gewalt (der Geschichte) in sie hineingezwängt worden. Niemand hat Leon gefragt, ob er als Kind bei der deutschen Försterfamilie arbeiten wollte. Walentyna hatte nur scheinbar die Wahl zwischen dem Verbleib in der Heimat im Osten und der Ausreise in Richtung der unbekannt, „wiedergewonnenen Heimat“. Hans-Joachim hat sich nicht freiwillig zur Wehrmacht gemeldet, und als er später aus der Kriegsgefangenschaft entlassen wurde, konnte er nicht mehr nach Kreuz zurückkehren, denn Kreuz gab es nicht mehr. Und auch die Familie von Irmgard verließ Kreuz nicht aus freien Stücken.

Die Lebensgeschichten all dieser Menschen sind von Zwang und Leid gekennzeichnet. Und obwohl individuelles Leid nur schwer messbar und vergleichbar ist, sind die Ursachen in diesen Schicksalen sehr ähnlich, denn die Schlüsselerfahrungen der Biografien unserer polnischen und deutschen Zeitzeugen sind ähnlich. Trotz so verschiedener Erinnerungskulturen und unterschiedlicher Geschichtspolitik (und Propaganda) erscheinen die Deutschen in den Erzählungen der Polen als „normale gute Menschen“ und die Polen in den Geschichten der Deutschen so wie sie selbst: „Vertriebene aus dem Osten“. Gegenseitige Feindschaft und Vorwürfe sind nicht zu hören. Beide nennen einen gemeinsamen Schuldigen für ihr Unglück: die Rote Armee, die Sowjets, die Russen.

Für die Deutschen in Kreuz fing der Krieg mit der Angst vor der sich nähernden Roten Armee an (für die Männer mit der Einberufung in die Wehrmacht). Für die Polen „von hinterm Bug“ sind die Quelle des größten Unglücks – und die Verursacher der „Repatriierung“ – ebenfalls „die Sowjets“. Und auch für den jungen Leon, obwohl er Zwangsarbeiter bei Deutschen war, fing der „richtige“ Krieg in dem Moment an, als in sein Heimatdorf die Rote Armee einmarschierte. Damals kamen Soldaten (im Dienst, nicht auf Urlaub) durch Drahtgitter und Kreuz, Schüsse waren zu hören, Menschen starben.

Findet denn die „ganze“ Geschichte, „alle“ ihre Episoden immer nur über die Köpfe dieser Menschen hinweg statt? Trägt denn niemand dafür Verantwortung? Wenn wir bei den Erzählungen der Zeitzeugen bleiben, ist es ganz einfach, vielleicht zu einfach, beide Fragen eindeutig zu beantworten.

Doch in den Erzählungen gibt es auch Momente individueller und selbstständiger Entscheidungen. Die Nachkriegsreisen nach Krzyż sind ein Beispiel dafür, touristische Fahrten auf der Spurensuche nach der Erinnerung. Irmgard und Hans-Joachim fahren nach Krzyż, um noch einmal ihre Heimat zu sehen, die Wohnhäuser ihrer Kindheit, auch um die Menschen zu treffen, denen das Haus heute gehört.

Für Irmgard war der Besuch der Beginn einer Freundschaft mit einer Polin, die sie als kleines Mädchen kannte, die mit ihren Geschwistern gespielt hatte, als sie nach dem Krieg noch anderthalb Jahre in Krzyż blieben. Hans-Joachim hatte weniger Glück oder Offenheit – seine Fahrt nach Krzyż in den 1990er Jahren ist nur der Abschluss eines bestimmten Kapitels und nicht der Anfang von etwas Neuem.

Walentyna fuhr nach 1989 nicht ins heimatliche Mołczadź. Auf die Frage Warum? sagt sie, dass sie eigentlich nicht weiß, weswegen sie hätte fahren sollte. Alle ihre Gräber seien in Krzyż, von dem elterlichen Haus habe sie sich damals ein für allemal

verabschiedet. Die Menschen, die dort jetzt wohnen, will sie nicht treffen – auch, um deren Frieden nicht zu stören. Sie glaubt, dass die deutschen Bauern, deren Hof sie nach dem Krieg mit ihrem Mann übernommen hat, aus dem gleichen Grund nach einem ersten Briefwechsel nie gekommen sind. Leon hofft weiterhin, dass die Tochter des Försters, an die er sich als kleine Anita erinnert, eines Tages noch einmal nach Krzyż kommt. Eines ist für die beiden polnischen Zeitzeugen klar: Weder für Walentyna noch für Leon ist Krzyż ein Ort, den sie von irgendjemandem „wiedergewonnen“ haben.

Die Schicksale unserer Gesprächspartner treffen sich in der einst deutschen, heute polnischen Kleinstadt – und zerstreuen sich von dort in verschiedene Richtungen. Oder ist der Kreuzpunkt hier nur das Produkt unserer Vorstellung? Versuchen nur wir die verschiedenen Erzählungen in ein Narrativ zusammenzufügen? Besteht das Wesen dieses Ortes gerade aus der symbolischen Kreuzung menschlicher Geschichten – aber auch Schicksale, die dahinter stehen? Diese offenen Fragen betreffen nicht nur Kreuz/Krzyż, sondern viele Ortschaften, die nach dem Zweiten Weltkrieg „verloren“ gingen / „wiedergewonnen“ wurden, die den Wechsel der staatlichen Zugehörigkeit und den Austausch der Bevölkerung erlebten und Gegenstand einer ideologisierten Erzählung über ihre Vergangenheit wurden.

# Ein Fenster zur Kindheit?

Kindertexte als Datenmaterial empirischer Erziehungs- und  
Sozialwissenschaft und das ‚Archiv für Kindertexte‘  
an der Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg

Michael Ritter

## **Literarisierte Erfahrungswelten – Kindertexte als Ausdrucksformen des Kinderlebens**

*So können wir lesen und lesen, jeder Text ein kleines ausgeprägtes Persönchen  
– das Ganze aber ein großer Streifzug durch die Welt der Kinder, ein tiefer  
Einblick in die Natur des kindlichen Geistes.* (Gansberg 1909, 47)

Es ist fast exakt 100 Jahre her, dass der Bremer Volksschullehrer Fritz Gansberg in seiner reformpädagogischen Streitschrift „Produktive Arbeit“ (1909) diese Worte formulierte. Seine Überlegungen beziehen sich auf Aufsätze, die von Kindern in seinem Unterricht selbstständig verfasst wurden. In der Schule wurde Kindern zu dieser Zeit erstmals ein selbstständiger und produktiver Umgang mit der Schriftsprache zugetraut. Ausgehend von eigenen Erfahrungen und ihrer Blickrichtung auf die Welt sollten Kinder eigene Texte verfassen und darin ihre Weltsicht in Sprache fassen. Das didaktische Konzept des „freien Aufsatzes“ löste in diesem Zusammenhang eine kleine pädagogische Revolution aus. Der Erlebnisbericht mit seiner subjektiven Ausrichtung verdrängte wenigstens graduell die reproduktiven und objektiven Aufsatzformen. Nicht mehr die geschickte Aneinanderreihung floskelhafter Wendungen und Ausdrucksstereotype, sondern die möglichst eindrücklich Darstellung eines Erlebnisses, das Betroffenheit ausgelöst hat, wurde angestrebt. Auch wenn sich diese Konzeptionen am Anfang des 20. Jahrhunderts nicht durchsetzen konnten, stellten sie doch eine wichtige Grundlage für die Entwicklung der Schreibdidaktik in den letzten drei Jahrzehnten dar. Heute ist im Grundschulunterricht ein produktiver und persönlich bedeutsamer Umgang mit Schrift weitgehend anerkannt. Neben der schon historischen Form des ErlebnisAufsatzes werden Kinder dabei auch angeregt, Fantasiegeschichten, Gedichte, Verse, Rätsel und andere Texte zu verfassen. Der Schrifterwerb – die Literalisierung der Kinder – wird damit immer mehr auch zum literaren Schriftgebrauch; Schrifterfahrung und Textübung durchdringen einander wechselseitig.<sup>1</sup>

Neben den gewünschten didaktischen Effekten ist der Blick in diesem Zusammenhang immer wieder auch auf die Strukturen und Inhalte der Texte gerichtet worden. Denn schon den Reformpädagogen erschien es offensichtlich, dass die freien

---

<sup>1</sup> Zur Geschichte der Schreibdidaktik im Primarschulbereich vgl. Ritter 2008.

Aufsätze der Kinder voll von persönlichen Vorstellungen und Sichtweisen sind und vielfach auch die subjektiven Zugänge der Kinder zu den Phänomenen ihrer konkreten Umwelt zu spiegeln scheinen. Beispielhaft wird das im oben genannten Zitat Gansbergs deutlich. Die offensichtliche Durchdrungenheit der Texte mit den Themen ihrer Autorinnen und Autoren wirft allerdings die Frage auf, wie die persönliche Ebene der Texte überhaupt zu beschreiben sein kann. Während in einem Erlebnisbericht oder in einer Reflexion über ein Thema die persönliche Dimension des Geschriebenen augenscheinlicher erscheint, stellt sich die Beschreibung dieser Textebene zum Beispiel in Fantasiegeschichten deutlich schwieriger heraus. Doch verweist dieses Problem nur auf eine prinzipielle Eigenart der Sprache, die in den Fantasiegeschichten der Kinder lediglich offenkundiger zu Tage tritt: Die wechselseitige Verflochtenheit von Inhalt und Struktur, die nicht nur die Darstellung von Inhalten überhaupt ermöglicht, sondern die Ausprägung der einzelnen Textebenen auch maßgeblich beeinflusst. Anschaulich gemacht werden kann das an folgendem Beispiel:

### ***Mein Tag***

*Ich bin ein kleiner Grashalm auf einer großen Wiese. Jeden Tag strahlt die Sonne über mir und mein Tag beginnt. Es summen Bienen um mich rum, es laufen Ameisen hin und her. Käfer knabbern an mir herum.*

*Bricht mich jemand ab, bin ich kein kleiner Grashalm mehr auf einer großen Wiese.*

*Sophia, 9 Jahre*

Sophia beschreibt in ihrem Text die Welt aus der Sicht eines Grashalms. Sie versucht, ihr Umfeld durch seine Augen zu sehen und zu beschreiben. Dem Alltag, der wenig überraschend daherkommt, stellt sie eine Gefahr gegenüber, der sie hilflos ausgeliefert ist. Das Bild lässt einige persönliche Bedeutung vermuten. Man ahnt, dass Sophia hier mehr anspricht. Der Grashalm in seiner Schwäche wird zum Symbol für ihre eigene Verletzlichkeit. In der dichten Beschreibung wird die Angst für einen potenziellen Leser fast körperlich spürbar.

Diesen Effekt erzielt Sophia, indem sie sich die Wirkung der Sprache zu Nutze macht. Das ereignislose, fast eintönige Stimmungsbild kontrastiert der letzte Satz als krasser Gegenpol. Formal ist er eine variierte Wiederholung des ersten Satzes. Diese Parallelität schafft Vertrautheit, die dem Gegensatz der Verneinung umso pointierter zur Wirkung verhilft.

Sicherlich ist diese Sprachgestaltung kein bewusster Akt Sophias. Kann er dennoch als Stärke des Textes ins Feld geführt werden? Auch wenn der Parallelismus des ersten und des letzten Satzes nicht bewusst gestaltet wurde, so ist gerade der letzte Satz doch eine außergewöhnliche und untypische Variante der Einleitung. Denn für das assoziative Schreiben von Kindern wäre die konjunktionale Verknüpfung mit dem vorherigen Satz – also: „Wenn mich jemand abbricht ...“ – nahe liegender. Der Verzicht auf die Konjunktion ‚wenn‘, verdichtet das Satzgefüge und wirkt auch inhaltlich zuspitzend. Denn während das ‚wenn‘ noch klar auf den Konjunktiv verweisen würde, ist der Satz so stärker in der Wirklichkeitsform gehalten.

Diese Lesart von Sophias Text zeigt, dass hier Strukturen des Selbstbildes des Mädchens, das sich im Spannungsfeld sozialer Erfahrungen und anthropologisch-psychosozialer Entwicklungsprozesse entwickelt, an die Textoberfläche drängen.

Diese Darstellung im Medium der Sprache funktioniert aber nur in den Strukturen der Sprache und mit ihren Mitteln. Diese Mittel überformen die kindliche Wirklichkeit und führen sozusagen zu einer Literarisierung des kindlichen Erlebnisses, dass damit kaum mehr isoliert zu betrachten sein kann.

### **Perspektiven auf Kindertexte – Versuch einer Systematisierung**

Von Kindern geschriebene Texte sind in den letzten Jahren mehr und mehr als bedeutsame Dokumente kindlicher Lebensbewältigung und Weltaneignung wahrgenommen worden. Dabei unterscheidet sich der durch unterschiedliche Forscherinnen und Forscher gesuchte Zugang zu den Texten maßgeblich voneinander; vor allen Dingen auch deshalb, weil Kindertexte als Einblicke in die kindliche Perspektive auf die Welt in ganz unterschiedlichen erziehungs- und sozialwissenschaftlichen Zusammenhängen wichtig geworden sind. Nach einer Sichtung der bisherigen Ansätze zur Forschung an und mit Kindertexten können die verfolgten Blickrichtungen auf die Kindertexte unter folgenden Schwerpunkten subsumiert werden.

Kindertexte sind:

1. Ergebnisse und Zeugnisse eines Lernprozesses.
2. Ergebnisse der Auseinandersetzung mit der kindlichen Wirklichkeit im Spannungsfeld von Ich und Welt.
3. Ergebnisse literarästhetischer Tätigkeit.
4. Ergebnisse einer Auseinandersetzung mit konkreten Vorgaben.

Die Betrachtung von Kindertexten in diesen vier Perspektiven ist in unterschiedlichen Projekten und Publikationen schlüssig vorgeführt worden. Dabei liegt es natürlich nahe, dass eine isolierte Betrachtung der Texte aus nur einer Blickrichtung, unter Ausschluss der anderen Sichtweisen leicht zu Vereinseitigungen führen kann. Diesem Problem steht auf der anderen Seite die berechtigte Skepsis vieler Autorinnen und Autoren gegenüber, dass ein so komplexer und interdisziplinär bestimmter Deutungsraum, der alle unterschiedlichen Perspektiven mit einbeziehen möchte, forschungsmethodisch kaum zu bearbeiten ist. Schon die profilabhängige Fachkompetenz der einzelnen Forschenden muss hier an Grenzen stoßen, was gerade im Bereich der Didaktik zu großen Vorbehalten gegenüber einer Psychologisierung der Kindertexte auf der einen Seite bzw. einer Ästhetisierung der Textdeutungen auf der anderen Seite führt.

Dennoch versuchen viele der genannten Autorinnen und Autoren die offensichtlichen Bezüge zwischen den einzelnen Deutungsebenen zu berücksichtigen, weil eine Vernachlässigung der einzelnen Ebenen die Ergebnisse offensichtlich verzerren muss. Insofern sollte bei der Auseinandersetzung mit Kindertexten eine Perspektiven integrierende Betrachtung angestrebt werden, die die unterschiedlichen Spannungsfelder und Einflussfaktoren der Textproduktion zu berücksichtigen sucht.

Die fiktive Kunstwelt des Textes mit ihren offensichtlichen Bezügen zu den literarischen Formen wie auch zu den individuellen Momenten der kindlichen Erlebnisfähigkeit ist Produkt eines Vermittlungsprozesses, den Wolfgang Iser als „Akt des Fingierens“ bezeichnet. Er beinhaltet sowohl das „Realwerden des Imaginären“ als auch die „Irrealisierung von Realem“. (Iser 1983) Aus dieser Perspektive betrachtet unterliegen Inhalt und Struktur der Texte einem Transformationsprozess. Die kindliche

Erfahrung wird also nicht einfach nur in der Sprache mitgeteilt, sondern sie wird dabei von den literarischen Formen, die die Kinder gebrauchen, adaptiert und überformt. Elemente der Wirklichkeit, die sich in den Texten von Kindern wiederfinden, sind deshalb niemals identisch mit ihren Originalen. Zwar sind es eindeutige Bezüge zwischen dem konkreten Erleben der Kinder und ihrem Text, zwar ist eine identifizierende und projizierende Beteiligung der Kinder im Text erkennbar, doch sind diese Elemente immer das Ergebnis einer Verwandlung. Sie sind nunmehr Teil einer Geschichte, in deren Beziehungs- und Bedeutungsgefüge sie stehen und von dem sie abhängig sind. (Vgl. auch Dehn/Habersaat/Weinhold 1998)

Ebenso sind die literarischen Muster, derer sich die Kinder beim Schreiben bedienen, nicht einfach nur Puzzleteile, die zu einem neuen Text führen, der als Summe der Elemente bereits bestehender Texte beschrieben werden kann. Kristin Wardetzky und Christiane Weigel bringen diese Überlegung zu Märchen von Kindern folgendermaßen auf den Punkt:

*Die Erzählungen der Kinder sind keine bloßen Märchenplagiate. Sie sind epigonal und originär, Imitate und Neuschöpfungen zugleich. Es sind Applikationen tradierter Textwelten, in die die Dynamik kindlicher Lebenserfahrung als konstitutives Moment Eingang gefunden hat. (Wardetzky/Weigel 2007, 124)*

Wardetzky und Weigel vertreten die These, dass Kinder zwar am tradierten Material partizipieren, dass sie dieses aber durch den Filter ihrer lebensweltlichen Erfahrungen und Bedürfnisstrukturen wie durch einen Selektionsfilter laufen lassen, durch den die „überlieferten Bilder, Motive, Figuren und Konfliktkonstellationen gebrochen und neu justiert werden.“ (Wardetzky/Weigel 2007, 111) Kindertexte zeigen sich hier als Legierungen unterschiedlicher individueller, kollektiver und kultureller Elemente, deren klare Trennung kaum mehr möglich erscheint. Die Texte sind so als Ergebnisse eines Vermittlungsprozesses zu beschreiben, der von vielfältigen Spannungsfeldern des Schreibens zwischen Kind und Schrift, zwischen Impuls und Ausdruck bestimmt wird.

### **Forschung an Kindertexten – Überlegungen zur Methodologie**

Diese Einschätzung stellt eine Forschung an und mit Kindertexten vor enorme methodologische Herausforderungen. Eine Betrachtung der Texte, die nicht nur die sprachliche Ebene in den Blick nimmt, sondern Kindertexte als komplexe Gebilde und Ergebnisse vielschichtiger Vermittlungsprozesse mit ganz unterschiedlichen Dimensionen betrachtet, muss Wege finden, vor dem Hintergrund des jeweiligen Forschungsinteresses und sinnvoller forschungstheoretischer Gütekriterien bestimmte Problemfelder des Schreibens in den Blick zu nehmen und sie damit aus der Gesamtheit der den Text konstituierenden Ebenen und Einflüsse herauszulösen. Und das, ohne ihre eigentliche Bedeutung, die nur im Kontext der anderen Textbausteine und -ebenen zum Tragen kommt, zu verfälschen.

Demgegenüber steht allerdings die Erkenntnis, dass Kindertexte für Forschungsprozesse rund um das Thema Kindheit ein außerordentlich vielversprechendes Datenmaterial darstellen. In jüngerer Zeit ist immer wieder die Klage laut geworden, dass die erziehungs- und geisteswissenschaftliche Forschung – weil von Erwachsenen

durchgeführt – zumeist auch nur aus der Perspektive der Erwachsenen verfolgt wird. Im bildungswissenschaftlichen Zusammenhang zum Beispiel kritisiert Shinji Nobira, dass die „Stimmen der Kinder“ bei der Suche nach neuen Wegen von Pädagogik und Didaktik kaum Berücksichtigung finden. (Nobira 2007, 31f.) Imbke Behnken und Jürgen Zinnecker fordern für die gegenwärtige Kindheitsforschung, Kinder von Objekten der Untersuchung stärker zu Subjekten und Akteuren von Forschungsprozessen und zu (Mit-)Produzenten von Datenmaterial zu machen. Sie sehen eine besondere Chance im Einbeziehen der Selbstperspektiven der Kinder, die die Fremdperspektiven der Forschenden effektiv korrigieren können. (Behnken/Zinnecker 2001, 25)

Diese Einbeziehung der kindlichen Perspektive scheint also aus Sicht unterschiedlicher erziehungswissenschaftlicher Anliegen durchaus wünschenswert zu sein. Und Kindertexte können – das sollte bereits deutlich geworden sein – interessante Aspekte einer kindlichen Perspektive bieten. Daher ist davon auszugehen, dass Kindertexte auch in Zukunft als Datenmaterial für unterschiedliche Forschungsvorhaben genutzt werden.

Methodologisch gilt es dabei, die bestehenden Zugänge zur Analyse und Interpretation der Texte eingehend zu prüfen und weiterzuentwickeln. Wichtig erscheint nicht nur die Erkenntnis, dass die Kindertexte subjektive Sichtweisen der Kinder enthalten, die sie verfasst haben, sondern dass auch die wissenschaftlichen Analysen letztendlich immer von der jeweiligen – und auf jeden Fall subjektiven – Sichtweise der Forschenden geprägt sein werden. Ganz, wie Constanze Rora feststellt:

*Für den Forschenden, der sich mit [...] Gestaltungen von Kindern auseinandersetzt, um den darin manifestierten ästhetischen Erfahrungsprozessen auf die Spur zu kommen, stellt sich damit die Aufgabe, sich diesen auf der Ebene der erfüllenden Anschauung zu nähern. Er muss sich mit der subjektiven Erfahrung, die er mit ihnen macht, mit seinem Angemutet-Werden auseinandersetzen. (Rora 2004, 30)*

Auch wenn die Objektivierung dieser persönlichen Lesarten sicherlich in ihrer Thematisierung in der Sprache vollzogen werden kann und die interindividuelle Sinnkonstruktion daher möglich erscheint, werden herkömmliche Gütekriterien hier doch offensichtlich zur Diskussion gestellt werden müssen. Konsequenterweise muss bei dem Versuch des „wissenschaftlich kontrollierten Verstehens von Kindern“ mit Dirk Hülst eine „aufgelockerte, von den Zwängen der etablierten Forschung sich distanzierende Methodologie“ (Hülst 2000, 49) gefordert werden. Davon ausgehend werden weitere Fragen zu klären sein, die an dieser Stelle nicht thematisiert werden können.

Prinzipiell ist festzuhalten, dass die Analyse und Interpretation der Texte nie zu einer endgültigen Erkenntnis führen wird. Die Forschung an Kindertexten kann Ahnungen über das Welt- und Selbstverstehen von Kindern bieten. Sie kann Einsichten in die Bedeutung des sprachlichen Handelns ermöglichen. Immer bleibt aber ein großer Bereich, der in der Komplexität und der gegenseitigen Verflochtenheit der unterschiedlichen kulturellen, individuellen und kollektiven Darstellungsebenen, dem wissenschaftlich-durchdringenden Blick nicht verfügbar ist.

### Das Archiv für Kindertexte an der Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg

Kindertexte sind aber nicht nur an sich ein heterogenes Medium, sie entstehen auch in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen, an unterschiedlichen Orten und auf ganz vielfältige Art und Weise. Das Archiv für Kindertexte am Institut für Schulpädagogik und Grundschuldidaktik der Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg versteht sich daher als eine Netzwerkstelle, an der die Sammlung, Sicherung und Würdigung, Archivierung und Erforschung kindlicher Schreibprodukte verfolgt werden soll. Ge-gründet wurde die Forschungsstelle im Herbst 2000 von Eva Maria Kohl, die als Professorin für die Deutschdidaktik der Grundschule an der MLU bis heute die Lei-tung des Archivs inne hat. Seitdem ist der Aufbau des Archivs stetig fortgeführt wor-den.

Das Archiv für Kindertexte beherbergt mittlerweile ca. 80 000 Texte aus den letz-ten einhundert Jahren des freien und kreativen Schreibens von Kindern. Angefangen mit Textsammlungen der reformpädagogischen Aufsatzreformbewegung über Kinder-texte aus der Zeit des Nationalsozialismus und Textsammlungen aus beiden deutschen Staaten der Nachkriegszeit, internationalen Texten aus aller Welt bis hin zu aktuellen Texten, die kindliches Leben und Schreiben in der Gegenwart thematisieren, ist dort ein breites Spektrum an kindlichen Schreibprodukten versammelt. Neben vielen Ver-öffentlichungen liegt auch eine große Zahl unveröffentlicher Texte vor; viele davon handschriftlich im Original.

Neben den unterschiedlichen Primärtexten existiert auch ein umfangreiches Lite-raturangebot zur didaktischen und pädagogischen Forschung an kindlichen Schreib-prozessen und Kindertexten. Eine Vielzahl wissenschaftlicher Beiträge bietet Ein-und Überblicke zur Forschung an und mit Kindertexten. Projektdokumentationen zeigen, in welchem Rahmen und unter welchen Umständen Kinder zum Fantasieren eigener Texte angeregt werden können.

Das Archiv möchte als Angelpunkt einer interdisziplinären Forschungstätigkeit an und mit Kindertexten fungieren. Die Texte stehen daher allen interessierten Forsch-erinnen und Forscher zur Verfügung.

### Ein Einblick ins Archiv – Beispiele

<i>L – Liebe</i>	<i>Liebe ist komisch, sage ich.</i>
<i>A – anfreunden</i>	<i>Oder anfreunden mit ihm.</i>
<i>U – unaufmerksam</i>	<i>Ihn zu lieben wäre auch toll.</i>
<i>R – rollen</i>	<i>In der Schule war ich unaufmerksam</i>
<i>A – Andreas</i>	<i>und seine Bilder rollten mir im Kopf herum.</i>
<i>E – Ehrgeiz</i>	<i>„Der Andreas ist ehrgeizig!“</i>
<i>L – lahm</i>	<i>„Er ist lahm!“</i>
<i>T – traurig</i>	<i>„Er würde Laura traurig machen!“</i>
<i>E – Ehe</i>	<i>„Er wird unsre Ehe zerstören!“</i>
<i>R – rund</i>	<i>„Er ist so dick und rund!“</i>
<i>N – nein</i>	<i>„Nein!“</i>

*Alexandra, 10 Jahre*

*(Quelle: Ritter/Lange/Kesten 2005/2006)*

### **Die Zeit**

*Die Zeit verrinnt geschwind.  
Ist sie dort,  
Ist sie fort.  
Ist sie da,  
Ist sie rar.  
Setzt sie sich nieder,  
Verschwindet sie wieder.*

*Denise, 9 Jahre*

*(Quelle: Kohl 2005, 60)*

*Am ersten Schultag hat uns die Lehrerin gefragt, wo wir wohnen. Straße und Name des Vaters. Ich bin aufgestanden und habe gesagt: „Im Himmel.“ „Welche Nummer?“ hat die Lehrerin gefragt und mich gar nicht angeschaut.*

*Da bin ich zornig geworden und habe gesagt: „Mein Vater ist tot, und im Himmel gibt es keine Nummern.“*

*Da haben alle gelacht!*

*Es ist schlimm, wenn man seinen Vater im Himmel hat...*

*Markus, 6 Jahre, Österreich*

*(Quelle: Lepmann 1971, 82)*

### **Das Hirn**

*Das Hirn befindet sich im Kopf.  
Es behält die Sachen.  
Wenn man kein Gehirn hat, weiß man nichts.  
Mein Hirn kann rechnen und schreiben.  
Ich denke und male und behalte.  
Manchmal habe ich Kopfschmerzen.  
Ich bin nicht doof,  
und ich bin nicht krank im Kopf.*

*Martin, 11 Jahre*

*(Quelle: Hesse/Wellershoff 1997)*

**Sitz und Adresse des Archivs für Kindertexte**

Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg  
 Philosophische Fakultät III/ Fachbereich Erziehungswissenschaften  
 Institut für Schulpädagogik und Grundschuldidaktik  
 Franckeplatz 1, Haus 31, Raum 205  
 06110 Halle/Saale

## Internet:

[http://schulpaed.philfak3.uni-halle.de/grundschule\\_bereiche\\_mitarbeiter/deutsch/archiv\\_fuer\\_kindertexte/](http://schulpaed.philfak3.uni-halle.de/grundschule_bereiche_mitarbeiter/deutsch/archiv_fuer_kindertexte/)

## Leitung:

Prof. Dr. Eva Maria Kohl

## Kontakt:

Dr. Michael Ritter  
 Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg  
 E-Mail: michael.ritter@paedagogik.uni-halle.de

## LITERATUR

- Behnken, Imbke und Jürgen Zinnecker (2001): Die Lebensgeschichte der Kinder und die Kindheit in der Lebensgeschichte. In: Imbke Behnken und Jürgen Zinnecker (Hg.): Kinder, Kindheit, Lebensgeschichte. Ein Handbuch. 1. Aufl. Seelze-Velber, 16-32.
- Dehn, Mechthild, Steffi Habersaat und Swantje Weinhold (1998): Über literarische Figuren und Medienfiguren. Schreiben als kulturelle Tätigkeit. In: Claudia Osburg (Hg.): Textschreiben – Rechtschreiben – Alphabetisierung. Initiierung sprachlicher Lernprozesse im Bereich der Grundschule, Sonderschule und Erwachsenenbildung. Baltmannsweiler, 9-37.
- Gansberg, Fritz (1909): Produktive Arbeit. Beiträge zur neuen Pädagogik. Leipzig.
- Hesse, Ina und Heide Wellershoff (Hg.) (1997): Es ist ein Vogel. Er kann fliegen im Text. Kinder schreiben sich ihre Geschichten von der Seele. Tübingen.
- Hülst, Dirk (2000): Ist das wissenschaftlich kontrollierte Verstehen von Kindern möglich? In: Friederike Heinzel (Hg.): Methoden der Kindheitsforschung. Ein Überblick über Forschungszugänge zur kindlichen Perspektive. Weinheim, 37-58.
- Iser, Wolfgang (1983): Akte des Fingierens oder Was ist das Fiktive im fiktionalen Text. In: Dieter Henrich und Wolfgang Iser (Hg.): Funktionen des Fiktiven. München, 121-151.
- Kohl, Eva-Maria (2005): Schreibspielräume. Freies und kreatives Schreiben mit Kindern. Seelze-Velber.
- Lepmann, Jella (Hg.) (1971): Kinder sehen unsere Welt. Texte und Zeichnungen aus 35 Ländern. Berlin.
- Nobira, Shinji (2007): Der öffentliche Charakter der Bildung und das Erhabene. In: Yasuo Imai (Hg.): Concepts of aesthetic education. Japanese and European perspectives. Münster, 31-48.
- Ritter, Michael (2008): Wege ins Schreiben. Eine Studie zur Schreibdidaktik in der Grundschule. Baltmannsweiler.
- Ritter, Michael (2009): „Ich bin der Wind, der die Zweige bewegt.“ (Alexandra, 10 Jahre). Überlegungen zur potenziellen Bedeutung von Kindertexten für bildungswissenschaftliche Forschungsvorhaben. Vortrag im Forum für empirische Grundschulforschung. Kassel am 9. Juli 2009 (unveröffentlichtes Manuskript).

- Ritter, Alexandra, Michael Ritter, Sabine Lange, und Annegret Kesten (2005/2006): Von Hokapoka, die einen Zauberer wollte. Projektdokumentation der Kreisarbeitsgemeinschaft „Die Schreibspielwiese“, Halle.
- Rora, Constanze (2004): Einleitung 2. Teil: Ästhetische Erfahrung als Forschungsgegenstand. Überlegungen zur Methodologie. In: Gundel Mattenklott, Constanze Rora und Christina Griebel (Hg.): Ästhetische Erfahrung in der Kindheit. Theoretische Grundlagen und empirische Forschung. Weinheim, 25-36.
- Wardetzky, Kristin und Christiane Weigel (2007): Bedrohte Kindheiten im Spiegel des Märchens. In: Jens Thiele und Sabine Wallach (Hg.): Verborgene Kindheiten. Soziale und emotionale Probleme in der Kinderliteratur. Oldenburg, 107-125.

## Zeitzeugendokumentation Berliner Bezirke

„Erweckte Geschichte“ als regionales Projekt der Oral History

Claus Bernet

Geschichte ist mehr als Fakten. Einen bedeutenden Anteil an Geschichte haben die persönlichen Erinnerungen, also die Verknüpfung historischer Ereignisse mit dem persönlichen Erleben Einzelner. Bislang ist vor allem die Oral History ein inzwischen gängiges Verfahren, Selbstzeugnisse von Zeitgenossen zu sammeln und zu dokumentieren. Das ist in erster Linie eine Leistung außeruniversitärer Einrichtungen. So führte beispielsweise der Schweizer Verein „Archimob“ das bislang größte mit öffentlichen Geldern geförderte Projekt der Oral History durch: Von 1999 bis 2001 wurden 555 Interviews mit Zeitzeugen, Männer wie Frauen, über ihre Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg gesammelt. Das Ergebnis ist in zwei Publikationen eingegangen: Christof Dejung, Thomas Gull und Tanja Wirz: „Landigeist und Judenstempel. Erinnerungen einer Generation 1930-1945“ (2002) sowie Fabienne Regard und Laurent Neury: „Mémoire d'une Suisse en guerre, la vie ... malgré tout“(2002).

Ein bescheideneres Projekt ist „Erweckte Geschichte“, das vom Träger „Bildung und Integration“ durchgeführt wurde. Dabei handelt es sich um ein regionales Berliner Projekt zum Sammeln, Transkribieren, Aufarbeiten und Dokumentieren von Alltagsgeschichte(n). Zu drei Zeitabschnitten wurden mittels freier Interviews circa 150 Berliner und Berlinerinnen befragt, überwiegend in den Bezirken Charlottenburg-Wilmersdorf und im Prenzlauer Berg, ein Ortsteil des Bezirks Pankow. Es sollen Alltagserfahrungen aus einem bürgerlichen Bezirk mit einem Arbeiterbezirk verglichen werden, vor allem von Zeitzeugen, die ihre Lebenserfahrungen nicht in schriftlicher Form niedergelegt haben, also oftmals Personen, die die Geschichtswissenschaft der Unterschicht zuordnet. Es geht vornehmlich um Erfahrungen und ihre Verarbeitung, nicht um Expertenwissen.

Zeitlich geht es bei dem Pankower Projekt um Lebensgeschichten von Spätaussiedlern, die im Rahmen eines Aufnahmeverfahrens als deutsche Volkszugehörige nach Deutschland übersiedelt sind und zuvor meist einer deutschen Minorität angehörten. Zwischen 1950 und 2005 waren dies fast viereinhalb Millionen Personen mit zum Teil höchst differenzierten Einzelbiographien. Für die Zukunft festgehalten wurden unter anderem die Lebensläufe und Schicksale der Fabrikarbeiterin Wanda Moss aus Kirgisien, des Technikers Alexander Stell aus Kasachstan, der Architektin und Künstlerin Inna Artemova, des Arbeiters Hans-Georg K., des Metallarbeiters Valdemar Fink, von Victoria Gauert, Alexander Seemann, der Landwirte David Stell und Olessia Niss (alle aus Russland) sowie die Biographien einiger Plautdietschen (Russlandmennoniten) wie Peter Wiens und Rosa Steblau. Eine auszugsweise Präsentation

der Interviews ist durch die Journalistin Burgula Olschewski im Internet abgelegt unter: <http://www.bildung-und-integration.de/Project01/repo011a.html>.

Zu den oben genannten Berliner Bezirken gibt es zwar bereits biographiezentrierte Quellensammlungen (beispielsweise: ‚Schon damals fingen viele an zu schweigen ...‘. Quellensammlung zur Geschichte Charlottenburgs von 1933-1945, Berlin 1986), aber noch keine Dokumentationen aus dem Ansatz der Oral History heraus. In dem Projekt „Erweckte Geschichte“ wurden inhaltliche Auswahlprozesse wie Konventionspräsentationen und nachträgliche Überarbeitungsphasen durch den Interviewer bewusst eng gehalten, um an möglichst authentische, möglichst unbearbeitete Selbstzeugnisse zu gelangen, getreu nach Ralph Waldo Emerson (1803-1882): „Eigentlich gibt es keine Geschichte, es gibt nur Biographien“.

Zeitlich wurden Interviews zu den drei Perioden Weimarer Republik/Vorkriegszeit, Nationalsozialismus und Nachkriegszeit bis zum Mauerbau (1961) geführt. Die Kontakte zu den Interviewten wurden in Seniorenheimen, über Wohlfahrtsverbände, aber auch zu Privatpersonen „auf der Straße“ hergestellt. Ziel des Projektes ist es auch, Alltagsgeschichte vor allem in Schulen erlebbar zu machen. Für die Berliner Oberstufen wurde 2008 daher eine erste Broschüre herausgegeben (Martina Grieger, Dankward Mehling (Red.): Erweckte Geschichte: Leben in Berlin 1930-1961, Berlin: Bildung und Integration e.V., 2008), in der Beispiele aus Charlottenburg Zeitgeschichte anhand von Biographien vermitteln soll. Da Biographiegeschichte nicht Bestandteil des Curriculums ist, versteht sich die Broschüre als zusätzliches Angebot zu den bisherigen Geschichtsbüchern. In diesen hat Biographieforschung so gut wie keinen Raum, zumal die Oral History aus dem universitären Nischendasein nicht den Weg in das Schulbuch gefunden hat – nicht jedenfalls in Deutschland. Im ersten Dokumentationsband finden sich Interviews unter anderem von Falk Drabig, Raissa Fayn (St. Petersburg), Hildegard F., Elisabeth Fresenius (Döberitz/Fürth), Helga und Joachim Hans, Dr. Ruth Israel, Elfriede L., Ewald Schiller, Dr. Harry Schmelter, Ilse Schulz und Frieda Walther. Auf eine Einleitung oder methodische Teile wurde ganz verzichtet, leider auch auf ein Schlagwortregister. Die meisten Interviews sind aber mit aussagekräftigen Zwischenüberschriften versehen, die eine thematische Zuordnung ermöglichen. Was die Broschüre von anderen Dokumentationsbänden der Oral History unterscheidet, ist das ausgiebige Farbbildmaterial bislang unzugänglicher und unveröffentlichter Selbstzeugnisse. Zeitlich geht es um die Jahre 1933 bis 1945, in denen alle der jetzt Befragten naturgemäß Kinder, Jugendliche oder junge Erwachsene gewesen waren. Daher stehen Themen wie Schulzeit/Lehre/Ausbildung, Arbeitsdienst, Kinderlandverschickung sowie Häuserkampf und Kriegsende im Vordergrund.

Im Jahre 2009 soll ein weiterer Band entstehen. Während der erste Band nur bis 1945 geht, soll der folgende auch die Nachkriegszeit bis zum Mauerbau mit einbeziehen. Vor allem soll „Erweckte Geschichte“ allen Interessierten zugänglich gemacht werden: Schulen, Zeitzeugenportale im Internet oder auch die Vermittlung von Gesprächen mit Zeitzeugen bieten sich hier als Möglichkeiten an, woran weiter gearbeitet wird.

#### *Kontakt:*

L. Korobko, Bildung und Integration e.V., Berufliches Bildungszentrum, Uhlandstraße 97, 10715 Berlin

Tel.: 030-23627120, E-Mail: [info@bint.de](mailto:info@bint.de), Internet: [www.bildung-und-integration.de](http://www.bildung-und-integration.de)

## Literaturbesprechung

**Hans Joachim Schröder: Technik als biographische Erfahrung 1930-2000. Dokumentation und Analyse lebensgeschichtlicher Interviews.** Zürich: Chronos 2007 (=Kulturwissenschaftliche Technikforschung, hg. v. Thomas Hengartner, 1), 672 S., geb., 49,-€

Unser Alltag wird zunehmend von Technik bestimmt – Technik im weitesten Sinn des Wortes. Nicht nur der Weg zur Arbeit, auch die Arbeit selbst, der Haushalt und die Freizeit sind von technischen Elementen durchzogen. Der vorliegende Band geht daher davon aus, dass die Einwirkung der Technik auf die Biographie so stark ist, dass sich die gesellschaftliche Wirklichkeit aus Technikbiographien konstituiert (S. 10) Dabei wird der Begriff Technik (griechisch *technikos* „kunstvoll, kunstgemäß, sachverständig und fachmännisch“) in seinem weitesten Sinne verstanden, etwa in Anknüpfung an die Definition in Wahrigs Deutschem Wörterbuch (2000, S. 1240) als „Kunst, mit den zweckmäßigsten und sparsamsten Mitteln ein bestimmtes Ziel oder die beste Leistung zu erreichen“. In diesen Biographien, aus narrativen Interviews gewonnen, wird lebensgeschichtliche Erfahrung erzählt. Das Material ist die Grundlage für diesen Dokumentationsband, der daher mit 627 Seiten Text, gefolgt von 26 Seiten Literaturverzeichnis und ausführlichem Sach- und Personenregister, aufwarten kann. Angesichts dieses Umfangs betont die Rezensentin, dass sie das Buch mit Interesse und Freude gelesen hat.

Die Erhebungsvoraussetzungen (S. 11-12) bestanden in sieben Vorgaben: (1) alle Personen sollten in Hamburg leben, (2) sie gehören dem Dienstleistungssektor an, (3) eine breite Altersstreuung besteht – es wurden Jahrgänge zwischen 1924 und 1983 erfasst, (4) Frauen und Männer kommen zu gleichen Teilen zu Wort, (5) insgesamt sollten rund 100 Personen befragt werden, (6) eine breite Streuung in Sozialschichtung und (7) eine Vielfalt der Berufe sollte gewährt sein. Eingelöst wurden 92 Einzelinterviews (S. 17, 94 und 611), die zwischen März 1999 und April 2001 erhoben wurden. Sie dauerten zwischen 45 Minuten und 4 Stunden 40 Minuten. Die Interviewpartner wurden über das sogenannte Schneeballverfahren gefunden (S. 15). Das ist ein bewährtes Mittel, bringt aber mit sich, dass häufig ein dem Interviewer bekanntes Milieu nur wenig überschritten wird. Das ist zwar günstig für die Interpretation, beschränkt aber auch den Geltungsbereich der Aussagen. So war es Schröder gelungen, ein Interview mit einer Haushalthilfe zu führen (Kapitel 5), während ansonsten untere Sozialschichten unterrepräsentiert sind. Die meisten Befragten haben ihren Schulbesuch mit der mittleren Reife bzw. mit dem Abitur beendet und häufig ein Hochschulstudium abgeschlossen. Schröder verzeichnete gewisse „Inselbildungen“, so etwa ein Arztehepaar mit erwachsenen Töchtern, ein Vater ist Ingenieur, Tochter ist Ingenieurin, Mutter Bürofachkraft und Hausfrau, drei Freundinnen in Rente u.ä.

Im Zusammenhang mit der Erörterung des Geltungsbereiches der Aussagen werden methodische Festlegungen überdacht, was mit der weiterführenden Literatur auch eine praxisorientierte methodische Einführung darstellt. Für die „konkrete Interviewsituation“ (S. 15) scheint der Hinweis auf eine Vertrauensbeziehung wesentlich, aber auch die Festlegung, dass es keine misslungenen Interviews geben sollte, dass der Interviewer diskutierend und kommentierend am Gespräch beteiligt sein darf und der bestehende Fragekatalog dem Interviewer als Orientierung in dem weiten Erfahrungs-

feld dienen sollte. Vor allem die in Frage stehenden Erfahrungsbereiche im Umgang mit Technik waren vorbedacht.

Methodisch verweist Schröder auf die herausragende Rolle der Interviewanfänge (S. 29). Anders als nach den Gemeindestudien von Schütze postuliert wurde, sei nicht nach einer Eingangsfrage die Ersterzählung des Interviewten abzuwarten. Die Dokumente belegen, dass ein biographisches Interview vielmehr ein Kommunikationsvorgang ist, der sehr individuell abläuft und hohe Flexibilität vom Interviewer erwartet. Schröder verweist hier auf seine eigene Konstitution, die eher ein spannendes und beunruhigtes Sich-Einstellen auf das Interview bedeutete (S. 619-620).

Im unmittelbaren Anschluss an das Interview entstand wie üblich stets das Protokoll, dazu eine Lage- und Situationsbeschreibung, ebenso Angaben zu Umständen und Besonderheiten. Die Gespräche und Protokolle bieten daher „Zeugnisse subjektiver Erfahrung“. Daneben kommentierte Schröder aber auch formale Fragen, analysiert z.B. die Form einer Erzählgeschichte im Material einer Interviewpartnerin (S. 48f.).

Der Dokumentation wird gegenüber der Analyse ein Vorrang eingeräumt (S. 19) – so sind der Umfang zu erklären und auch die Tatsache, dass es sich um eine interessante Lektüre handelt. Die Theoretisierungen verlaufen eng an den angegebenen Interviewpassagen und halten sich mit Generalisierungen zurück. Schröder wendet die in der Volkskunde häufig erfolgreich praktizierten Prinzipien des hermeneutischen Verstehens an: Die Analyse bemüht sich um ein Verstehen in Annäherungen an die jeweiligen Texte. Annäherungen als „umkreisendes oder auch auf Widersprüche oder Auffälligkeiten reagierendes Interpretieren. Die Plausibilität der Analyse kann an den Texten ständig überprüft werden“. (S. 20f., 28f.) Schröder verknüpfte primär induktive mit sekundär deduktiven Setzungen und Schlussfolgerungen, die aus dem alltagsweltlichen Erfahrungswissen selbst abgeleitet sind. Damit bestanden für ihn keine vorab gesetzten Sinnbestimmungen (S. 9f.).

Der Aufbau des Buches verschränkt eine synoptische und einzelbiographische Darstellungsweise (S. 22). Einem einzelbiographischen Kapitel, das als Vertikalkapitel fungiert, folgt ein synoptisches Kapitel als Horizontalkapitel im regelmäßigen Wechsel. Kapitel acht ist dabei ein verschobenes Achsenkapitel, das den Umgang mit Computertechnik thematisiert. In den Vertikalkapiteln sind Männer und Frauen in regelmäßigem Wechsel und regelmäßiger Altersstufung enthalten, zuerst eine Seniorin, dann eine Abiturientin usw. Die Repräsentativität ist damit auf das Sample bezogen (S. 23). Darüber hinaus ist das Buch eine Art Collage, ein Kaleidoskop teilweise widersprüchlicher Erfahrungen, die Schröder in der beschreibenden Widerspiegelung nicht künstlich homogenisiert und harmonisiert (S. 28). Schröder schloss sich an die phänomenologische Auffassung von Alltag im Sinne von Alfred Schütz und Thomas Luckmann als „Strukturen der Lebenswelt“ an. (S. 626) Empirie galt ihm „als alltagsweltliches Erfahrungswissen“ in der Totalität von „alltagsweltlicher Lebenswelt“, die Schütz als Natur- und Sozialwelt verstand, von Schröder ergänzt durch die Technikwelt (S. 9).

Die Dokumentation gliedert sich in drei Abschnitte (S. 27): Nach einer ausführlichen Einleitung in das Untersuchungsfeld, die Darstellung und Methode folgt Teil A zum Erleben im Zweiten Weltkrieg, „Technikerfahrung mit Schwerpunkt in der ferneren Gegenwart“. In diesem Zeitraum dominieren bei den Interviewten die Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg und der Aufbauphase, ebenso die spätere Militarisierung

und atomare Spannung. Teil B umfasst die Jahre 1950 bis 2000 mit einem Schwerpunkt im alltäglichen „Nahbereich“ der jüngeren und jüngsten Gegenwart, Teil C die Technikerfahrung mit Blick auf „Fernbereiche“ und als Gesamtphänomen, um das man sich Gedanken macht, wobei zwei Abiturienten zu Wort kommen. Dabei sind Themen wie Gentechnik, Ethik und Musik interessant. Hier findet zusammenfassend die in den Gesprächen immer wieder auftauchende Frage nach der jeweiligen Definition von Technik, damit eine theoretische Diskussion zu Technikvorstellungen überhaupt, statt (Kapitel 16).

In den Kommentaren Schröders zu den jeweiligen Interviewbelegen spricht die langjährige Erfahrung des Autors. Sein Werdegang begann 1978 mit autobiographischen Untersuchungen im Forschungsprojekt zur Genese der Identität großstädtisch lebender Personen unter Leitung von Albrecht Lehmann. Seit 1999 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter und Leiter zusammen mit Thomas Hengartner im Forschungsprojekt „Kultur, Alltag und Wandel der Technik im Spiegel biographischer Erfahrungen der Gegenwart“ sowie am Institut für Volkskunde der Universität Hamburg.

Schröder ist ein empfehlenswertes Buch gelungen. In Frage steht die Rolle der Empirie in der Darstellung, ob z.B. das Kapitel 16 nicht an den Anfang hätte treten müssen, um die Offenheit der Vorstellungen zum Problem darzustellen. Der Band ist eine Sammlung von Material und Erörterungen, die selbst zum zeitgeschichtlichen Dokument werden (dazu ausführlicher S. 614). Er belegt die Wesentlichkeit von Subjektivität und Perspektive des Forschers, die auch für andere Arbeiten wissenschaftsethische Erörterungen nach sich ziehen sollten. In der „subjektzentrierten Perspektive“ zeigt er die Individualität der Befragten und deren Umgang mit „Technik“ im Alltag – jeweils spezifisch und historisch konkret. Schröder legt diese individuellen Zeugnisse mit Kommentaren vor und übergibt sie damit der Geschichte, vielleicht auch dem Weitererzählen. In den grundsätzlichen methodischen Überlegungen Schröders finden auch wissenschaftliche Anfänger zahlreiche Hinweise für die Arbeitsweise mit dem narrativen Interview und seiner Auswertung als einem Teil der volkswissenschaftlichen Erzählforschung heute.

Kathrin Pöge-Alder

## Konferenzbericht

### **5. Konferenz der Brasilianischen Oral History Gesellschaft, Sektion Süd, in Marechal Candido Rondon, Parana, 25.-28. Mai 2009**

Die Sektion Süd der brasilianischen Oral History Gesellschaft (Associação Brasileira de História Oral, ABHO) veranstaltete vom 25. bis 28. Mai 2009 ihr fünftes, alle zwei Jahre stattfindendes Treffen auf dem Campus der Universidade Estadual do Oeste do Parana (UNIOESTE) in der Stadt Marechal Candido Rondon, die in der brasilianischen Provinz Parana liegt. Unter dem Leitthema „Ungleichheiten und Unterschiede“ präsentierten 74 Forscher und Forscherinnen ihre Projekte. Sie sprachen zu folgenden Themen: „Identitäten, Ethnizitäten und Differenzen“, „Gender, Feminismus und Sexualität“, „Erinnerung, Erzählung und Diskurse“, „Erinnerung und kulturelles Erbe“, „Erzählungen und kulturelle Praktiken“, „Stadt und Erinnerung“, „Oral History und Erziehung“, „Arbeiter und Arbeit“, „Staat und Macht“ und „Wissenschaft und Gesundheit“.

Dies war das bislang größte Treffen der ABHO-Südregion, und es war das erste Mal, dass die Veranstalterinnen erhebliche Bundesmittel zur Finanzierung der Konferenz erhielten. Vierhundert Interessierte hatten sich zu den Vorlesungen, Workshops, Hauptreden und runden Tischen angemeldet. Zum ersten Mal wurden nur Projekte von Forschern und Forscherinnen angenommen, die mindestens Graduierte waren.

Die vier Hauptreden behandelten die Themen Erinnerung, Erfahrung, Bedeutung und Historiographie. Marcos Alvito (Bundesuniversität Fluminense), ein Anthropologe, präsentierte drei Fallstudien: In seiner Geschichte, wie er Fischhändler wurde, präsentierte sich ein Zeitzeuge sowohl als „self-made man“ als auch als jemand, der aktiv eingebunden war in informellen Solidaritätsverbänden. Eine Nonne erzählte von ihrer Epiphanieerfahrung, die an die Bekehrungsgeschichten Martin Luthers und so genannter wiedergeborenen Christen erinnerte. Mündliche Tradition von Sklaven in Brasilien stand im Zentrum der letzten Fallstudie; diese Tradition war geformt von afrikanischen und brasilianischen religiösen und mystischen Sagen, die von Außenstehern häufig nicht verstanden und deshalb verworfen werden. Alvito zeigte damit, wie wichtig es ist, den vielfältigen und verschiedenen Bedeutungen von Wörtern mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Alexander Freund (Universität Winnipeg, Kanada) präsentierte die Fallstudie einer drei-generationalen deutschkanadischen Familie, deren Großmutter das Dritte Reich erlebt hatte. In einer gemeinsam verfertigten Familienerinnerung der Nazivergangenheit erzählten die Familienmitglieder eine sorgenfreie und tröstliche Geschichte über das Leben der Großmutter und des Urgroßvaters in der Nazigesellschaft. Freund demonstrierte dabei die Nützlichkeit des Konzepts des kommunikativen Gedächtnisses (Jan and Aleida Assmann, Harald Welzer) für die Analyse von Familienerinnerungen.

Pablo Pozzi (Universität Buenos Aires) analysierte in seinem Vortrag Erinnerung und Politisierung in Erzählungen politisch militanter argentinischer Arbeiter (1955-1976) und konnte zeigen, dass ihr Politisierungsprozess mehr von ihren Lebenserfahrungen als von ihrem intellektuellen Lernprozess bestimmt war. Er wies darauf hin, dass sich ihre Erzählweise deutlich von der anderer sozialer Klassen unterschied, was besonders bei den verwendeten Bildern, ihrer Betonung und der Strukturierung ihrer Erklärungen auffällt.

„Historiographie und Oral History: Ungleichheiten und Differenzen“ war das Thema des Vortrages von Regina B. Guimarães Neto (Bundesuniversität Pernambuco). Sie verknüpfte theoretische Fragen der aktuellen Historiographie mit den Herausforderungen der Oral History. Ihre Forschung behandelt die Migration von verarmten „Nordestinos“ zwischen 1920 und etwa 1940, die auf der Suche nach Arbeit das damals kaum erschlossene Amazonasgebiet zu besiedeln begannen. Diesen Prozess vollzieht sie mit Oral-History-Interviews nach und stellt ihre Ergebnisse, die unter anderem das Alltagsleben der Migranten dokumentieren, der regionalen Historiographie gegenüber, die diese Region als sehr rückständig und gewalttätig darstellt, aber wenig über die Lebensbedingungen der Bewohner schreibt.

Die Konferenz ermöglichte einen intensiven Austausch von Erfahrungen und Forschungsansätzen, sei es in den Arbeitsgruppen oder bei den runden Tischen. Im Folgenden werden die wichtigsten Beiträge der sechs runden Tische kurz umrissen.

An dem runden Tisch „Theoretische und methodologische Perspektiven der Oral History“ nahmen Antonio Montenegro (Bundesuniversität Pernambuco), Pablo Pozzi (Universität Buenos Aires) und Marcos Freire Montysuma (Bundesuniversität Santa Catarina) teil. Montenegro analysierte den Unterschied journalistischer Diskurse und mündlicher Überlieferung am Beispiel des Besuchs von Queen Elisabeth 1968 in Brasilien. Aus diesem Anlass wurde die Bewegungsfreiheit der Bevölkerung in der Stadt Recife eingeschränkt, manchen sogar der Zugang verwehrt. Montenegro zeigte, wie der Empfang der Königin auch von offiziell Ausgeschlossenen positiv erinnert wurde, aber von den betroffenen Einwohnern der Stadt unterschiedlich wahrgenommen wurde, je nach ihren Erwartungen und soziokulturellen Bezügen. Pablo Pozzi betonte die Notwendigkeit bei der historischen Forschung, auch andere Formen zeitgenössischer Überlieferung mit einzubeziehen, wie Sprichwörter, Poesie oder auch Witze, um so die Bedeutungen der zeitgenössischen politischen Prozesse besser zu verstehen. Anhand einer Interviewsituation – über die Rolle einer rechten Partei in Argentinien – zeigte er weiterhin die Diskrepanz zwischen akademischem und theoretischem Wissen auf Seiten des Fragenden und der Lebenserfahrungen und Erinnerungen des Befragten selbst. Der Dialog zwischen den Interviewpartnern wurde erst möglich und fruchtbar, als die politischen Differenzen zwischen ihnen geklärt worden waren. Marcos Montysuma erinnerte anhand seiner Interviews mit Gewerkschaftsführern aus Amazonien an die ethische und soziale Verantwortung der mit Oral History arbeitenden Wissenschaftler. Für ihn ist ein Feedback mit den Interviewten mittels der gemachten Aufnahmen und Ergebnisse der Forschung geeignet und wichtig, um dieser Verantwortung nachzukommen.

An einem weiteren runden Tisch diskutierten Joana Maria Pedro (Bundesuniversität Santa Catarina), Roseli Boschilia (Bundesuniversität Paraná) und Benito Schmidt (Bundesuniversität Rio Grande do Sul) den Zusammenhang von Erinnerung, Subjektivität und Oral History. Joana Pedro beschrieb ihr Projekt über Feminismus in Brasilien und Chile. Sie zeigte dabei den Wandel ihrer Interviewpartnerinnen zu Feministinnen, bemerkte, wie die Militanz ihre Subjektivitäten prägte und wie sie dabei ihre gewonnene feministische Identität betonten. Roseli Boschilia sprach über den Zusammenhang von Erinnerung und Subjektivität anhand ihrer Fallstudie portugiesischer Migranten, die um den Wechsel vom 19. zum 20. Jahrhundert als Kinder nach Curitiba (Brasilien) kamen; sie zeigte anhand dieses Beispiels, wie wichtig es ist, auf die Emphase beim Erzählstil jedes einzelnen zu achten. Für Benito Schmidt ist Oral

History ein nützliches Mittel, um zu zeigen, dass Subjektivität konstruiert und historisch bedingt ist. Er plädierte dafür, den Begriff Subjektivität bei der historischen Forschung weniger vage zu benutzen und stärker als theoretischen Fachausdruck zu gebrauchen.

Davi F. Schreiner (UNIOESTE), Monica Gatica (Bundesuniversität Patagonien, Argentinien) und Pablo A. Vommaro (Universität Buenos Aires) diskutierten die besondere Eignung von Oral History als Methodologie für Studien über soziale Bewegungen. Davi Schreiner arbeitete mit Erzählungen und Darstellungen der Bewohner in ländlichen Ansiedlungen des MST (Movimento dos Trabalhadores Rurais Sem Terra – Bewegung der Landarbeiter ohne Boden, die wichtigste Landlosenbewegung Brasiliens) in Parana. Er analysierte ihr Umfeld, ihre Produktions- und Sichtweisen und wie sie durch ihre Erfahrungen neue Subjektivitäten bilden. Die Darstellungen ihrer Situation wirtschaftlicher Unsicherheit und Armut zeigen die vielfältigen Strategien, das tägliche Leben zu organisieren, um eine Gesellschaft von Gleichen zu entwickeln, aber auch, in Widerspruch dazu, Praktiken, die andere Subjektivitäten leugnen. Für Monica Gatica erlaubt die Analyse der Handlungen kollektiver und individueller Akteure und des Spannungsfeldes zwischen objektiven und subjektiven Bedingungen die Bildung verschiedener Identitäten, die während des Kampfes entstehen, zu erkennen. So ermöglicht Oral History auch eine Differenzierung der einzelnen Mitglieder dieser sozialen Bewegungen. Pablo Vommaro sprach über die Besetzung und die Organisation von städtischen Siedlungsräumen durch landlose Arbeiter in der Stadt Quilmes, Argentinien. Er zeigte, wie sie solidarische Netzwerke bilden und dafür ihre Gegensätze und Konflikte untereinander unterdrücken. Er äußerte, dass die Vielfältigkeit der gegensätzlichen Meinungen und Ideen ein positives Element für die mögliche Bildung neuer sozialer Bewegungen sein kann.

Die „Möglichkeiten der Oral History bei der Projektentwicklung in Schulen“ behandelten Bibiana Andrea Pivetta (Erziehungswissenschaftliches Institut Rosario, Argentinien), Geni Rosa Duarte und Paulo Koling, beide von der UNIOESTE. Bibiana Pivetta präsentierte die Erfahrungen des „Proyeto Aborigen“ das seit fünf Jahren in Schulen in der Provinz Santa Fe, Argentinien, erfolgreich für die indigene Integration arbeitet. Das Projekt erforscht mittels Oral History die Wanderungsprozesse indigener Migranten zwischen einzelnen Provinzen Argentiniens und sogar Staaten Südamerikas, deren Lebens- und Arbeitsbedingungen und bezieht dazu Museen und ähnlichen Institutionen ein. Geni Duarte und Paulo Koling, Koordinatoren des von Schulen in kleinen Gemeinden Paranas ausgehenden Projekts „Universidade Sem Fronteiras“ (Universität ohne Grenzen), sprachen über die Landverteilungskonflikte, die sich im Spannungsfeld der Akkumulation von Grundbesitz und den Gegenbewegungen im Kampf für Land entwickelt haben. Geni Duarte arbeitete mit mündlichen Berichten von Landarbeitern, die wegen eines Staudamms zwangsumgesiedelt worden waren. So dokumentierte und analysierte sie deren unfreiwillige Migration, ihre Mobilisierung im Kampf um ihre Rechte und ihre staatlich gelenkte Wiederansiedlung und verknüpfte dies mit der Vermittlung regionaler Geschichte an den lokalen Schulen. Paulo Koling zeigte, wie ein 1993 ermordeter Anführer des MST in Interviews mit den alteingesessenen und den später zugezogenen Bewohnern durch das MST in der Region dargestellt wird. Er zeigte, dass dieser Teil der Lokalgeschichte übergangen wird, und plädierte dafür, solche Problematiken wie diese sozialen Konflikte in den Lehrplan des Geschichtsunterrichts zu integrieren.

Am runden Tisch „Städte, Oral History und Differenzen“ nahmen die Historiker Marcos Alvito (Bundesuniversität Fluminense), Luis Felipe Falcão (Landesuniversität Santa Catarina) und Robson Laverdi (UNIOESTE) teil. Marcos Alvito stellte das Pressebild über einen Drogenhändler einer Favela in Rio de Janeiro dessen eigenen Aussagen gegenüber. Er wurde als abartig, pathologisch, exotisch und Besitzer eines „Harems“ mit 30 Frauen dargestellt. Er selbst erklärte im Interview, dass die Kinder aus den Beziehungen mit den Frauen dazu dienen sollten, in der Favela ein dichtes Beziehungsnetz zu knüpfen, um seine Position als „Chef“ zu stärken. Anhand dieses kleinen Beispiels problematisierte er die Sichtweise des „Anderen“ - des Armen, des Favelabewohners, des Schwarzen, des Homosexuellen etc. –, dessen Bild konstruiert wird durch die mit Vorurteilen arbeitende Presse, für die die Berichterstattung über Randgruppen ein extrem attraktives Feld ist. Luis Felipe Falcão arbeitete über die Stadt Florianópolis, die in den letzten Jahrzehnten einen starken Urbanisierungsprozess durchmachte. Diese Verstädterung hat aber nicht die Idee einer kleineren überschaubaren Stadt verdrängt. Er analysierte Erinnerungen von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, deren nostalgisches Stadtbild noch die heutige Sichtweise und Darstellung der Stadt beeinflussen. Robson Laverdi sprach über das Einleben in Städten von jungen Homosexuellen aus ländlichen Gemeinden. Anhand der Analyse eines Interviews mit einem jungen ungelernten Arbeiter, der seine Homosexualität nicht verbirgt, zeigte er die soziokulturellen Spannungen des Einlebens im neuen Umfeld.

Das Thema „Migration, Identität und Differenz: Ansätze und Möglichkeiten der Oral History“ wurde am runden Tisch von Alexander Freund (Universität Winnipeg), Marcos Nestor Stein und Meri Frotscher, beide von der UNIOESTE, behandelt. Alexander Freund befürwortete den Einsatz von Oral History als strategisches Konzept, um das kollektive Gedächtnis in der Migrationsforschung zu analysieren. Er zeigte, dass mündliche Berichte hervorragende Quellen sind, um zu prüfen, wie die Einwanderer und ihre Nachkommen mit den kollektiven Erinnerungen im Aufnahmeland umgehen. Marcos Stein analysierte die Erinnerungen über die Migration der so genannten Donauschwaben, die in Folge des zweiten Weltkriegs 1951 nach Paraná emigrierten. Er zeigte, dass mündliche Berichte teilweise das durch Publikationen und „Erinnerungsorte“ – wie das lokale Museum – konstruierte und verbreitete kollektive Gedächtnis wiedergeben, aber trotzdem die einzelnen Schicksale nicht zu einer homogenen Erzählung der Vergangenheit der ganzen Gruppe passen. Méri Frotscher diskutierte Erinnerungen temporärer brasilianischer Arbeitsmigranten, die durch die offizielle schweizerische Bauernvertretung dort in landwirtschaftliche Betriebe vermittelt wurden. Interviews zeigten, wie ihre von Elementen des Ursprungs- und des Ziellands bestimmte hybride Identität durch die Migrationserfahrung aktualisiert wird. Die Interviewten betonen ihre deutsche Herkunft und dass sie gute Arbeiter seien. Mit dieser ethnischen Grenze trennen sie sich sowohl in der Schweiz von Arbeitern anderer Nationalitäten als auch in Brasilien von Arbeitern anderen Regionen.

Wie bei den vorangehenden regionalen Konferenzen wurden von Magistern und Doktoren Mini-Kurse angeboten. So sollte vor allem den Diplom-Studenten die Möglichkeit zu weiteren theoretischen und methodologischen Diskussionen über Oral History gegeben werden. Die Themen der insgesamt fünf Mini-Kurse waren:

- „Erinnerung, Subjektivität und Oral History“, durchgeführt von Cezar Karpinski (Bundesuniversität Santa Catarina),

- „Methodologische Möglichkeiten der Oral History bei der Migrationsforschung“, angeboten von Claudirene Aparecida de Paula und Beatriz Medeiros de Melo (Bundesuniversität São Carlos),
- „Erinnerungen, Erzählung und populäre Musik“ von Geni Rosa Duarte (UNIOESTE) und Emilio Gonzalez (Technische Bundesuniversität Paraná),
- „Kultur, Räumlichkeit und Oral History“ von Jiani Fernando Langaro (Technische Bundesuniversität Paraná) und Jorge Pagliarini (Unimeo- Parana),
- „Erinnerungen und Politik während der Wiederdemokratisierung Brasiliens“ von Pablo F. Andrade (Bundesuniversität Rio de Janeiro) und Márcio F. Ananias Vilela (Bundesuniversität Pernambuco).

Dem Namen nach nur eine regionale Konferenz, nahmen an der 5. Konferenz der ABHO, Sektion Süd eine große Zahl von Forschern anderer Regionen Brasiliens und auch aus dem Ausland teil. Insgesamt konnten Gäste von 30 verschiedenen Universitäten begrüßt werden. Die erfolgreichen Bemühungen um die weitere Verbreitung der Konferenz zeigt den Stellenwert von Oral History im heutigen Brasilien.

Die Teilnahme ausländischer Forscher machte nicht nur den Austausch von Erfahrungen und Diskussionen über Oral History auf breiterer Basis möglich, sondern es konnten auch weitere Aktivitäten wie der Austausch und die engere Zusammenarbeit zwischen der UNIOESTE und der Universität von Buenos Aires geplant werden. Als konkretes Ergebnis sind eine CD-ROM der Konferenzbeiträge und ein Buch mit den erweiterten Versionen der Referate der Teilnehmer an den runden Tischen geplant. Letzteres soll in einer portugiesischen und einer spanischen Version erscheinen.

Meri Frotscher und Alexander Freund

AUTORINNEN UND AUTOREN DIESES HEFTES

Helga Amesberger, Dr., Institut für Konfliktforschung, Lisztstrasse 3, A-1030 Wien

Claus Bernet, Dr. Dr., Taurogener Str.2, 10589 Berlin

Gernot Böhme, Prof. Dr., Rosenhöhweg 25, 64287 Darmstadt

Mandy Boehnke, EMPAS – Institut für angewandte und empirische Soziologie Universität Bremen FVG-Mitte, Celsiusstraße, 28359 Bremen

Roland Borchers, Freie Universität Berlin, Osteuropa-Institut, Garystr. 55, 14195 Berlin

Maren Brandt, Glückstraße 26 B, 22081 Hamburg

Piotr Filipkowski, PhD, al. KEN 96 / 97, 02 – 777 Warszawa, Polen

Alexander Freund, Prof. Dr., University of Winnipeg, Department of History, German Canadian Studies, 515 Portage Avenue, Winnipeg, Manitoba, Canada R3B 2E9

Meri Frotscher, Dr., UNIOESTE, 85960 Marechal Candido Rondon, Brasilien

Kathrin Pöge-Alder, Dr., Friedrich-Schiller-Universität Jena, Lehrstuhl für Volkskunde, Zwätzengasse 3, 07743 Jena

Herwig Reiter, Dr., Universität Bremen, Fachbereich Sozialwissenschaften, Postfach 330440, 28334 Bremen

Michael Ritter, Dr., Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Philosophische Fakultät III, Institut für Schulpädagogik und Grundschuldidaktik, Franckeplatz 1, Haus 31, 06110 Halle

Astrid Seltrecht, Dr., Gutenberg Universität Mainz, Institut für Erziehungswissenschaft, 55099 Mainz

Anna Wylegała, ul. Marchlewskiego 64, 64 - 761 Krzyż, Polen

## **FachZeitschriften im Verlag Barbara Budrich**

### **BIOS**

Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History  
und Lebensverlaufsanalysen

BIOS ist seit 1987 *die* wissenschaftliche Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History Studien und – seit 2001 – auch für Lebensverlaufsanalysen. In ihr arbeiten über Disziplin- und Landesgrenzen hinweg Fachleute u.a. aus der Soziologie, der Geschichtswissenschaft, der Pädagogik, der Volkskunde, der Germanistik.

### **dms – der moderne staat**

Zeitschrift für Public Policy, Recht und Management

Die neue Zeitschrift ist interdisziplinär angelegt und beschäftigt sich mit dem seit drei Jahrzehnten international zu beobachtenden massiven Wandel der Erfüllung öffentlicher Aufgaben nach Inhalt, Struktur und Organisation, Prozessen und Ergebnissen. Dieser Wandel fordert alle Fachwissenschaften heraus, bei Erhaltung der jeweiligen disziplinären Kompetenz nach integrierbaren Untersuchungen und Erklärungen zu suchen.

### **Diskurs Kindheits- und Jugendforschung**

„Diskurs Kindheits- und Jugendforschung“ widmet sich dem Gegenstandsfeld der Kindheits- und Jugendforschung unter der integrativen Fragestellung von Entwicklung und Lebenslauf; er arbeitet fächerübergreifend und international mit deutschen und internationalen AutorInnen aus den einschlägigen Disziplinen wie z.B. der Psychologie, Soziologie, Erziehungswissenschaft, der Ethnologie, Verhaltensforschung, Psychiatrie und der Neurobiologie.

Weitere Informationen unter [www.budrich-verlag.de](http://www.budrich-verlag.de)

## **FachZeitschriften im Verlag Barbara Budrich**

### **Erziehungswissenschaft**

Mitteilungsblatt der Deutschen Gesellschaft  
für Erziehungswissenschaft

Erziehungswissenschaft ist das offizielle Mitteilungsblatt der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft. Die Zeitschrift trägt den Informationsaustausch innerhalb der Gesellschaft und fördert die Diskussion über die Entwicklung des Faches.

### **femina politica**

Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft

*femina politica* ist die einzige Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft im deutschsprachigen Raum. Sie wendet sich an politisch und politikwissenschaftlich Arbeitende, die den Gender-Aspekt bei ihrer Arbeit berücksichtigen. *femina politica* analysiert und kommentiert tagespolitische und politikwissenschaftliche Themen aus feministischer Perspektive, berichtet über Forschungsergebnisse, Projekte, Tagungen und einschlägige Neuerscheinungen.

### **Freiburger GeschlechterStudien**

Budrich UniPress

Herausgegeben vom Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG)

Die *Freiburger GeschlechterStudien* sind eine interdisziplinäre Zeitschrift im Bereich der Geschlechterforschung. Sie ermöglichen einerseits forschenden, lehrenden und studierenden Genderinteressierten den Blick über den Tellerrand des eigenen Fachbereichs hinaus. Andererseits fördern sie eine vertiefte Auseinandersetzung außeruniversitär Interessierter mit der Geschlechterthematik.

Weitere Informationen unter [www.budrich-verlag.de](http://www.budrich-verlag.de)

## **FachZeitschriften im Verlag Barbara Budrich**

### **Gender**

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft

Gender ist eine neue Zeitschrift, die sich der Frauen- und Geschlechterforschung aus interdisziplinärer sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive nähert. Forschung, Theorie und Praxis finden hier ein prominentes Forum.

### **Gesellschaft. Wirtschaft. Politik (GWP)**

Sozialwissenschaften für politische Bildung

GWP ist die älteste Fachzeitschrift in der Bundesrepublik für Studium und Praxis des sozialwissenschaftlichen Unterrichts. Als sozialwissenschaftliches Magazin ist sie der Aktualität wie dem Grundsätzlichen verpflichtet, der sorgfältigen Fundierung wie der lebendig wechselnden Stilistik. GWP finden Sie im Internet unter [www.gwp-pb.de](http://www.gwp-pb.de)

### **Pädagogische Korrespondenz**

Budrich UniPress

Die Zeitschrift ist der „kritischen Zeitdiagnose in Pädagogik und Gesellschaft“ verpflichtet. Herausgegeben vom Institut für Pädagogik und Gesellschaft e.V., Münster

### **Spirale der Zeit – Spiral of Time**

Frauengeschichte sichtbar machen –  
Making Women's History visible

Die zweisprachige Zeitschrift erzählt anschaulich unsere Geschichte von ihren Anfängen bis zu unserer Gegenwart neu. Mit dieser umfassenderen Sicht begegnet die Zeitschrift der bildungspolitischen Herausforderung an eine geschlechtergerechte Vermittlung von Geschichte in Schulen und öffentlichen Einrichtungen als Voraussetzung für eine geschlechterdemokratische Politik. Die Spirale der Zeit – Spiral of Time erscheint zweimal jährlich, je Heft 64 Seiten (A4) mit vielen farbigen Abbildungen, deutsch und englisch.

Weitere Informationen unter [www.budrich-verlag.de](http://www.budrich-verlag.de)

## **FachZeitschriften im Verlag Barbara Budrich**

### **ZQF – Zeitschrift für Qualitative Forschung**

(zuvor: ZBBS – Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung)

Die *ZQF* erscheint halbjährlich. Das Team der HerausgeberInnen setzt sich aus den Vorstandsmitgliedern des Magdeburger Zentrums für Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung zusammen und gewährleistet durch diese Konstellation die Repräsentanz der wichtigsten an der qualitativen Forschung beteiligten Fachdisziplinen.

### **Zeitschrift für Familienforschung**

Journal for Family Research

Beträge zu Haushalt, Verwandtschaft und Lebenslauf

Die *Zeitschrift für Familienforschung* erscheint dreimal jährlich.

Die *Zeitschrift für Familienforschung* fördert interdisziplinäre Kommunikation und Diskussion. Dies geschieht durch die Veröffentlichung von Beiträgen zur Familien- und Haushaltsforschung aus den Fachdisziplinen: Familiensoziologie, Familiendemographie, Familienpsychologie, Familienpolitik, Haushaltswissenschaft, historische Familienforschung sowie aus Nachbargebieten.

### **Zeitschrift für Politische Theorie**

Die Zeitschrift für Politische Theorie dient neben der politikwissenschaftlichen Theoriegenese auch zur Reflexion über die Entstehung, Leistungsfähigkeit und die Grenzen von Theorie im Kontext der Politikwissenschaft selbst, sowie zur Bezugnahme auf politikwissenschaftlich relevante theoretische Arbeiten in den sozial- und kulturwissenschaftlichen Nachbardisziplinen.

Weitere Informationen unter [www.budrich-verlag.de](http://www.budrich-verlag.de)